AUGUST STRINDBERG.

Die Vergangenheit eines Thoren.

II.

Berlin 1894.
Verlag des Bibliographischen Bureaus
Alexanderstr. 2.

Die
Vergangenheit eines Thoren

von

August Strindberg.

Zweiter Band.

Berlin, 1894.
Verlag des Bibliographischen Bureaus.
Alexanderstraße 2.

Inhalt.

I.

Im Vorhof.

(1867.)

Das Boot hat Flottsund und Domstyrken passiert; das Gustavianum und die Carolina treten hervor.

Die frohe Stimmung von Punsch und Frühstück legt sich; man fühlt, daß der Ernst nun naht, der Kampf des Lebens beginnt. Kein Versprechen ewiger Freundschaft, kein Versichern von Beistand und Hilfe. Die Jugend ist aus ihrem romantischen Rausche erwacht. Man weiß, daß man nun mit dem Althergebrachten brechen wird; neue Interessen werden die Schaaren, die einst das Schulzimmer vereint, beseelen, der Wettstreit wird entfesselt, und alles Andre tritt in den Hintergrund. Der eigentliche Kampf wird beginnen.

Johann mietete mit seinem Freunde Fritz zusammen ein Zimmer in der Klostergasse. Es enthielt zwei Betten, zwei Tische, zwei Stühle und zwei Schränke und kostete 30 Kronen Miete, also 15 Kronen für jeden. Das Mittagessen wurde von der Aufwärterin für 12 Kronen gebracht, das machte 6 Kronen für jeden. Morgens und

Abends tranken sie ein Glas Milch und aßen Butterbrod dazu. Das war Alles. Das Holz kauften sie auf dem Markte von einem Bauern, eine kleine Klafter zu 4 Kronen. Und so spielte nun Johann die Hausfrau. Seine Wäsche ließ er nach Stockholm schicken. Er hatte 80 Kronen in seiner Tischlade, und damit sollte er alle Ausgaben bestreiten.

Es war ein merkwürdiges Gebäude, das er betrat, keinem andern ähnlich. Es war unter dem Namen „altes Ritterhaus" bekannt und hatte einen besonderen Vorhof. Es glich einem kleinen Flecken und machte ganz den Eindruck eines Bauernviertels. Alle Professoren waren Bauern, auch nicht ein Stockholmer war unter ihnen. Die Häuser und Straßen glichen denen in Nyköping. Hier war das gebildete Viertel; stand es auch unter sehr zweifelhafter Leitung, so mußte doch sicherlich hier der Schwerpunkt der Bildung gesucht werden.

Die Studenten galten für die höhere Klasse in der Stadt, und die Bürger legten ihnen den Ehrennamen „Spürhunde" bei. Die Studenten standen noch außerhalb und über den bürgerlichen Gesetzen. Sie schlugen Fenster ein, nahmen die Schlagbäume ab, traten der Polizei entgegen, verursachten Straßenlärm, griffen beim Gericht ein, alles war ihnen erlaubt, denn niemand bestrafte sie, im allerschlimmsten Falle gab es einen Verweis, seitdem der alte Karzer auf dem Schlosse nicht mehr benutzt ward; ja, sie besaßen sogar einen Waffenschein und trugen eine besondere Uniform. So wurde ganz systematisch noch eine Aristokratie herangebildet, ein neuer Ritterstand

nach dem Sturz des Ritterhauses. Was selbst für den Spürhund ein Vergehen gewesen wäre, war für die Studenten Scherz und Spaß. Überdies hatte der Studentengeist seit dem Tage in Paris seinen Höhepunkt erreicht, sie kamen von dort so glücklich heim wie zurückkehrende Sieger und Triumphatoren.

Johann sollte nun eifrig studieren und hatte kein Buch.

„Zuerst muß man sich orientieren," hieß es. Er ging nach der Landsmannschaft. Dieselbe war ein altes Ueberbleibsel aus der Zeit der Landschaftsverfassung und so alt, daß die neuhinzugekommenen Provinzen Schonen, Halland und Blekinge nicht einmal als Volk bezeichnet waren.

Die Landsmannschaft war gleichsam ein wohlgeordneter Staat, in Klassen geteilt, jedoch nicht nach Verdienst, sondern nach dem Alter und gewissen zweifelhaften Verdiensten. Hinter dem Namen der Adligen stand im Verzeichniß noch das Wort „nobilis". Man schwur mancherlei bei der Fahne und war für die Landsmannschaft thätig. Man begegnete vielen adligen Namen, Verwandten, Familienverbindungen, Talent, derbem und geschmeidigem Wesen; das letztere allein war doch aber nicht denkbar für so skeptische und verständige junge Leute.

Am ersten Abend in der Landsmannschaft machte Johann einen Versuch. Viele alte Kameraden aus der Klaraschule trafen zusammen; er hatte die Rauhesten am liebsten und sie ihn. Er war fahnenflüchtig geworden und suchte Auskunft über Privatwissenschaft, unter deren Schutze er seinen Weg zur Staatswissenschaft betreten könnte. Sie kamen ihm alle so regelrecht und verschrumpft

1*

vor. Fritz stürzte sich mitten unter die Aristokraten und ließ sich vorstellen, schloß mit Leichtigkeit Bekanntschaften und befand sich sehr wohl.

Als sie in der Nacht nach Hause gingen, fragte ihn Johann, wer der Geck mit der Sammetjacke und dem Benoitkragen und den darauf gemalten Steigbügeln gewesen sei. Fritz erwiderte, daß das kein Geck wäre, und daß er den für einen Lump erachte, der die Leute nach ihrer Kleidung beurteile und unvorteilhaft über sie spräche. Johann verstand das von seinem Standpunkt aus nicht und schwieg. Fritz erklärte ihm weiter, daß es ein ganz besonders interessanter Mann und darum der Senior der Landsmannschaft sei. Um ihn noch mehr zu reizen, fügte er hinzu, daß der Genannte sich mit Zufriedenheit über die Art und Weise und das ganze Auftreten der Neuhinzugekommenen geäußert hätte; er solle gesagt haben: „Es liegt ein gewisses Etwas in ihnen. Früher, ehe die Stockholmer hierherkamen, sahen sie wie Handwerker aus.“ — Johann war über das Mitgeteilte sehr beleidigt und behauptete, es sei etwas Fremdes zwischen sie getreten. Fritzens Vater war Mühlenbesitzer, die Mutter aber war von adliger Herkunft. Er hatte von ihr eben so viel geerbt wie Johaun von der seinen. Die Tage schwanden dahin. Fritz trug einen Frack und machte seinen Professoren jeden Morgen seine Aufwartung; er wollte Jurist werden. Dies war sein vorgestecktes Ziel, und die Juristen waren die einzigen, die nach umfassenden Kenntnissen strebten, um dem öffentlichen Leben Nutzen zu bringen; die einzigen, welche darnach strebten, tiefer in die bürgerliche Organisation zu blicken und mit dem Handel und Wandel des

täglichen Lebens in Zusammenhang zu bleiben. Sie waren Realisten.

Johann hatte keinen Frack, keine Bücher, keine Bekannten.

„Ich borge Dir meinen Frack," sagte Fritz.

„Nein, ich will mich nicht bei den Professoren einschmeicheln," antwortete Johann.

„Du bist dumm," erwiderte ihm Fritz, und darin hatte er auch recht, denn die Professoren bekümmerten sich wirklich nicht um ihn, schon der Gerüchte wegen, die über ihn im Umlauf waren. Das war ein harter Schlag für Johanns Stolz, auf seine Arbeit angewiesen zu sein, um sein Herkommen zu rechtfertigen; und das war wahr, er hielt es für schimpflich, für einen Kriecher gehalten zu werden. Könnte sich nicht ein alter Professor einbilden, er hätte sich vor ihm gedemütigt? Wozu hatte er ihn nötig? Sich Übergeordneten unterzuordnen galt ihm soviel wie Kriechen. Alles war übrigens noch unbestimmt. Die Universität, die eigentlich die Hochschule des freien Forschens sein sollte, war im Grunde nur eine Examensanstalt, eine Schule, wo Aufgaben gegeben und abgehört wurden, aber man mußte die Kameraden nach der Aufgabe fragen, denn die Professoren wollten nicht bekennen, daß es eben Aufgaben waren. Sie hielten zum Schein Vorlesungen, hauptsächlich um ihre Kasse zu füllen; ohne Privatkollegien gehört zu haben, kam man nicht durchs Examen. Johann beschloß, die Vorlesungen zu besuchen, um doch etwas versucht zu haben. Er ging nach dem Gustavianum, um Geschichte der Philosophie zu hören. Die Einleitung des Professors über die Ethik des Aristo-

teles machte den größten Teil der Vorlesungen aus. Bei drei Stunden in der Woche brauchte er also 40 Jahre, um die Geschichte der Philosophie durchzugehn. „40 Jahre“, dachte Johann, „das ist zu lange für mich,“ und so ging er nicht mehr hin. Es war überall gleich. Ein Adjunkt las Shakespeares Heinrich VIII. und erklärte denselben samt dem Commentar auf englisch vor einer Zuhörerschaft von 5 Personen. Johann ging mit mehreren Kameraden zusammen hin, aber er merkte, daß sie Alle 10 Jahre älter sein würden, ehe Heinrich VIII. beendet wäre.

Nun ward ihm mittlerweile klar, was eine Examensverordnung bedeutet. Das Erste war eine lateinische Abhandlung, die man öffentlich schreiben mußte, mehrere andere lateinische Arbeiten folgten. Johann hatte Ästhetik und lebende Sprachen als Hauptgegenstand gewählt. Die Ästhetik sollte Architektur, Skulptur, Malerei und Litteraturgeschichte und dazu die ästhetischen Systeme umfassen. Das war ja genug, um durchs Leben zu kommen. Die lebenden Sprachen waren französisch, deutsch, englisch, italienisch und spanisch nebst Sprachvergleichung. Woher sollte er bis dahin Bücher bekommen? Die Kollegen wollte er nicht darum bitten. Er studierte indessen eifrig an seiner Ästhetik. Er hatte erfahren, daß man auf der Landsmannschaft Bücher borgen könnte, und so entlieh er von dort Atterboms Siare und Skalder, welche er zufällig in einem Bande fand. Leider handelte derselbe nur von Svedenborg und enthielt Thorilds Brief.

Svedenborg erschien ihm albern, und Thorilds Brief ging ihn nichts an.

Svedenborg und Thorild waren zwei hyperboräische

Schweden, die einsiedlerisch und zurückgezogen lebten und dem Größenwahn zur Beute gefallen waren. Der Größenwahn wird auffallend oft grade in Schweden erzeugt. Die abgesonderte Lage dieses Landes, die weitausgedehnte Fläche desselben und die überall zerstreuten Völkerschaften sind eben die günstigsten Vorbedingungen dazu. Größenwahn trifft man in Gustav Adolfs Kaiserplan, in Karls X. europäischen Großmachtsideen, in Karls XII. Attilaprojekt, in Rudbecks Atlantikamanie und zuletzt in Svedenborgs und Thorild's Himmelssturm- und Weltbrandphantasien. Johann kamen sie wahnsinnig vor, und er warf sie beiseite. Und dergleichen sollte man lesen!

Er begann über seine Stellung nachzudenken. Was sollte er in Upsala anfangen? Nach sechs Jahren würde er vielleicht ein Amt mit 80 Kronen bekommen. Und dann? Er dachte nicht weiter. Kein andrer Zukunftsplan blieb ihm, kein andrer Ehrentraum, als Schullehrer zu bleiben. Erst Lorbeerkranz und Doktorhut und dann den Katechismus in der Jakobsschule lesen bis zum Tode! Nein, das zu ertragen, schien ihm unmöglich!

Die Zeit verging, und Weihnachten rückte heran. Der kleine Schatz schwand langsam, aber sicher aus der Tischlade. Was nun? Mit der Zeit, in der die Studenten eine Sonderstellung einnahmen, ging es auf die Neige, seitdem die Eisenbahnen das Verschmelzen zwischen Stadt und Land erleichterten, worauf übrigens die Schulen und höheren Lehranstalten längst vorbereitet waren. Seine Aussichten waren zum Wahnsinnigwerden, und als er keine Bücher mehr auftreiben konnte, fing er an, sich um die Kameraden herumzutreiben. Er suchte Unglücksbrüder auf

und fand deren zwei, die ihre ganze Zeit am Schachbrett zubrachten und auch das Gesangbuch nicht mehr besaßen, das ihre Mutter ihnen einst im Koffer mitgegeben hatte. Er stellte sich also die Frage: „Was, zum Teufel, ist hier zu thun?" Das Examen kam immer näher, und man war gezwungen, alle heimlichen Schleichwege zu betreten, die Thürhüter mit Geld zu bestechen, kein Mittel unversucht zu lassen, Schulden für Bücher zu machen und sich in den Vorlesungen zu zeigen; ach! das war zu viel, zu viel!

Um seine Zeit ganz auszufüllen, lernte er Nationalsextette auf dem Cornet blasen, wozu ihm Fritz, der Generalbaß spielte, geraten hatte. Aber die Übungen wurden zeitweise sehr unregelmäßig und veranlaßten dadurch manche Streitigkeiten im Haushalt. Johann spielte auch Dame, aber Fritz haßte das Spiel; darum ging nun Johann mit seinem Spielbrett bei Bekannten herum und spielte mit ihnen. Er fand, daß das ebenso blödsinnig wäre als Svedenborg lesen.

„Warum liest Du nicht?" fragte ihn Fritz sehr häufig.

„Ich habe keine Bücher," antwortete Johann.

Das war wirklich ein Grund.

Freiheit, die man wenigstens fühlt, Freiheit vom Glockenschlag und dem Überwachen, das man so drückend empfindet. Wenn nur die Lehrer das auch gefunden hätten, dann wäre es besser, und manche Jünglingsseele wäre nicht verloren gegangen. Die Freiheit umschloß oft nur ein leeres Zimmer, das unmöglich möbliert werden konnte, da selbst das Geld fehlte, um sich durch die Arbeit des Universitätslebens Bahn zu brechen. Dieser erzwungene Müßiggang war unerträglich, und wäre es nicht um der Ehre willen gewesen, Johann hätte ihm noch jetzt den Rücken gewandt.

Die Kneipe hatte er noch nicht besucht. Durch die Bierstuben schlenderte er einmal und sah schreckliche Dinge. Die jungen Leute standen in Haufen, saßen auf den Tischen und Pulten und tranken Bier und warteten, bis die Reihe an sie kommen würde. Einmal sah er ein fünfzigjähriges, betrunkenes Weib, lüstern nach Jünglingen. Andere ließen ihre Manneskraft in Gewaltthaten austoben. So hatten junge Leute eines Nachts einen fünfzehn Ellen langen Balken genommen und versuchten ein Holzhaus damit einzurennen. Es war geradezu unsinnig. Viele nun, die über das harte Schicksal der Verworfenen jammern, glauben, daß Not und Verführung die einzigen Beweggründe sind. Johann fand während seines langen Junggesellenlebens niemals ein Freudenmädchen, das sentimental gewesen wäre, oder das einen andern Weg hätte betreten mögen. Sie hatten nach Geschmack gewählt, gediehen vortrefflich und waren Alle froh. Es waren fast Alle Dienstmädchen, die ihren Dienst verließen, weil sie ihrer Meinung nach zu schwer arbeiten mußten; der Ver-

führer sprach natürlich zu jeder, als ob sie die erste wäre, aber keine blieb die erste. Allgemein beklagte man sich über die gestörte Nachtruhe, und die jungen Leute versuchten die verlorene Kraft durch Punsch und Toddy zu ersetzen. Johann lebte äußerst nüchtern. Bis Mittag trank er nichts als Wasser, und wenn er und Fritz am Sonntag jeder eine halbe Flasche Bier tranken, so blieben sie halb berauscht bei Tische sitzen und nahmen zum hundertsten Mal vielleicht die während der Schulzeit erlebten Abenteuer miteinander durch.

Ein kleines Ereignis ungewöhnlicher Art bereicherte indessen Johanns Erfahrung auf einem Gebiet, das ihm bis dahin hermetisch verschlossen gewesen war. Eines Morgens, zu Anfang jener Zeit, erhielten Johann und Fritz eine Visitenkarte aus dem Hotel, mit der Einladung, ihren Freund von H. zu besuchen, der Legationssekretär bei der H.'schen Gesandtschaft in Stockholm war.

„Ist er hier?" sagte Fritz. — „Das wird ein feines Essen werden."

„Ja, erinnerst Du Dich nicht, daß er uns zu besuchen versprach, wenn er nach Upsala käme?"

„Ach, das hat er längst vergessen!"

So ging es mit den feinen Bekanntschaften.

Im Sommer, nach dem Studentenexamen hatte Johann immer ein Kränzchen in Hasselbacken. Er war da dem Legationssekretär H., der zu ihm trat, vorgestellt worden. Es war ein älterer Mann mit dicken Augenlidern, aber von sehr gemütlicher und herablassender Art und Weise. Er trank Brüderschaft mit den jungen Leuten, von denen einige ihn von den Abendgesellschaften beim Kammerherrn

kannten. Man trank mehr, als man vertragen konnte. Als Herr von H. in die Stadt zurückkehren mußte, nahm er eine Droschke; Johann und Fritz fuhren mit. Während der Fahrt setzte sich Herr von H. eine Studentenmütze auf zur allgemeinen Belustigung der Leute auf der Straße. Unterwegs sagte Herr von H.:

„Nun müssen Sie mit mir heraufkommen und ein Glas Champagner trinken.“

Johann sagte zu, aber Fritz blinkte mit den Augen und sagte:

„Wir müssen einer Einladung nachkommen. Wir müssen erst nach Hause gehen und uns umziehen.“

Johann machte erstaunte Augen, aber Fritz trat ihn statt jeder andern Antwort auf den Fuß.

„Wo wohnen Sie? Soll ich Sie nach Hause fahren?“ fragte von H.

„Am Brunkebergstorg Nr. 11,“ log Fritz.

Johann begriff nichts davon. Die Droschke hielt am Brunkeberg, und Fritz zog seinen Kameraden in den Thorweg.

„Was ist das für ein Streich?“ fragte Johann.

„Ach, das ist ein altes Schwein,“ sagte Fritz, „und ich will ihm ferne bleiben.“

Johann fand, das klänge sehr geheimnisvoll, dann aber geriet die ganze Angelegenheit bald in Vergessenheit. Als nun jetzt die Einladung des Herrn von H. erfolgte, nahmen die Freunde sie an.

Das Mittagessen wurde in einem innern Zimmer auf Gästis eingenommen. Champagner lag auf Eis, und von allem gab es das Beste, was man sich wünschen

konnte. Mit dem Champagner, begannen die Reden, die Jünglinge redeten über Politik der alte Herr aber lächelte und sprach — wie er behauptete — offenherzig über verschiedene Kabinetsgeheimnisse. Es war etwas Neues, die Reichsgeheimnisse aus erster Hand zu erhalten. Herr von H. wollte nun die Thür zum großen Saal verschließen, das ward aber untersagt. Die Studenten kamen herein und aßen schielenden Blickes ihre halben Portionen. Jetzt waren alle berauscht und bei dem Kapitel angekommen, wo man sich ewige Freundschaft schwört, verspricht die Freunde zu besuchen, wenn man ins Ausland kommt u. s. w. Dann umarmte man sich und küßte sich auf dei Wangen, wie es dort Sitte sein sollte, von wo Herr von H. stammte.

Dann brachen alle auf und gingen nach Flustret, um dort Kaffee zu trinken. Herr von H. wollte hineingehn, die jungen Leute aber wollten mit ihrer feinen Bekanntschaft Staat machen und schlugen vor, draußen zu sitzen. Dabei blieb es. Nun aber versammelten sich haufenweise junge Adlige um ihren Tisch, begrüßten Herrn von H. und fingen an, über seine Begleitung zu lachen.

„Worüber lachen die?" fragte Johann.

„Wir sind voller Natürlichkeit."

Es war Abend, und am folgenden Tage sollte Herr von H. heimreisen. Die Kameraden begleiteten ihn nach dem Bahnhof. Fritz und Johann standen auf dem Perron, ein Andrer aber stieg mit hinein in den Waggon. Bald darauf fuhr er rücklings heraus und schlug die Thür zu mit einem: „Fahr zur Hölle!"

„Das verwünschte Aas, er wollte mich auf den Mund küssen!“ rief er nun bebend aus und zog die Kameraden mit sich fort durch die Volksmenge.

„Was war das?“

„Das war so seine Art und Weise,“ meinte Fritz.

„Nein, das war ein Teufel,“ erwiderte der Andere.

„Hätte er es mit uns grade so gemacht?“ fragte Johann. — Darum haben sie in der Flustret so gelacht. Was war dies nur? Das war die Geschichte von „dem alten Herrn“, dem wohl jeder Jüngling einmal begegnet, und nun erinnerte Johann sich auch, daß er im Glockenhof zu Vidala eine etwas wunderbar klingende Geschichte hatte erzählen hören von einem Burschen, der eine goldne Uhr und soviel Geld, als er wollte, von einem „alten Herrn“ erhielt. Wofür? Das wußte niemand.

Die Zeit schlich dahin, unerträglich langsam, ereignislos, zum Einschlafen. Bis jetzt hatte Johann sich manches abkargen können, aber weiter ging es nicht. An dieser

ökonomischen Frage scheiterten nun alle seine Pläne. Vielleicht war er dieser anhaltenden Gehirnthätigkeit ohne Muskelanstrengung überdrüssig. Die kleinen Erfahrungen, die ermachte, verbitterten ihn. Eines Tages kam Fritz mit einem jungen Grafen heim. Er stellte Johann den Herrn vor, und der Graf glaubte sich zu erinnern, daß sie zusammen in der Klara-Schule gewesen wären. Johann wollte sich durchaus nicht daran erinnern. Die alten Freunde und Schulkameraden titulierten sich gegenseitig Herr Graf und Herr. Nur zu gut erinnerte Johann sich daran, wie er und der junge Graf in einem Tabaksladen am Sabbatsberg spielten, und wie er bei irgend einer Gelegenheit prophetisch ausrief: „Ehe ein Jahr vergeht, weißt Du, so kennen wir einander nicht mehr!“ Der junge Graf protestierte aufs lebhafteste dagegen und fühlte sich tief verletzt. Warum hob Johann grade diesen Fall vor so vielen andern hervor, da es doch ganz natürlich war, daß man sich etwas fremder gegenübertrat, nachdem der Umgang so lange unterbrochen war? Darum, weil er beim Anblick des Adligen das Sklavenblut in seinen Adern kochen fühlte. Man glaubte, der Geburtsunterschied brächte diesen Haß hervor.

So verhielt es sich aber vielleicht nicht, denn sonst würde sich die starke Rasse der untern Klassen dem Geburtsadel überlegen fühlen. Es war wohl ganz einfacher Klassenhaß. Der in Frage stehende Graf war ein blasser Jüngling, von sehr einfachem Wesen, lang und hager, ohne Haltung; er war sehr arm und sah verhungert aus. Er hatte guten Verstand, war fleißig und durchaus nicht übermütig. Später im Leben ward er Johann noch ein-

mal vorgestellt, und dieser fand dann auch, daß es ein sehr gefälliger, humaner Mann wäre, der eine anspruchslose und ruhige Beamtenlaufbahn verfolgte unter Schwierigkeiten, die denen Johanns glichen. Warum sollte er ihn da hassen? Und dann lachten sie über den Unverstand seiner Jugend. Sie konnten damals lachen, denn Johann war allem Anschein nach, was man so nennt „oben auf", denn sonst würde er jedenfalls nicht gelacht haben.

„Stehst Du auf, so setze ich mich," so hatte man mehr boshaft als erklärend das Streben der untern Klassen in den Frühlingstagen bezeichnet. Aber man hatte sich geirrt. Man stößt alles um, bricht sich mit den Ellenbogen bis zu den Andern Bahn; nun will man neben den Andern stehen; um frei zu werden, unterwirft man sich jeder Beschwerde und hilft sich mühsam hinauf und findet oben nichts. — „Rücke ein wenig, so können wir beide sitzen," sollte es nun von rechtswegen heißen. Nun sagte man zu Denen, die jetzt oben waren, daß die Notwendigkeit sie da hinauf gebracht hätte, und daß sie unter allen Verhältnissen dort sitzen bleiben sollten; es steht edem frei, an dem allgemeinen Wettlaufen teilzunehmen und zu versuchen, wie weit man kommt; und dasselbe Sacklaufen beginnt wieder unter neuen Verhältnissen. — „Gut, laß uns also das Sacklaufen beginnen, aber komme hierher und stelle Dich hier dicht heran, wo ich stehe," sagt die untere Klasse, „damit ich Dich sehen kann. Du hast nun einen Vorsprung durch die Privilegien und das Kapital, und doch werden wir denselben Weg zurücklegen entweder im Wagen oder auf dem englischen Reitsattel, ganz den Anforderungen der neuen Zeit gemäß. Wenn Du im

Vorsprung bist, so beruht es nur darauf, daß Du gemogelt hast! Der Wettlauf wird daher für ungültig erklärt, und wir fangen noch einmal an; sobald wir uns nicht einigen können, geben wir den ganzen Wettlauf auf wie einen antiken Sport aus vergangenen Zeiten."

Fritz betrachtete die Dinge von einem andern Standpunkt aus. Er wollte die da oben nicht in den Rock beißen, er wollte sich selbst veredeln und zu ihnen hinaufsteigen und ihnen gleich werden. Er fing an zu lispeln und nahm elegante Handbewegungen an, grüßte wie ein Minister und warf seinen Kopf hintenüber, als wenn er von seinen Zinsen lebte. Aber er schätzte sich selbst zu sehr, um lächerlich zu werden, und bespöttelte sich selbst und sein Bestreben. Nun wollte Fritz durchaus den Aristokraten gleichen, er hatte einfache, sichere, ungekünstelte Manieren, auch einige recht bürgerliche, und vor allem ahmte er einem alten Theatermodell nach, wie man keins mehr findet. Er ward daher im Leben auch nicht, was er erwartete, obwohl er im Sommer so lange mit seinen Freunden im Schloßzimmer blieb, und er endete auf einem sehr bescheidenen Posten als Beamter. Er ward im Gastzimmer empfangen, aber weiter kam er nicht, und der Hardesvogt ward in keinem Salon vorgestellt, wo die Studenten sogar unvorgestellt Zutritt hatten.

Inzwischen fingen die Wirkungen von dem ungleichartigen Umgang der beiden Freunde an sich zu zeigen. Erst Kälte, dann Feindschaft. Es brach eines Nachts am Spieltisch aus.

Fritz hatte eines Tages ihrem Beschluß entgegen zu Johann gesagt:

„Du sollst nicht Verkehr haben mit den Tungusen, mit denen Du immer gehst!“

„Was macht das?“

„Nichts, aber Du kannst lieber mit mir zu meinen Freunden kommen.“

„Wir passen nicht zusammen!“

„Sie passen schon zu Dir, aber sie halten Dich für hochmütig!“

„Ja?“

„Ja, und um zu beweisen, daß Du es nicht bist, komm heute Abend mit mir zum Punsch.“ — Johann folgte widerstrebend.

Es waren gediegene Juristen, die sich kurz ausdrückten. Das war der erste Vorzug. Man diskutierte vielerlei, und es gelang Johann fast ganz durchzukommen, aber die Herren legten ihre sauren Mienen nicht ab. Darauf ward Knöcheln vorgeschlagen. Johann erklärte, daß er niemals Knöcheln spiele.

„Aus Prinzip?“ fragte man.

„Ja,“ antwortete er.

„Woher hast Du das Prinzip?“ fragte Fritz giftig.

„Ich habe es eben!“

„Eben? hier?“

„Ja, eben, hier!“ antwortete Johann.

Sie wechselten feindselige Blicke mit einander, und das war der Schluß. Sie gingen schweigend nach Hause, legten sich schweigend zu Bett, standen schweigend auf. Während fünf Wochen aßen sie am selben Tisch Mittag, schweigend, und niemals sprachen sie wieder mit einander. Die Kluft hatte sich geöffnet, die Freundschaft war beendet,

der Umgang war beendet, und nichts war mehr im Stande, sie wieder einander näher zu bringen. Wie kam das?

Diese so entgegengesetzten Naturen hatten während fünf Jahre treu zusammengehalten in Gewohnheiten, im Klassenzimmer, in den Interessen, sie fühlten sich zu einander hingezogen durch gemeinsame Erinnerungen, Niederlagen und Siege. Es war ein Ringen wie zwischen Feuer und Wasser, das aufhören mußte und aufhören konnte, wenn jemand dazwischen kam, und zwar wenn schnell jemand dazwischen kam. Sie platzten aufeinander los wie ein Schuß; die Masken fielen, und es ward ihnen klar, daß sie eigentlich geborene Feinde wären, das will sagen, zwei so ungleich geartete Naturen, daß ihre Wege immer weit auseinander gehen mußten. Sie schlossen ihre Rechnung weder mit einer Zänkerei, noch mit unzeitigen Beschuldigungen ab, sie machten Schluß ohne Bedenken. Das kam so von selber. Ein unheimliches Schweigen herrschte am Mittagstisch, die Hände blieben gekreuzt, und die Blicke vermieden einander; dann und wann bewegten sich Fritzens Lippen, als wollte er etwas sagen, aber der Kehlkopf blieb unthätig. Was sollte er auch sagen? Es gab nichts zu sagen, als was das Stillschweigen auch ausdrückte: „Zwischen uns beiden ist alles aus."

Und doch, wie stand es? Manchmal konnte Fritz am Nachmittag heimkommen, froh und munter und augenscheinlich in der Absicht zu sagen: „Komm mit und rüttle Dich auf, alter Freund!" Aber dann stand er grade vor dem Abgrund, erstarrt durch Johanns Kälte, und dann ging er allein wieder weg. Manchmal geschah es auch Johann, daß er den Groll von sich weisen wollte, und

daß er gern gesagt hätte: „Wie dumm sind wir doch!“ — Aber dann dachte er an die Art und Weise der Weltmänner. Die nutzen die Freundschaft aus, um nur mit jemand zusammenzuwohnen. Die kennen einander auswendig, sie kennen die gegenseitigen Geheimnisse und Schwachheiten und wissen genau, mit welchen Gegenantworten sie dem andern begegnen müssen. Das war der Schluß! Was jetzt noch?

Es war eine elende, stumpfsinnige Zeit, die nun folgte. Losgerissen von dem Zusammenleben mit den andern, das er wie einen Teil einer Maschine von sich warf, und getrennt von der gemeinsamen Arbeit mit den andern, hörte Johann auf zu leben, als er sich so auf sich allein angewiesen fand. Ohne Bücher und Zeitungen und ohne jeglichen Umgang erschien ihm das Leben so leer; das Gehirn allein bringt sehr wenig hervor, vielleicht nichts, und um gewisse Verbindungen herstellen zu können, muß ihm immer neuer Stoff von außen zugeführt werden. Aber es kam nichts von außen, die Kanäle waren verstopft, die Wege abgeschnitten, und seine Seele fror. Manchmal nahm er Fritzens Bücher und sah hinein. Darunter fand er zum ersten Mal Geijers Geschichte. Geijer hatte einen großen Namen und war bekannt durch Kolargossen und Sista Kämpen, Vikingen und mehrere Gedichte. Jetzt fing er an, die Geschichtsschreiber zu studieren. Er las Gustav Wasa. Er wunderte sich, in dem Werk weder einen weiten Gesichtskreis, noch neue Aufschlüsse zu finden. Auch der Stil, in dem das Ganze geschrieben, war sehr

alltäglich. Es glich mehr einer Gedächtnisrede und war wie eine kurze Abhandlung über die Regierungsgeschichte eines längst verstorbenen Königs, knapp gehalten, wie ein richtiges Lehrbuch. In elegantem Stil verfaßt, ohne Noten, hätte die Regierungsgeschichte der Könige von Neu-Dänemark eine kleine Broschüre gegeben. Er fragte eines Tages auch die Kameraden, was sie über Geijer dächten.

„Der ist ganz verteufelt!“ antworteten sie.

Das war die allgemeine Meinung in jener Zeit, wo weder Jubiläums- noch Statuenrücksichten die Leute verhinderten, ihre Meinung frei auszusprechen.

So that Johann einen Blick in die Grundlagen. Es war schauerlich, daß man gezwungen sein sollte, so etwas zu lesen! Durch sein Leben daheim und durch das Christentum hatte Johann einen großen Widerwilleu gefaßt gegen alles, was allgemeine Intressen berührt, und durch das unaufhörliche Wiederholen der alten Grundsätze aus der Jugendzeit, welche verboten, sich mit Politik zu befassen, das heißt, mit dem allgemeinen Wohl, und durch den Individualismus des Christentums, mit seinem ewigen Wühlen und Jagen und mit seinen Fehlern, war es dahin gekommen, daß er ein hartnäckiger Egoist ward. „Jeder ist sich selbst der Nächste“ u. s. w. Das war ja das erste Gebot der Selbstsucht von der christlichen Moral. Darum las er auch keine Zeitungen und bekümmerte sich wenig darum, was und wie alles um ihn herum gelenkt und geleitet ward, was sich in der Welt überhaupt zutrug, wie die Geschicke der Menschen sich gestalteten, noch um das, was der große Zeitgeist erdachte. Darum fiel es ihm auch niemals ein, zu den Versammlungen der Lands-

mannschaft — wo allgemeine Angelegenheiten behandelt wurden — zu gehen. — „Es sind ihrer genug," meinte er.

Und er stand nicht vereinzelt mit seiner Ansicht da; so konnte man in den Zusammenkünften einige entschlossene Männer, die diese Versammlungen leiteten, antreffen, die vielleicht mit Unrecht als Egoisten bezeichnet wurden, weil sie die allgemeinen Interessen für private ausnutzen wollten. Er, der die Ereignisse der kleinen Versammlungen gehen ließ, wie sie wollten, war wohl der größte Egoist, da er sich nur mit den Vorgängen in seiner eigenen Seele beschäftigte; dennoch mag hier zu seiner und vieler seiner Landsleute Entschuldigung angeführt werden, daß sie sehr scheu sind. Aber dieser Scheu hätte die Schule durch Uebung im öffentlichen Auftreten und durch Unterweisung im freien Vortrag abhelfen müssen. In der Scheu lag doch eben die Feigheit: die Furcht auf Widerspruch zu stoßen, ausgelacht zu werden, und meistens die Angst, für anmaßend zu gelten oder sich hervorthun zu wollen; und jeder junge Mann, der sich nur im geringsten hervorthat, bekam gleich eins über, denn hier galt die Altersaristokratie in hohem Grade.

Wenn es ihm im Zimmer zu schwül ward, ging er zur Stadt hinaus. Aber die schreckliche Landschaft mit ihren endlosen Thonfeldern machte ihn zu traurig. Er war kein Flachlandbewohner, sondern seine Erinnerungen knüpften sich an die herrlichen Gegenden um Stockholm herum, die durch so viele fließende Gewässer belebt waren. Er konnte sich nicht an die Natur von Upland gewöhnen und war in so hohem Grade von Heimweh erfaßt, daß er bis zur Sentimentalität gerührt ward, als er auf der

Heimfahrt zu Weihnachten der heiteren Strandkonturen bei Brunswik ansichtig wurde, und sein Auge weidete sich an den weichen Linien von Hagaparks Laubwäldern, bis er empfand, daß seine Seele in denselben Ton einstimmte, nachdem so lange ein Mißton in ihr geklungen hatte. So beruhigend wirkte der Eindruck der ihn umgebenden Naturschönheit auf sein Nervenleben.

Die Kleinstadt Upsala mußte ihn, vom gesellschaftlichen Standpunkt aus, genau so angesprochen haben, wie die Großstadt, die er haßte. Wäre die Kleinstadt wirklich eine entwickelte Form des Dorfes gewesen mit Beibehaltung seiner einfachen Mittel für Gesundheit und Gedeihen und mit einigen Resten der Landschaft zwischen den Häusern, so hätte man sie wohl vorziehen können. Nun aber ist die Kleinstadt eine mäßige, anspruchsvolle Kopie mit ihren Irrtümern, und darum ist sie so widrig. Alles war auch so kleinstädtisch. Das immerwährende Erinnern an seine Nationalität:

„Mein Name ist Petersson, Ostgotländer."

„Ich heiße Andersson, Småländer."

So herrschte die Rangsucht unter den Nationalitäten. Die Stockholmer sahen sich für die ersten an und wurden deshalb von den „Bauern" beneidet und verachtet. Was galt als Höchstes? Darüber entspannen sich viele Streitigkeiten. Als solche Stämme, aus denen große Männer hervorgegangen waren, galten die Vermländer — die Geijers Porträt in ihrem Saal hatten — und die Småländer mit ihrem Tegnér und Linné. Die Stockholmer, die nur die Professoren Bergfalk und Bellmann hatten, wurden die „Rinnsteinjungen" genannt. Das war nun ja gerade

nicht witzig, besonders da der Ausdruck von einem Kalmarer herrührte, der darum auch wieder gefragt wurde, ob man in Kalmar keine Rinnsteine hätte. Und die Kalmarer stammten aus Småland und hatten daher kein Recht auf Ursprünglichkeit. Die Wahl der Ordensverleihung gab dem Studentencorps besondere Gelegenheit, diese Art von Patriotismus weiter zu pflegen und sie aus den vorhandenen Quellen zu entwickeln. Selbst der Beförderungsstreit der Professoren, durch Zeitungsartikel und Pamphlete betrieben, hatte durchaus nichts Zunftgemäßes an sich, und der Universitätskanzler, der in Stockholm saß, hatte doch die ganze Entscheidung in seiner Hand und berief auf den Lehrstuhle, wen er wollte.

Die Universität Upsala hatte 1867 nicht einen einzigen fernstehenden Lehrer, der sich über die Menge erhoben hätte. Einige waren alt und schon ganz hinfällige Greise. Andere waren jung, ungeübte Dilettanten, die ihren Frauen oder kleinen Kunstfähigkeiten ihr Fortkommen verdankten. Der einzige, der ein gewisses Ansehen genoß, war Svedelius. Mehr jedoch durch seine humane, gutmütige Art und Weise und durch die Anekdoten, die er ins Leben rief, als durch seinen Geist. Seine gelehrte Thätigkeit beschränkte sich darauf, Lehrbücher und Gedächtnisreden zu verfassen, beide in einem trocknen, hyperschwedischen Ton abgefaßt, und beide waren sie weder streng wissenschaftlich gehalten, noch trugen sie irgend welche Spuren wissenschaftlichen Forschens.

Im Großen und Ganzen entstammte alles, was vorgelesen wurde, dem Auslande, meist kam es aus Deutschland. Die meisten Gegenstände in den Lehrbüchern waren deutsch oder französisch verfaßt, englisch dagegen sehr wenig,

weil es niemand verstand. Selbst der Professor für Litteraturgeschichte konnte das Englische nicht aussprechen, und er fing darum seine Vorlesungen mit Entschuldigungen für seine Aussprache an. Daß er die Sprache kenne, hatte er nicht nötig zu erklären, da man seine Übersetzungen von englischen Gedichten kannte. „Aber warum lernt er die Aussprache nicht?“ fragten sich die Studenten. Die meisten Dissertationen waren nur schlecht zusammengetragene Arbeiten aus dem Deutschen und nichts als Übersetzungen mit einem Anhang von vorgefallenen Skandalgeschichten. Das war nun freilich nichts Außergewöhnliches für jene Epoche, denn die schwedische Bildung bot genau ebenso wenig wie die belgische, schweizerische oder ungarische, ungeachtet dessen gingen Linné und Berzelius aus ihr hervor, aber beiden fehlen schwedische Nachfolger.

Johann besaß keinen Unternehmungsgeist. Die Schule hatte ihm die Arbeit in die Hände gegeben. Die Universität überließ alles ihm selbst. Mutlosigkeit und Trägheit ergriffen ihn, er wurde von dem Gedanken gepeinigt, was nach dem Schluß des Termins werden sollte, und er sah nun, daß er sich entschließen müßte, nach einer Anstellung und nach einem Unterhalt zu suchen.

Er hatte von einem Kameraden gehört, daß man Volksschullehrer auf dem Lande werden könnte, ohne weitere Examina bestehen zu müssen, und daß man auf solcher Stelle ganz gut leben könnte. Nun war es Johanns Traum, auf dem Lande zu leben. Er hatte einen natürlichen Widerwillen gegen die Stadt, obwohl er in einer

Hauptstadt geboren war. Er konnte sich niemals dem Leben ohne Licht und Luft anpassen, niemals sich wohl fühlen in den Straßen und auf dem Markt, die gleichsam als Auslage dienen für die äußern Zeichen, die Steigen und Fallen der unsinnigen gesellschaftlichen Stufengrade angeben, wo Nebensachen, wie Kleider und Benehmen, soviel bedeuten. In seinem Blute lag etwas, das ihn feindlich gegen die Kultur stimmte; er konnte sich niemals davon frei machen, sich als ein Naturprodukt zu betrachten, das sich nicht von seinem ursprünglichen Zusammenhang mit dem Boden lösen lassen will. Er war wie eine Pflanze, die mit ihren Wurzeln zwischen den Pflastersteinen vergeblich nach etwas Ansatzerde suchte, wie ein Tier, das sich nach dem Walde sehnte.

Es giebt wohl einen Fisch, der aufs Holz klettert, und der Aal kann aufs Land gehen und auf den Erbsenacker, aber beide kehren immer wieder in ihr Element zurück. Seit undenklichen Zeiten schon sind die Hühner Haustiere; haben sie eine gewisse Vollkommenheit erreicht, so sterben sie aus, aber immer wird der Vogel seine Gewohnheit, auf einer Stange zu schlafen, beibehalten; grade wie der Auerhahn und der Birkhahn auf ihrem Zweige sitzen. Die Gans wird im Herbst unruhig, denn ihr Blut erinnert sie daran, daß es Streichzeit ist. So ist's mit allen Angewohnheiten bestellt! Immer zurückstreben! So ist es auch mit den Menschen. Der Nordlandsbewohner hat die früheren Kulturgewohnheiten beibehalten und sich nicht an das nördliche Klima gewöhnen können, darum ist die Lungenschwindsucht eine nördliche Krankheit. Der Magen, die Nerven, das Herz, die Haut konnten sich der

Luftveränderung anpassen, aber die Lungen nicht. Darum mußte der Eskimo, der ursprünglich auch Südländer ist, sich aber doch der Eisregion anpaßte, die Kultur aufgeben. Und was bedeutet des Nordländers Sehnsucht nach dem Süden? Was anders ist es, als das Verlangen, in die erste Heimat zurückzukehren, in jenes sonnige Land, an des Ganges Strand, wo seine Wiege stand? So ist der Unwille der Kinder gegen Fleischnahrung, ihre Begierde nach Früchten, der Hang zum Klettern nichts anderes als ein immerwährendes Zurückstreben. Darum heißt Kultur: in einer ewigen Spannung, in einem ewigen Kampf mit dem Untergange leben. Die Erziehung zieht die Uhr auf, aber wenn die Feder nicht stark genug ist, so springt sie, und das Werk schnurrt ab und geht wieder zurück, bis Ruhe eintritt. Mit der fortschreitenden Kultur wird die Spannung immer größer, und die Tabellen über die Statistik des Wahnsinns haben immer mehr Ziffern in ihren Kolonnen aufzuweisen. Man kann nicht gegen die Kulturströmung ankämpfen, aber man kann sich aufs Land retten. Der Sozialismus, der nun kommt und die obere Klasse zu sich hinunter ziehen will, der aber zum Emporstreben lockt, ist eine Bewegung zum Rückgange, zur Verstandesrichtung. Die Spannung muß nun abnehmen, sobald sie aufs Höchste getrieben ist. Gleichzeitig wird ein großer Teil der Luxuskultur mit abgeschafft werden. In gewissen Gegenden der deutschen Schweiz hat die hierauf bezügliche Ordnung und Ruhe sich bereits eingestellt. Man findet da dasselbe unruhige Jagen nach oben, nach Ehrenstellen und Auszeichnungen, und wer sie nicht hat, vermißt sie. Ein Millionär bewohnt die schönsten Zimmer und lacht über

den geringen Mann, lacht herzlich und nicht neidisch verbittert, denn er weiß, daß er sich seinen ganzen Schmuck bar kaufen könnte, sobald er nur wollte. Aber er will nicht, denn sein Nachbar schätzt den Luxus nicht. Die Menschen könnten demzufolge glücklich werden, wenn nur das jetzige Jagen ein Ende nehmen möchte, und es wird soweit kommen, denn das Glück besteht wohl hauptsächlich im Frieden. Weniger Arbeit und weniger Luxus. Es ist nicht die Eisenbahn, die getadelt wird, wenn eben nicht ein Übermaß von Eisenbahnanlagen vorhanden, und in der arkadischen Schweiz hat man in manchen Gegenden die Ordnung durch die Eisenbahnen beeinträchtigt, denn man findet nichts um sie zu befrachten, und die Reisenden gehen zu Fuß. Ja, man berechnet noch heutigen Tages die Wegelänge nach dem Gange.

„Es sind acht Stunden bis Zürich," heißt es.

„Acht, das ist nicht möglich."

„Ja, ganz gewiß!"

„Mit der Eisenbahn?"

„Ach so, mit der Bahn! Dann sind es wohl nur anderthalb!"

In Schweden findet die Ordnung ihren Weg ebenso sicher wie drei Reisende: der Fabrikherr, der Verwalter und der Buchhalter ihre drei Klassen. Man bemerkt es wohl, wenn sie anfangen, die Stationen zu schließen aus Mangel an Kohlen, wenn der Grubenstreik die Preise erhöht; und aus dem Mangel an Kondukteuren, wenn die Löhne steigen; und aus Mangel an Fracht, wenn Hafer und Holz nicht mehr ausgeführt werden kann. Das Eisen ist bereits zu teuer, um für die Bahnen verwendet zu

werden, und man sollte den alten Wasserweg wieder benutzen.

Es hilft kein Predigen über Kultur, das weiß man ganz gut, aber wenn man die Bewegung unsrer Zeit beobachtet, muß man sich gestehen, daß ein Zurückstreben zur Natur sich geltend macht. Das hat Turgenjew schon erkannt, als er sie durch das Wort „Vereinfachung" einführte. Das ist im Ganzen der Irrtum der Evolutionäre, daß sie nur den Fortschritt zum Glück der Menschheit sehen, aber sie erkennen nicht, daß eine Krankheit sich in der Krisis ebensowohl zur Genesung wie zum Tode entwickeln kann.

Die Kultur ist doch etwas ganz Äußerliches. Mache einen Edelmann betrunken, und er wird wie ein Wilder werden; schleppe ein Kind ohne Erziehung in den Wald (vorausgesetzt, daß es dort Nahrung findet), und es wird nicht von selbst sprechen lernen. Aus einem Bauernjungen, der doch augenscheinlich so niedrig steht, kann man (wie aus der ganzen Generation überhaupt) einen Gelehrten, einen Minister, einen Erzbischof und einen Künstler machen. Hier geht es nicht an, von Vererbung zu sprechen, denn der Bauer, der Vater, der auf seinem niedrigen Standpunkt stehen bleibt, könnte doch von dem gebildeten Gehirn kein andres Blut erben. Und das Kind eines Genies erbt gewöhnlich nichts andres von ihm als ein ausgebranntes Gehirn, dann und wann eine gewisse Fertigkeit in des Vaters Fach, die ihm jedoch meist durch den täglichen Umgang mit dem Vater nur aufgedrungen ist.

Die Stadt ist die Feuerstätte welche die Feuerung vom Lande verschluckt; denn um die Maschine des gesell-

schaftlichen Lebens in Gang halten zu können, ist das erforderlich, aber die Feuerung wird auf die Länge zu teuer, und darum muß die Maschine stehen bleiben. Die künftige Gesellschaft soll die Maschine nicht nötig haben, um arbeiten zu können, oder es muß auch mit Feuerungsersparnis gehen.

Die jetzige Gesellschaft ist ein Naturprodukt, mag sein, aber ein unorganisches; die kommende Gesellschaft soll vor allem ein organisches Produkt, also ein höheres werden, weil sie den Menschen nicht von den ersten Grundbedingungen eines organischen Daseins lösen soll. Es soll derselbe Unterschied werden, wie er zwischen Steinpflaster und Wiese besteht.

Des Jünglings Träume führten ihn oft aus den erkünstelten Verhältnissen hinaus in die Natur. Menschenhände hatten den Werken der Natur Gewalt angethan, denn man kann einer Pflanze Gewalt anthun, indem man sie unter einem Scherben bleicht, dadurch gewinnt man wohl ein für den Menschen eßbares Salatgewächs, aber das Gewächs als solches ist verdorben, da es das Vermögen verloren hat, gesund weiter zu leben und sich fortzupflanzen. Der Mensch ist ein solches Gewächs, durch künstliche Bleiche für die verblichene Gesellschaft nützlich geworden, aber elend und ungesund als Individuum. Soll nun das Bleichen fortdauern, damit diese verfaulte Gesellschaft weiter bestehen kann? Soll das Individuum leben, um eine ungesunde Gesellschaft zu erhalten? Und kann die Gesellschaft frisch sein, wenn das Individuum krank ist? Das Individuum, als Einzelnes, wird nicht ver-

langen, daß die Gesellschaft um seinetwillen geopfert werden soll, aber das Individuum als Mehrzahl hat das Recht, eine Abänderung in den Zuständen der Gesellschaft zu seinem Wohlbefinden zu verlangen, denn die Gesellschaft ist es selbst.

Unter den einfachen Verhältnissen auf dem Lande glaubte Johann in einer bescheidenen Stellung ruhig dahin leben zu können, ohne das Empfinden zu haben, gesunken oder gestiegen zu sein; nicht so in der Stadt, da wird über jedes Steigen und Fallen genau Buch geführt. Kommt man freiwillig dazu, so ist es nicht so bitter, wenn nur die Zuschauer überzeugt werden könnten, daß es wirklich freiwillig geschah; aber zu fallen ist sehr bitter, jeder Fall wird von den Umstehenden mit Beifall begrüßt. „Steigen und nach oben trachten", das verbitterte ihm sein ganzes Leben, dieser Zug der Gesellschaft blieb das Triebrad, dem er, der Jüngling, sich überließ, obwohl er stets einsah, daß oben immer höher ist.

Er wollte nun gleichzeitig ein Resultat erzielen, ein thätiges Leben mit einem guten Einkommen. Er sah die vielen Anzeigen in der Postzeitung durch, die Lehrerstellen an den Volksschulen ausboten. Er fand solche mit 300 Kronen, 600 Kronen, Wohnung, Kuhweide und Baumgarten. Er bewarb sich um verschiedene, erhielt aber keine Antwort.

Als nun die Zeit um war und die 80 Kronen verzehrt, reiste er heim, ohne zu wissen, wohin er sich in der Welt wenden sollte, was er werden und wovon er leben sollte. Er hatte einen Blick in den Vorhof gethan, und gesehen, daß für ihn kein Platz darin war.

II.

Unten und oben.

(1867—68.)

„Bist du jetzt aller Ehren voll?“ mit solchen und ähnlichen Fragen in ironischem Ton ward Johann bei seiner Heimkunft begrüßt.

Der Vater betrieb die Sache mit mehr Nachdruck und versuchte verschiedene Pläne zu schmieden, ohne daß ihm aber einer gelang. Johann war Student, das war Thatsache, aber was mehr?

Winter war es, und keine weiße Mütze war da, um einen mildernden Schein über sein Dasein zu werfen, von keiner Familie konnte ihm eine Ehre erwiesen werden. Niemand glaubt, daß der Krieg aufhören würde, wenn man die Uniformen wegnimmt; sicher ist, daß es nicht soviele Studenten geben würde, wenn sie nicht ein äußeres Abzeichen trügen. In Paris, wo sie keine haben, verschwinden die Studenten in der Menge, und niemand beachtet sie weiter, während sie sich in Berlin wie ein privilegierter Stand neben den Offizieren vordrängen. Darum ist Deutschland auch ein Doktorenland und Frankreich ein Mitbürgerland.

Der Vater sah nun die Folgen davon, einen Un-

tauglichen für die Gesellschaft erzogen zu haben, der nicht im Stande war, sich in sie hinein zu bringen, vielleicht sich aber nicht schämte zu betteln. Die Welt stand dem Jüngling offen, darin zu verhungern und unterzugehn.

Der Vater war nicht eingenommen für seine Pläne inbetreff der Volksschulen. So wenig Erfolg von so vieler Arbeit! Alle seine ehrgeizigen Träume sollten nun so im Sande verlaufen. Volksschullehrer — das ist gleichbedeutend mit Sergeant; die untere Klasse ohne Hoffnung, jemals zu steigen; und es wird gestiegen werden, so lange alle Anderen steigen; und es wird gestiegen werden, bis man sich den Hals bricht, so lange diese Klassen- und Ranggesellschaft besteht. Er hatte das Studentenexamen nicht nur der Kenntnisse wegen bestanden, er wollte dadurch in die oberen Klassen gelangen, und nun war er augenscheinlich im Begriff, in der unteren Region stecken zu bleiben.

Johann wurde es allmählich peinlich zu Hause, denn er hatte das Gefühl, Gnadenbrod zu essen, als Weihnachten vorüber war, und er nicht mehr als Weihnachtsbesuch angesehen werden konnte.

Eines Tages begegnete er auf der Straße zufällig einem bekannten Lehrer, den er lange nicht gesehen hatte. Er sprach von der Zukunft, und der Freund schlug die Stockholmer Volksschule vor, da dieselbe eine gute Brodstelle war, bei der man ruhig weiter studieren konnte, denn man hatte dort 1000 Gulden Gehalt und war an Tag und Stunde nicht gebunden. „Wo es auch sei, nur nicht in Stockholm," dachte Johann. Ah, es waren also mehr Studenten als er in der Volksschule. — Wirklich?

Nun, so hatte er ja Unglücksgefährten! — Ja, und einer kam von der neuen Elementarschule, wo er Lehrer war.

Johann ging hin, meldete sich und wurde mit 900 Kronen Gehalt angestellt. Der Vater billigte den Entschluß, nachdem er erfahren hatte, daß das weitere Studium dadurch befördert werden konnte, und Johann versprach sich zu Hause in Kost zu geben.

An einem Wintermorgen ging Johann von Norrtullsgata nach der Klara-Schule. Grade so war es gewesen, als er acht Jahre alt war. Dieselben Straßen, dieselben Uhren, und die unterste Klasse. Das hieß, wieder von vorne anfangen! Eben so ängstlich, ja, ängstlicher als damals, zu spät zu kommen, betrat er die große Klasse, wo er gleich mit zwei Lehrern über hundert Kinder lesen lassen sollte. Da saßen sie nun, dieselben Kinder von der Jakobsschule, aber in neuer Auflage. Häßlich, verkommen, blaß, geschwollen, kränklich und mit niedergeschlagenen Blicken in groben Kleidern und dicken Schuhen. Der Schmerz meist, vielleicht der Schmerz zu wissen, daß andre es besser haben, und daß sie es allzeit besser haben werden — denn so glaubte man damals, — hat dem Antlitz der unteren Klassen jenen peinlichen Zug der Hoffnungslosigkeit aufgedrückt, den weder die religiöse Ergebenheit, noch die Hoffnung auf den Himmel verwischen kann, und der es wie das böse Gewissen bewirkt, daß die oberen Klassen sie meiden; sie bauen ihre Häuser außerhalb der Stadt, und nur die Armenpflege tritt in persönliche Fühlung mit diesen Ausgestoßenen.

Psalmen wurden gesungen, das Vaterunser wurde gelesen; alles war gerade so wie früher, nichts war vorwärts geschritten, nur die Bänke waren durch Tische und Stühle ersetzt worden, und das Zimmer war hell und luftig Er mußte die Hände falten und die Psalmen mitsingen. Da ward der Gewissensfreiheit gleich Zwang auferlegt.

Das Gebet war beendet, und der Oberlehrer oder Rektor trat heran. Er behandelte Johann etwas väterlich. Das war also ein Vorgesetzter. Vorschrift und Rat wurden erteilt. Diese Klasse war die schlimmste, und die Lehrer mußten strenge sein. Und dann führte Johann seine Klasse in ein besonderes Zimmer, um seine Stunde zu beginnen. Dasselbe glich vorläufig dem in der Klaraschule auf ein Haar, und da stand sogar der schreckliche Stuhl mit den Stufen, der ganz einem Schafott glich und rotgebeizt war, so daß er aussah, als wäre er mit Blut beschmiert. Und dann bekam er einen Stock in die Hand, mit dem er abwechselnd auf die Fingerknöche klopfen oder schlagen sollte. — Er sollte schlagen! Er bestieg das Schafott! Er fürchtete sich vor diesen 30 Gesichtern von Kindern, Knaben und Mädchen, die auf seinem Antlitz heraus zu spionieren suchten, ob er Mut besäße.

„Was für Aufgaben habt ihr?" fragte er.

„Das erste Gebot!" schrie die ganze Klasse.

„Nein, nur einer darf antworten. — Du, Erster. Wie heißt du?"

„Hallberg," schrie die ganze Klasse.

„Nein, nur einer soll antworten, und zwar der, den ich frage."

Die Kinder kicherten.

„Der ist nicht gefährlich,“ dachten sie.

„Nun, wie lautet das erste Gebot,“ fragte Johann den ersten.

„Du sollst keine anderen Götter haben neben mir!“

Nun, das wußte er also.

„Was ist das?“ fragte er weiter und versuchte so wenig Betonung wie möglich auf „das“ zu legen. Gut, das ging auch. Darauf fragte er fünfzehn Kinder dasselbe, und eine Viertelstunde war vergangen. Johann fand dies zu blödsinnig. Was sollte er nun beginnen? Von Gott sagen, was er wußte. Aber vom Standpunkt der damaligen Forschungen aus hatte man das bescheidene Ergebnis festgestellt, daß man von Gott nichts wüßte. Johann war Deist und glaubte noch an einen persönlichen Gott, aber nähern Aufschluß konnte er darüber nicht geben. Am liebsten hätte er Christi Gottheit angreifen wollen, aber das wäre sein Abschied gewesen. Unheimlich still war es, während er über seine falsche Stellung und über den Blödsinn im Unterricht nachdachte. Hätte er nur gleich sagen dürfen, daß man nichts von Gott wüßte, so wäre der ganze Katechismus und die Bibel überflüssig gewesen. Daß sie nicht stehlen dürften, wußten sie, und daß sie nicht lügen dürften, ebenfalls. Was sollte das unnütze Geschwätz darüber? Er empfand die größte Lust freundschaftlich mit den Kindern zu verkehren und gemeinsame Sache mit ihnen zu machen.

„Nun, was werden wir jetzt thun?“ fragte er.

Die ganze Klasse sah einander an und kicherte. — „Das ist ein lustiger Lehrer!“ dachten sie.

„Was muß der Lehrer thun, wenn er die Aufgaben überhört hat?“ fragte er den ersten.

„Hm, er muß erklären,“ antwortete der und ein Paar andre.

Ja, Johann konnte noch die Entstehung und die Geschichte des Begriffes von Gott erklären, aber das verstand er nicht.

„Ihr braucht nichts mehr zu thun,“ sagte er, „aber ihr dürft nicht schreien.“

Die Kinder sahen ihn an und er sie. Sie lächelten einander an. — „Denkt ihr nicht auch, daß dies blödsinnig ist?“ schwebte ihm auf den Lippen, er sprach den Gedanken aber nicht aus, sondern lächelte nur.

Aber Johann nahm sich geschwind zusammen, als er sah, daß sie über ihn lachten. Diese Methode ginge nicht, fand er. Und er fragte laut und fing an, das Gebot noch einmal durchzugehn, so daß jeder eine Frage bekam. Nach unendlichen Anstrengungen schlug die Uhr endlich neun, nnd die Stunde war zu Ende.

Dann kamen die drei Abteilungen der Klasse wieder in dem großen Saal zusammen und bereiteten sich vor, in den Hof zu gehen und Luft zu schöpfen. „Bereiteten sich vor“ ist gerade der richtige Ausdruck, denn ein einfacher Akt, wie der, in den Hof zu gehen, verlangte eine lange Vorbereitung. Eine genaue Beschreibung darüber würde einen ganzen Druckbogen ausfüllen und würde möglicherweise zu den modernen Karrikaturen gerechnet werden; wir begnügen uns daher mit einigen Andeutungen.

Zuerst sollten sämtliche hundert Kinder unbeweglich, absolut unbeweglich, und still, absolut still, auf dem

Stuhle sitzen, als ob sie photographiert werden sollten. Die ganze Versammlung bot einen Augenblick vom Katheder aus den Anblick einer grauen Platte mit Lichtbildern darauf, aber im nächsten Augenblick rührte einer mit dem Kopfe; der Eindruck war verwischt, die Opfer erhielten die Erlaubnis, ihre Bänke zu verlassen und wurden gegen die Wand gestellt. Der Gesamteindruck war nun gestört, und es erforderte viel Klopfen auf die Fingerknöcheln, ehe die 200 Arme gerade auf dem Tische neben einander lagen, und bis die 100 Köpfe einen rechten Winkel mit dem Schlüsselbein bildeten. Als die Ruhe beinahe wieder eingetreten war, fing das Fingerknöcheln von neuem an, es war durchaus erforderlich. Aber im Moment, wo es wieder anfangen sollte, ermüdete irgend eine Muskel, irgend ein Nerv versagte, irgend eine Sehne ließ nach. Nach dem Auflösen, Prügeln, Schreien und der neuen Arbeit auch noch diesen Absolutismus. Er schloß gewöhnlich mit den Lehrerinnen (die Lehrerinnen trieben es nicht so absolut); man mußte die Augen schließen und so thun, als wenn es absolut gewesen wäre. Nun trat der wichtige Moment ein, wo die Hundert auf einen Schlag von ihrem Sitz aufspringen und auf dem Fußboden stehen sollten, nichts weiter. Das war ein bedenklicher Augenblick, denn nun stürzten die Schiefertafeln herunter und die Lineale klapperten. Ja, da hieß es, sich wieder setzen. Und so saßen sie wieder, um sich im absoluten Stillsitzen zu üben. Gelang es nun wirklich, daß sie fest auf den Beinen standen, so begann das Hinausmarschieren in Abteilungen, aber auf den Zehen, absolut. Sonst ward wieder umgekehrt, wieder gesessen und wieder aufgestanden, u. s. w., u. s. w. Ach

Auf den Zehen sollten sie gehen mit Holzschuhen, mit Wasserstiefeln, mit Schuhen, die mit Pechdraht genäht waren. Das war ein großer Mißgriff, denn dadurch wird die Jugend daran gewöhnt zu schleichen, und das gab ihrem ganzen Auftreten etwas Katzenartiges, Hinterlistiges. Im Hofe sollten die Lehrer dann die Trinkenden in eine gerade Linie vor der Wasserleitung, die sich am Eingang befand, aufstellen, gleichzeitig mußten sie die Abtritte inspizieren, die sich am anderen Ende des langen Hofes befanden; außerdem hatten sie Spiele anzuordnen und dieselben mitten im Hofe zu überwachen. Darauf wurden die Kinder wieder aufgestellt und marschierten hinein. Geschah das nicht leise, so mußten sie wieder hinaus. Ach!

Und dann begann eine neue Stunde. Die Kinder lasen aus einem patriotischen Lesebuche vor, dessen hauptsächlichster Zweck es zu sein schien, Ehrfurcht vor den oberen Klassen einzuflößen und Schweden als das beste Land in Europa darzustellen, obwohl es nach Klima und Ökonomie eines der schlechtesten ist, obgleich seine Kultur eine vom Auslande erborgte ist, und obwohl alle seine Könige fremdländischer Abkunft sind. Solche Lehren wagte man den Kindern der oberen Klassen in der Klaraschule und im Lyceum nicht darzubieten, aber in der Jakobsschule besaß man Mut genug, die armen Kinder ein Lied vom Herzog von Östergötland singen zu lassen; in diesem Liede kam eine Strophe vor an die Mannschaft der Flotte, derselben den Sieg in der erwünschten Schlacht verheißend. Inzwischen fing das Vorlesen an. Aber gleich zu Anfang der Stunde kam der Inspektor hinein. Johann wollte abbrechen, aber der Vorgesetzte gab einen Wink, daß die

Stunde fortgesetzt werden sollte. Die Kinder, die nach der Katechismusstunde den Respekt verloren hatten, waren unaufmerksam. Johann schalt, aber ohne Erfolg. Da trat der Inspektor mit einem spanischen Rohr herzu, nahm dem Lehrer das Buch ab und hielt eine kleine Rede. Diese Abteilung sei die schlimmste, und nun sollte der Lehrer sehen, wie man sie behandeln müßte. Die Übung, die nun folgte, schien zum Hauptzweck zu haben, eine absolute Aufmerksamkeit hervorzurufen. Denn absolut schien das Ziel zu sein, das gewonnen werden sollte durch dies Dressieren von Menschenkindern in ihren Beziehungen zu der unvollkommenen Welt.

Das Lesen ward unterbrochen, und ein Name aus der Menge aufgerufen und weitergelesen. Dieser alte Mann, der doch sicherlich oft erfahren hatte, wie die Gedanken ihren eigenen Weg nehmen, während die Augen über die Seite eines Buches irren, schien anzunehmen, daß es nichts Leichteres gäbe als mitzufolgen und aufmerksam zu sein. Die Unaufmerksamen wurden bei den Haaren oder Kleidern gezogen und so lange mit dem spanischen Rohr gepeitscht, bis sie sich heulend auf dem Boden wälzten. Der Lehrer ward angewiesen, fleißig den Stock zu benutzen, und der Inspektor ging. Hier war nichts anderes zu machen, als die Methode zu befolgen oder abzugehen; da das letztere aber nicht in Johanns Plan paßte, so blieb er. Er hielt den Kindern eine Rede und that es dem Inspektor gleich:

„Jetzt wißt ihr,“ sagte er, „wie ihr euch aufführen müßt, um nicht geprügelt zu werden. Wer geprügelt wird, hat es sich selber zugezogen. Meßt mir nachher nicht die

Schuld bei. Hier liegt der Stock, da ist die Pflicht; erfüllt die Pflicht, sonst kommt der Stock — ohne mein Verschulden."

Das war wohl ganz schlau gesagt, es war aber doch unbarmherzig, denn die Erfahrung hätte erst lehren müssen, wie weit die Kinder imstande waren die Pflicht zu erfüllen. Das ging nicht, denn es waren die Lebhaftesten und darum die am wenigsten Aufmerksamen. Also, der Stock kam nicht zur Ruhe. Notgeschrei und Angst stand auf dem Antlitz der Unschuldigen geschrieben. Es war entsetzlich. Aufmerksam sein fällt nicht in das Machtgebiet des Willens, und darum ist das ganze Strafen eine bloße Tortur. Johann empfand das Unsinnige seiner Rolle, aber seine Pflicht zwang ihn, so zu handeln. Manchmal schloß er wohl die Augen und ließ alles gehn, wie es wollte, aber dann kamen die Kollegen, die Lehrer und die Lehrerinnen, und machten ihm freundschaftliche Vorstellungen. Manchmal erschien ihm alles so ungereimt, daß er lachen mußte, während der Stock seine Arbeit that. Beide Parteien sahen ein, daß sie an etwas Unmöglichem und Unnötigem arbeiteten.

Ibsen, der weder an den Geburts-, noch an den Geldadel glaubt, hat kürzlich behauptet, daß der Industriearbeiter einen neuen Adel bilde. Warum muß es denn durchaus Adel sein? Wenn er die Veranlassung ist zur Ausartung, weil er überhaupt nicht mit dem Körper arbeitet, so artet man vielleicht andrerseits aus durch zu viel Körperarbeit und Not. Alle diese Kinder, deren Voreltern nur mit dem Körper arbeiteten, sahen kränker, schwächlicher, unvernünftiger aus als die Kinder der höheren

Klassen, die er sah. Eine oder die andere Muskel konnte stärker entwickelt sein, ein Schulterblatt, eine Hand, ein Fuß, aber das Blut, das durch die bleiche Haut schimmerte, sah schlecht aus. Manche hatten auffallend dicke Köpfe, die von Wasser angeschwollen zu sein schienen, aus Ohren und Nasen lief es, und die Hände waren erfroren. Man konnte beobachten, wie die Gewerbekrankheit des Stadtarbeiters sich weiter vererbt: hier beobachtete man Lungen und Blut des Gasarbeiters, das durch die Schwefeldünste verdorben war, hier bemerkte man die hervortretenden Schultern und Füße des Schmieds, das Gehirn des Malers, das durch Firnis und giftige Farben zersetzt war, den skrophulösen Ausschlag des Schornsteinfegers, die eingefallene Brust des Buchbinders; hier hörte man das Echo von dem Husten des Metall- und des Asphaltarbeiters, man roch die Gifte des Tapetendruckers, man bemerkte die Kurzsichtigkeit des Uhrmachers. In der That, dies war kein Geschlecht, das eine Zukunft besaß, oder das darauf hätte bauen können, noch weniger eins, das sich auf die Länge der Zeit vermehren konnte, denn die Lücken in den Reihen der Arbeiter werden unaufhörlich vom Lande her ausgefüllt.

Nach zwei Stunden erst war der Saal geräumt, denn es nahm fast eine Stunde in Anspruch, mit Fingerknöcheln und Schlägen vom Zimmer auf die Straße zu kommen. Das Unpraktischste war, daß die große Kinderschar erst truppweise ins Vorzimmer marschierte, um sich die Sachen zu holen, und dann wieder in den Saal zurückkam, anstatt gleich nach Hause gehen zu dürfen. Auf der Straße angekommen, fragte er sich: Ist das die berühmte Erziehung,

die man der unteren Klasse mit so großen Opfern angedeihen läßt? Auf seine Fragen antwortete man ihm: „Kann es auf andere Weise geschehen?“ — „Nein“, mußte er antworten. Ist es eure Absicht, eine sklavische untere Klasse zu erziehen, die allzu bereit ist zu gehorchen, so züchtigt sie mit dem Stock; ist es eure Absicht, ein Proletariat zu erziehen, so lügt ihm einen Himmel vor. Sagt dem Menschen, daß der Unterricht unvernünftig sei, laßt ihn selbst urteilen, laßt ihm seinen Willen in einem einzigen Punkte, und ihr werdet der Auflösung der Gesellschaft entgegen gehen. Aber die Gesellschaft ist ja auf eine gehorsame, pflichtgetreue Unterklasse aufgebaut; drückt sie also von Anfang an, nehmt ihr jeden Willen, nehmt ihr die Vernunft und lehrt sie, auf nichts zu hoffen, sondern genügsam zu sein. Das da war System genug in der Narrheit. Aber man fand in der Methode der Volksschulen Gutes und Schlechtes. Gut war, daß der Anschauungsunterricht eingeführt war, ein Erbteil des bereits 1827 verstorbenen Pestalozzi, Rousseau's Schüler; schlecht war, daß die in die Volksschule eintretenden Studenten die Wissenschaften einführten. Das einfach sichere Auswendigwissen der Multiplikationstabellen genügte nun also nicht mehr, sie sollten auch verstanden werden. Die Brüche sollten verstanden werden. Verstanden? Und doch kann ein Ingenieur, der die technische Hochschule durchgemacht hat, nicht erklären, „warum“ ein Bruch durch drei verkürzt werden kann, wenn die Summe der Zahlen durch drei dividiert werden kann. Sollte es auf diese Weise nicht gehen, daß der Seemann die Logarithmentabellen anwendet, obgleich er den Logarithmus nicht ausrechnen kann? Dies bewies deutlich, daß

es ein Luxus war, nicht die Vorarbeiten ruhig anzunehmen, sondern sich jede Grundlage anzueignen; daher das viele Lesen in den Schulen.

Nun wende niemand ein, daß Johann zuerst sich selbst als Lehrer hätte verbessern sollen, ehe er den Unterricht verbesserte, aber er konnte ja nicht, er war ein willenloses Werkzeug in den Händen der Inspektoren, der Verordnungen und des Schulrats. Die besten Lehrer, das heißt die, welche die geringsten (hier die besten) Resultate erzielten, waren die ungebildeten Lehrer, die vom Seminar kamen. Die hegten keinen Zweifel an der Methode, hatten keine Herzenserschließungen mit den Kindern, und die Kinder hatten vor ihnen am meisten Respekt. Ein großer, starker Mann, der vom Stellmacherhandwerk kam, hatte die langen Bauernjungen ganz in seinen Händen. Die untere Klasse hat also mehr wirkliche Ehrerbietung und Furcht vor ihres Gleichen als vor der oberen Klasse? Der Großknecht und der Werkmeister beweisen, daß sie mehr Respekt genießen als der Lehrer und der Inspektor. Woher kommt das? Erkennt die untere Klasse, daß sie mehr Teilnahme für sie haben, weil sie ihre Leiden verstehen und sich nicht fürchten, in nähere Berührung mit ihnen zu kommen, und sind sie darum nachgiebiger? Oder sehen sie ein, daß die aus ihren eigenen Reihen hervorgegangenen Vorgesetzten ihre Angelegenheiten besser verstehen und darum mehr Achtung verdienen?

Auch die Lehrerinnen genossen mehr Respekt als die Lehrer. Sie waren pedantisch, forderten das Absolute und waren durchaus nicht weichherzig, eher grausam. Sie übten gern die raffinierte Strafe der Handschläge aus und

legten damit einen großen Unverstand an den Tag, der einem oberflächlichen Studium der Physiologie entspringt. Wenn das Kind zuckte und die Finger wegzog, wurde es noch mehr bestraft, weil es die Finger nicht still hielt. Die Lehrerinnen hatten den Vorteil, daß sie ziemlich wenig vom Lehrstoff wußten und von keinem Zweifel geplagt wurden. Daß sie weniger Gehalt als die Lehrer hatten, war eine Unwahrheit. Sie hatten verhältnismäßig mehr, und wenn sie nach einem mäßigen Lehrerinnenexamen mehr als die Studenten hatten, so war das ungerecht. Sie wurden in jeder Beziehung begünstigt, wurden als ein Wunder betrachtet, sobald sie etwas leisteten, und erhielten Stipendien, um ins Ausland zu reisen.

Als Kameraden waren sie gut und hülfsbereit, so lange man selbst höflich und gefügig blieb und sie die Zügel führen ließ. Huldigungen schienen sie nicht zu beanspruchen, und die Männer sahen sie denn auch als gewinnende Partei, selbst von einer Seite, von der das Weib sich sonst dem andern Geschlecht nicht zu zeigen pflegt — nämlich als Professor. Sie führten über alles Buch, bereiteten sich für die Stunden vor, waren kleinlich und zufrieden und durchschauten nichts. Es war eine sehr angemessene Beschäftigung für sie unter den damaligen Verhältnissen.

Als Johann nun einsah, daß er entweder prügeln müßte oder niemals Herr seiner Lage werden würde und schon ganz und gar darüber verzweifelt war, schickte er jemand zu einer Lehrerin hinein, die mit Vergnügen die häßliche Rolle des Büttels übernahm.

Es ist wohl noch nicht erörtert, was den besten Lehrer

ausmacht. Einige wirken durch ihre Lungen, andere durch ihren nervösen Zug, einige scheinen die Kinder zu magnetisieren, andere schlagen sie, andere wieder wirken durch ihr Alter, ihr männliches Äußere, und die Frauen wirken wie Frauen, das heißt durch halbvergessene Überlieferungen von mütterlichen Gefühlen oder mütterlicher Herrschaft.

Johann war unverwendbar. Er sah zu jung aus, war ja erst 18 Jahre alt, zweifelte an der Methode und allem andern, war spielerisch und knabenhaft im Innersten seines Herzens und betrieb das Ganze wie ein Nebengeschäft, denn er war ehrgeizig und wollte vorwärts, wohin — das wußte er nicht.

Überdies war er, wie der ganze Kreis, aristokratisch gesinnt. Durch die Erziehung hatte er seine Gewohnheiten und Sinne verfeinert, oder wenn man will: er war entartet; er ertrug also den unangenehmen, schlechten Geruch; er verunstaltete den Körper, verunschönte die Aussprache, zerriß die Kleider. Das Leben hatte ihm doch schon viel gegeben, und diese tägliche Erinnerung an das Elend quälte ihn. Er hätte einer der Ihren sein können, wenn seine Mutter sich in ihrem Stande verheiratet hätte.

„Er war stolz,“ würde ein Ladendiener, der zum Zeitungsredakteur erhoben war, gesagt haben; derselbe Ladendiener, der damit prahlte, daß er mit seinem Lohn zufrieden wäre, derselbe, der aus seiner geringgeachteten Stellung emporgestiegen war. „Er war stolz,“ würde ein Schuhmachermeister sagen, der lieber auf die See ging, als daß er wieder zum Gesellen hinabgestiegen wäre. Johann war stolz, daran war kein Zweifel, ebenso stolz wie der Schuhmachermeister; vielleicht doch nicht in demselben Grade,

da er ja vom Studenten bis auf den Volksschullehrer zurückging. Dies war aber eine notwendige Tugend, und er prahlte ebenso mit seinem Schritt, als er nach dem Schein trachtete, für etwas Besondres, für einen Volksfreund zu gelten. Ueber Sympathie und Antipathie kann man nicht gebieten, und alles Pochen von unten her auf die Liebe und Aufopferung von Seiten der oberen Klassen ist Idealismus. Die untere Klasse wird der oberen Klasse geopfert, aber meine Seele opfert sich freiwillig. Sie hat recht, ihre Gerechtsame wieder an sich zu nehmen, aber sie soll es selbst thun. Niemand giebt seine Stellung freiwillig auf, darum muß die untere Klasse nicht darauf warten, daß der König und die obere Klasse gehen soll. „Rückt an uns heran, aber Alle auf ein Mal!" — Will die aufgeklärte obere Klasse dazu behülflich sein, so kann sie dafür wohl erkenntlich sein, zumal da ein solches Händereichen meist von Beschuldigungen über unreine Beweggründe begleitet wird. Die untere Klasse sollte sich daher den Beweggründen ihrer Helfer gegenüber nicht so zimperlich stellen: Das Ergebnis der Aktion bleibt für sie immer dasselbe. Es scheint, daß die höchste Klasse das eingesehn hat, und sie sieht darum die obere Klasse wie einen Verräter an, der mit der unteren stimmt. Sie übt ihrer eigenen Klasse gegenüber Verrat, das ist wahr, aber sie müßte die untere Klasse schadlos halten.

Johann war nicht in dem Maße Aristokrat, daß er das Wort „Möbel" angewandt, noch daß er die Armen verachtet hätte. Er wußte, daß er durch seine Mutter mit ihnen nahe verwandt war, aber er war ein Fremder für sie. Dies war ein Fehler der Klassenerziehuug, und dieser

Fehler kann für die Zukunft ganz abgethan werden, wenn die Volksschulen derart umgeändert werden, daß in ihr Programm die gemeinbürgerlichen Kenntnisse eingeführt und für alle obligatorisch werden, daß niemand sich frei davon machen darf, wie es ja bereits in den Militärschulen der Fall ist. Dann wäre es ja keine Schande mehr, wie jetzt, Volksschullehrer zu werden; es kann thatsächlich für eine Beschuldigung und einen Schimpf gelten, es gewesen zu sein. Dann wären die Sorgen vorüber, woraus zu sehen ist, daß wir selbst uns ändern müssen, wenn die Verbesserungen durch das Gesetz gelten sollen.

Um sich auf der Höhe zu erhalten, arbeitete Johann fest für seine Zukunft. Jetzt konnte er Bücher kaufen, und er kaufte sie. Mit seiner italienischen Grammatik, die er zwischen den Stunden im Schulhof las, kam er sich wie gehoben vor.

Er war ehrlich genug, die höchste Erkenntniß weder irgend einem Ideal, noch irgend einem höheren Streben für das Wohl der Menschheit anzudichten, um sich unter diesem Bestreben mühsam emporzuarbeiten und wenn er manchmal auch bis zur Verzweiflung niedergedrückt war, so bildete er sich doch niemals ein, daß er im Himmel irgend einen wohlgesinnten Professor antreffen würde. Er studierte, das war alles.

Die schlechten Diäten in Upsala, das Mittagessen zu sechs Kronen, die Milch und das Brod hatten alle Kraft aus ihm gesogen, und er stand nun in der genußverlangenden Zeit der Jugend. Zu Hause war es langweilig, darum ging er abends in das Café oder in den Keller, wo er die

Freunde traf. Die starken Getränke gaben ihm Kraft, und er schlief gut darnach. Das Verlangen nach Alkohol scheint regelmäßig in dem mannbaren Alter eines jeden Jünglings aufzutreten. Er, wie das ganze Geschlecht, ist ja von Getränken ernährt worden, von Glied zu Glied seit undenklichen Heidenzeiten, da man noch Bier und Meth trank, wie sollte das Verlangen darnach nicht ein Bedürfnis geblieben sein? Ihm war es ein Bedürfnis, dessen Unterdrückung begleitet war von einer Herabsetzung der Kraft.

Johann fing nun, auch an, sich fein zu kleiden, er der bisher nur zerrissene, abgelegte Kleider gekannt hatte.

Das Gehalt kam ihm unsinnig groß vor, und in der Vergrößerung durch seine Phantasie nahm es unerhörte Proportionen an, woraus dann folgte, daß er bald Schulden hatte. Schulden, welche wuchsen und wuchsen und niemals bezahlt werden konnten, blieben der nagende Geier seines Lebens, der Gegenstand seiner Träume, der Wermut seiner Zufriedenheit. Welcher Sangunismus, welcher kolossale Selbstbetrug liegt doch darin, Schulden zu machen! Was hoffte er? Eine akademische Würde zu erlangen? Und dann? Lehrer bleiben mit 750 Kronen Gehalt! Weniger, als er jetzt hatte!

Er machte selbst die größten Anstrengungen, sein eigenes Gehirn dem Fassungsvermögen der Kinder anzupassen; er mußte sich gleichsam auf den Standpunkt der Jüngeren und Unverständigeren stellen; der Hammer mußte näher herangeschraubt werden, damit er den Amboß treffen konnte.

Den wirklichen Rest hingegen gaben die Wahrnehmungen in den Häusern der Kinder, wohin ihn die Ausübung seines Dienstes am Sonntag berief. Da war ein Junge,

der ihm von allen am meisten zu schaffen machte. Er war schmutzig und schlecht gekleidet, grinste beständig, konnte freiwillig und geräuschvoll stinken, konnte niemals seine Aufgaben und ward immer geprügelt. Er hatte einen großen starken Kopf und stiere Augen, die unaufhörlich rollten und flackerten. Johann mußte seine Eltern aufsuchen, um sich nach der Ursache seines unregelmäßigen Schulbesuches und unordentlichen Betragens zu erkundigen. Er wanderte deshalb nach Apelbergsgatan, wo die Eltern eine Schenke hatten. Der Vater war auf Arbeit gegangen. Die Mutter aber stand drinnen am Zahltisch. Die Schenke war düster und stinkend, mit Männern angefüllt, die drohend auf den eintretenden Herrn sahen, den sie wahrscheinlich für einen Zivilpolizisten hielten. Er brachte sein Anliegen bei der Mutter an und veranlaßte sie, hinter dem Zahltisch hervor und mit ihm in eine Kammer zu kommen. Er brauchte nur das Zimmer und seinen Zustand zu sehen', um zu begreifen. Die Mutter gab dem Sohn einen Verweis, entschuldigte ihn aber zugleich. Das Kind mußte „das Glas auslecken“; das war die Lösung, und das war genug. Was war da zu thun? Die Wohnstätte verändern, ihm bessere Nahrung verschaffen und ein Kindermädchen, das ihn überwachte, und so weiter. Alles ökonomische Fragen!

So kam er mit dem Klara-Armenhaus in Berührung, das von den alten Armenhauspfleglingen geräumt und provisorisch während des Wohnungsmangels geöffnet war. In einem großen Saal lagen und standen wohl an tausend Familien, welche den Fußboden mit Kreidestrichen einteilten. Hier stand ein Tischler mit seiner Hobelbank,

dort saß ein Schuhmacher mit seinem Tisch, und rund herum krochen die Kinder und die Frauen auf beiden Seiten des Kreidestriches; der abgeteilte Raum war zu eng, um alles zu bergen, was geborgen werden mußte. Was konnte Johann dabei thun? Bericht erstatten über eine eingestandene Sache, Erlaubnisscheine zum Holzsammeln ausstellen und Anweisungen auf Nahrung und Kleider.

Dann kam er bei der stolzen Armut hinauf nach Kungsholmsbergen. Da ward er abgewiesen.

„Gott sei Dank, wir brauchen unsere Zuflucht noch nicht zum Ordnungsmann zu nehmen. Wir stehen uns gut!“

„Ja so, ja, also wir sollen das Kind im Winter nicht mit zerrissenen Schuhen gehen lassen.“

Die Thür ward wieder zugeschlagen.

„Das geht den Herrn nichts an!“

Mitunter waren es unheimliche Gesichter, kranke Kinder, das Zimmer war erfüllt vom Schwefeldunst des Kochens, alle hustend, von der Großmutter bis zum Jüngsten. Was konnte er dazu thun? Andere Hülfsmittel als Armenpflege gab es damals nicht, und die Litteratur, die das Elend schilderte, hatte nichts als Beileidsbezeugungen; eine wirkliche Abhilfe wußte niemand. Darum blieb nichts übrig als zu klagen, für den Augenblick zu helfen und zu fliehen, um nicht zu verzweifeln.

Diese Eindrücke schwebten wie eine drückende Wolke über Johann, und er verlor die Lust zum Lesen. Hier war irgend etwas verkehrt, das wußte er, aber es konnte ja nicht besser werden, so sagten wenigstens alle Zeitungen und Bücher und die Menschen auch. Es mußte wohl so

sein. Sich mühsam hinaufarbeiten, wo man dann frei und unabhängig dasteht. Krieche mit!

Inzwischen las er nachmittags und erweiterte seine Sprachkenntnisse durch das Italienische. Er hatte bereits erfahren, daß man Boccaccios Dekamarone müßte erklären können. Das war ein wunderliches Examenbuch, meinte er. Es enthielt sehr direkte Aufforderungen zur Unsittlichkeit und verhöhnte die Männer, die von ihren Frauen betrogen würden, war auch nur mäßig unterhaltend. Es hatte auch andere Seiten, wie man von den Litteraturgeschichtsschreibern wußte: es war ein Oppositionsbuch gegen das mittelalterliche Mönchsleben, geschrieben zum Schluß des Mittelalters, und es spottete über die Ehe. Boccaccio scheint zuerst die lächerliche Stellung des Ehemanns als des Familienversorgers und zweifelhaften Vaters der Kinder durchschaut zu haben, während die Frau es für gut befindet, die Arbeit auf den Mann zu werfen und ihn allein verantwortlich zu machen für alle ihre Kinder. Es war also eine Satire auf das köstliche Patriarchat, welches das Weib gegen das mehr rationelle und ursprüngliche Matriarchat auszutauschen für gut fand, indem es die vorteilhafte Stellung wählte als scheinbar Unterjochte, welche sich keine anderen bürgerlichen Rechte vorbehielt, als überall die ersten Plätze, wie Kaiserin, Königin, Äbtissin, Mutter und Madonna.

Inzwischen sanktionierte die freie Behandlung der erotischen Stoffe gleichsam die wilden Triebe, und nun gab er sich ihnen rücksichtslos hin. Er hatte gewöhnlich drei Flammen zu gleicher Zeit. Eine große, heilige, reine, welche er von weitem, mit Heiratsplänen im Hintergrunde,

verehrte, also ein Ehebett, aber rein. Dann ein kleines Verhältnis mit einem Wirtshausmädchen, und dann die ganz großen Frischen, Blonden, Braunen, Rothaarigen, Schwarzen. Es sah aus, als wenn die Reinheit im Gefühl an Umfang zunehmen sollte unter Schwierigkeiten, aber auch unter zunehmender Bildung. Eine rasende Liebe kann wohl nur zwischen Personen aus derselben Klasse entstehen. Auch die Liebe ist eine Angelegenheit der Klassen geblieben, wie auch das Ziel äußerlich dasselbe ist.

Johann hatte im Laufe eines Jahres eine Verbindung mit einem Mädchen aus Stallmästargården gehabt. Da er das Frauenzimmer immer mit einer gewissen Achtung behandelte und niemals grob wurde, ehe die Situation gereift war, so fing das Mädchen an Geschmack zu finden und schien an gewisse Ziele zu glauben, obwohl er sich niemals deutlich zu erkennen gab oder irgend ein Geständnis machte. Sie gestattete alle Gunstbezeugungen, ausgenommen die letzte. Es war ein entnervendes Leben, und Johann beklagte sich bei einem Freunde.

„Du bist zu schüchtern,“ sagte der Freund. — „Der kühne Mann hält um die Mädchen an.“

„Ja, aber ich bin nicht schüchtern,“ beteuerte Johann.

„Ja, aber Du warst es im Anfang. Man soll sogleich seine Absichten zeigen.“

Das war wirklich zu spät. Dies war eine Wahrnehmung, die er später öfter bestätigt fand. Wenn sich nicht irgend eine Hoffnung zur Ehe bot, so war es leicht, sonst nicht. Zwei Jahre lebte er dieser Neigung ohne Erfolg. Zuweilen schien er einen Schritt weiter zu kommen. Nächtliche Zusammenkünfte wurden ihm bewilligt,

er durfte auf der Feuerleiter zum Fenster hinaussteigen, sich mit dem Kettenhund herumschlagen, die Kleider auf dem Zaun zerreißen, ohne mehr als eine halbe Gunst zu gewinnen. Es endete mit Weinen und Bitten.

„Ich halte viel von Dir,“ sagte sie.

Was wollte das sagen? Oder fürchtete sie sich ganz einfach vor den Folgen? Das fand er niemals heraus.

Die Zeit verging, und der Frühling rückte heran. Johanns nächster Umgang war ein Lehrer von der Slöjdschule. Er war Dichter, sehr bewandert in der Litteratur und außerdem musikalisch. Er machte seine Spaziergänge nach Stallmästergården, sprach von den schönen Wissenschaften und trank Sechser. Als Johann seine Aufwartung machte, spielte der Lehrer auf dem Pianino. Dann und wann belustigte er sich damit, ergötzliche Verse an das Mädchen zu schreiben. Johann wollte gern Verse schreiben, aber er konnte es nicht. Das muß angeboren sein und von selbst kommen, so im Umdrehen. Er war offenbar nicht berufen. Er fühlte sich von der Natur verwahrlost, ein Krüppel!

Eines Nachmittags, als Johann mit dem Mädchen plauderte, sagte sie ganz plötzlich zu ihm:

„Am Freitag ist mein Namenstag, dann mußt Du mir einen Vers schreiben.“

„Ja,“ sagte Johann, „das werde ich thun.“

Als er später den Lehrer traf, erzählte er ihm sein voreiliges Versprechen.

„Ich werde für Dich schreiben,“ sagte er.

Und den Tag darauf brachte er ein Gedicht, fein abgeschrieben und in Johanns Namen verfaßt. Es war etwas pikant und lustig. Am Morgen des Namenstages ward es abgesandt.

Am Nachmittag desselben Tages kamen die beiden Lehrer, um zu gratulieren. Das Mädchen erschien während einer Stunde nicht, denn sie mußte bedienen. Es wurde für die Herren gedeckt, und sie fingen an zu essen.

Dann erschien das Mädchen in der Thür und winkte Johann. Sie sah beinah strenge aus. Johann ging zu ihr, und sie gingen eine Treppe hinauf.

„Hast Du die Verse geschrieben?" fragte sie.

„Nein," sagte Johann.

„Ja, ich hatte es mir gedacht! Die Mamsell am Büffet ließ sie sich vor zwei Jahren vorlesen; darauf schrieb der Lehrer sie an die alte Majken, die ein häßliches Mädchen war. Pfui, Johann!"

Er nahm seine Mütze und wollte hinausstürzen, aber das Mädchen schlang die Arme um ihn und wollte ihn zurückhalten, denn sie sah, daß er leichenblaß aussah und außer sich war. Aber er riß sich los und sprang hinaus in den Bellevuepark. Er lief in den Wald, die gebahnten Wege verlassend. Die Zweige der Gebüsche schlugen ihm ins Angesicht, Steine rollten über seine Füße, und erschreckte Vögel flogen auf. Er war ganz wild geworden vor Scham und suchte instinktmäßig den Wald auf, um sich zu verstecken. Es ist eine eigene Erscheinung: beim höchsten Ausbruch der Verzweiflung läuft der Mensch in den Wald, ehe er daran denkt, ins Wasser zu gehn. Der Wald ist das vorletzte und das Wasser das allerletzte. Man erzählt

von einem berühmten Schriftsteller, der mit 20 Jahren ruhig und stolz die Popularität genoß, plötzlich aber von seiner Höhe gestürzt wurde. Er war wie vom Donner gerührt, geriet in Raserei und verließ die Stadt, um den Wald aufzusuchen, wo er wieder genas. Der Wald ist die Urheimat der Barbarei und der Feind des Pfluges sowie der Kultur. Wenn nun ein Kulturmensch eilig seine von so vielen Hoffnungen durchwebte Kulturherrlichkeit auszieht, so steht er augenblicklich als Barbar oder wildes Tier da. So lose hängen die Kulturkleider auf dem Körper. Wenn ein Mensch wahnsinnig wird, fängt er damit an, seine Kleider von sich zu werfen. Was ist also Wahnsinn? Ein Rückgang? Ja, es giebt sogar wahnsinnige Tiere.

Es war Abend, als Johann in den Wald ging. Mitten im Gebüsch legte er sich auf einen großen Steinblock. Er schämte sich, das war der Haupteindruck. Ein empfindsamer Mensch ist strenger mit sich selbst, als Andere glauben. Er war unbarmherzig und geißelte sich. Erstens war er schuldig, weil er sich mit fremden Federn schmückte und log; zum andern kränkte er ein unschuldiges Mädchen in seiner Tugend.

Der erste Anklagepunkt schloß noch einen andern sehr empfindlichen mit ein, den von seiner verkrüppelten poetischen Intelligenz. Er wollte mehr, als er konnte. Er war unzufrieden mit seiner Stellung, zu der Natur und Gesellschaft ihn hinführten. Ja, aber (und nun fing die Selbstverteidigung an, nachdem das Blut sich nach dem Vesperbrod beruhigt hatte,) man wurde doch in der Schule immerfort dazu ermahnt, nach oben zu streben,

man sprach nur mit Lob von den nach oben strebenden Naturen, und dadurch erklärte man ja die Unzufriedenheit mit den zufälligen Stellungen als berechtigt. Ja, aber (und hier kommt die Geißel) er wollte täuschen. Täuschen! Kein Pardon! Er schämte sich. Entkleidet, entlarvt, ohne Rückzug. Täuschung, Falschheit, Betrügerei! So war es!

Der älteste Japanbeschreiber erzählt von einem japanischen Mädchen, das buchstäblich aus Schamgefühl starb, weil ihr ein natürliches Unglück in einer Gesellschaft widerfahren war. Man kann auch vor Scham sterben. Wie die alten Christen war er immer bereit, sich für schuldig zu erklären, und wie die Menschen aus der Gesellschaft fürchtete er immer, daß man den Fehler bemerken könnte. Daß sie Fehler hatten, wußten sie, aber sie wurden ja cynisch beobachtet, um sie zu bekennen, denn die Gesellschaft will immer besser erscheinen, als sie ist. Aber bisweilen verlangte die Gesellschaft, daß man da bekennen sollte, wo man Verzeihung erwartete; das war nur eine List, denn die Gesellschaft wollte nur die Befriedigung genießen zu bestrafen, und die Gesellschaft war sehr betrügerisch. Er hatte gleich bekannt, wurde bestraft, und doch hatte er das Gefühl eines Missethäters.

Der andere Punkt, der das Mädchen betraf, war ebenso schwer. Er hatte sie so rein geliebt und wollte nur sie allein besitzen. Wie konnte er nur so gemein sein zu glauben, daß ein Wirtshausmädchen nicht unschuldig lieben könnte! Seine eigne Mutter war ja in derselben Stellung gewesen wie das Mädchen. Er hatte sie gekränkt. Schäme Dich! Schäme Dich!

Nun hörte er im Park schreien und seinen Namen rufen. Des Mädchens und des Lehrers Stimme hallten zwischen den Bäumen, aber er antwortete nicht. Einen Augenblick fiel ihm sein ganzes Strafwerkzeug aus Händen, er wurde nüchtern und dachte so: Ich gehe heraus, wir vespern weiter und nehmen Riken und trinken ein Glas mit ihr; und dann ist alles vergessen. Aber nein! Er war hoch oben und konnte nicht mit einem Male so tief niedersteigen.

Dann verstummten die Rufe. Er lehnte betäubt zurück und drehte sein doppeltes Verbrechen um und um. Er hatte gelogen, und er hatte ihre Gefühle verletzt. Es raschelte dann und wann im Gebüsch, er schnellte in die Höhe und schwitzte vor Angst. Dann ging er heraus und setzte sich auf eine Bank. Da saß er, bis es Tag wurde. Er fror. Endlich stand er auf und ging heim. Nun war er klar im Kopf und dachte: so dumm, diese ganze Geschichte! Es war ja nicht meine Absicht, sie glauben zu lassen, daß ich der Verfasser wäre, und ich war ja bereit, sie den ganzen Zusammenhang wissen zu lassen. Das war ja eher eine Schande. Und ihre Gefühle, hm, so rein waren sie grade nicht gewesen, wenn ich zum Fenster hinausstieg. Bah!

Als Johann nach Hause kam, lag der Lehrer auf seinem Bett und schlief. Er wollte aufstehen, aber Johann erlaubte es nicht. Er wollte sich noch einmal strecken. Mit einer Zigarrenkiste unter dem Kopf, legte er sich auf den bloßen Fußboden und deckte sich mit einem Scharfschützenmantel zu. Als Johann am Morgen aufwachte, fragte er mit bebender Stimme:

„Nun, wie nahm sie es auf?"

„Ach, sie lachte, dann tranken wir Puback, und es war vorbei. Sie fand die Verse sehr festlich!"

„Sie lachte! — War sie nicht böse?"

„Durchaus nicht!"

„Dann spielte sie also nur die Tugendhafte mit mir!"

„Ja, Du hast sie immer für gefühlvoll gehalten. Der lange Hornberg ersah hieraus, daß es mit Rikens Tugend nicht gar so weit her wäre. Er hatte sie für sich genommen . . ."

„Was? Hornberg?"

„Ja, ja, jedenfalls nichts Gefährliches. Du weißt, sie ist vorher seine Wildkatze gewesen, und der sagt . . ."

Johann wollte nichts mehr hören. Und diese Kleinigkeit hatte ihn während einer ganzen, schaudervollen Nacht aufgerieben. Er schämte sich, daß er gefragt hatte ob sie nicht beunruhigt um ihn wäre. Da sie aber Punsch getrunken und gelacht hatten, war es wohl nicht so ernstlich! Nicht einmal beunruhigt um sein Leben!

Er zog sich an und ging in die Schule.

Die egoistische Selbstkritik des Christentums hatte Johann daran gewöhnt, sich immer mit seinem eigenen Ich zu beschäftigen, es zu verzärteln, es fortwährend zu pflegen, wie eine liebe andere Person. So wuchs das Ich wohl beschirmt und sah stets nach innen, anstatt hinaus in die Welt. Es wurde eine interessante, persönliche Bekanntschaft, ein Freund, der geliebkost werden mußte, der aber auch Vernunft hören und gebessert werden sollte.

Das war die Zeitkrankheit, der Fichtes System zu Grunde liegt. Fichte sagt, daß alles im Ich enthalten sei, und daß alles durch das Ich bestehe, ohne welches es keine Wirklichkeit gäbe. Das waren Formeln für die Romantiker und die subjektiven Idealisten. „Ich stand am Strand unter des Königs Schutz", „Ich wohne in des Berges Saal", „Ich kleiner Knabe bewache das Thor", „Ich gedenke der holden Zeiten", diese Worte gingen alle nach demselben Ton. War denn diese „Ichheit" so hoffärtig? War denn das Ich des Dichters bescheidener als das königliche „Wir" des Zeitungsschreibers?

Der Realismus unsrer Tage hat auch für dies bescheidene Ich eine Einschränkung gefunden mit dem Vorbehalt: ich für mein geringes Teil. Gleichzeitig hat die naturwissenschaftliche Philosophie das „so scheint mir" mit einem „so ist es" vertauscht. Ist es wirklich so? Ja, da haben wir einen Fortschritt zur Wahrheit gemacht, das will sagen, zur Aufdeckung des wirklichen Verhaltens: und ist es nicht so, dann haben wir wahrhaftig eine neue Theologie auf dem Halse!

Das Versunkensein im Ich oder die neue Kulturkrankheit hat wohl beständig in allen jenen Menschen gelebt, die nicht mit dem Körper arbeiten. Das Gehirn ist nur ein treibendes Organ für die Muskeln. Wenn nun der Impuls des Gehirns bei dem Kulturmenschen nicht so auf die Muskeln wirken kann, daß dieselben ihre ganze Kraft ausgeben, so entsteht eine Verschiebung des Gleichgewichts, ähnlich dem des unbefriedigten Geschlechtstriebes. Das Gehirn nimmt die Träume auf; überfüllt von Säften, die nicht in die Muskelthätigkeit übergehen, stößt es

dieselben freiwillig aus als System, Gedankenkombinationen, als Maler-Bildhauer: und Dichterhallucinationen. Erfolgt kein Ausfluß, so können Stockungen, gewaltsam Eruptionen und Depressionen eintreten, die gewöhnlich mit Wahnsinn enden. Die Schule, welche somit eine Vorklasse fürs Irrenhaus ist, müßte die Gymnastik als Korrektiv einführen, aber mit welchem Erfolg? Es findet kein Zusammenhang statt zwischen der Gehirnthätigkeit des Lesens und der Muskelthätigkeit der Gymnastik, letztere folgt ja nur dem Willen eines anderen Kommandierenden.

Alle studierenden Jünglinge empfinden dieses Steigen nach dem Gehirn. Daß sie aus Instinkt oft ausgehen, die Verbesserungen und Verschönerungen zu genießen, ist ein Glück; um soviel mehr sollten sie gehen, wenn das Gleichgewicht verrückt wird, denn eine gesunde Seele lebt nur in einem gesunden Körper. Man hat jetzt versucht, in den Schulen die körperlichen Arbeiten einzuführen. Besser wäre es wohl noch, den ersten Unterricht ins Haus zu verlegen, die Schulen in Bürgerschulen umzugestalten und dann jeden nach Belieben selbst schalten und walten zu lassen. Im übrigen wird die Emanzipation der unteren Klassen die Kulturmenschen zu irgend einer körperlichen Arbeit zwingen, die nun auf den Hausbänken verrichtet werden wird, und so wird das Gleichgewicht wieder hergestellt werden. Daß die Intelligenz nicht darunter leidet, kann man leicht herausfinden, wenn man sieht, daß die Geisteshelden wenigstens eine Beschäftigung gehabt haben, die sie in tägliche Berührung mit der Wirklichkeit brachte, so war Mill Beamter, Spencer Zivilingenieur, Edison Telegraphist.

Die Studentenzeit ist die ungesundeste und gefährlichste, weil das Leben ganz ungezügelt geführt wird. Das Gehirn soll aufnehmen, unaufhörlich aufnehmen, aber es giebt nichts von sich, nicht einmal in der intelligenten Produktion, mit dem Muskelsystem gleichzeitig liegt es brach.

Bei Johann schien zu jener Zeit eine Ueberproduktion von Gedanken vorhanden zu sein. Und diese mechanische, ewig im selben Kreise sich bewegende Schularbeit mit den stehenden Fragen und Antworten gewährte keinen Abfluß. Sie vermehrte im Gegentheil seinen Vorrat an Beobachtungen über Kinder und Lehrer. Da lag nun eine Ansammlung von Material an Erfahrungen, Wahrnehmungen, Bemerkungen, Kritiken, Gedanken in ungeordneter Masse und gährte. Er suchte darum die Gesellschaft auf, um sich auszusprechen. Aber da dieselbe nicht ausreichte und er nicht immer jemand fand, der sein Resonnanzboden sein wollte und konnte, so nahm er sich vor zu deklamieren.

Um 1860 war es Mode, in den Familien zu deklamieren. Man las „die Könige auf Salamis" vor; in den Konzerten, die in großer Menge abgehalten wurden, besonders von Scharfschützen, wurde deklamiert. Und meist immer dieselben Stücke. „Asatiden", „Vintergatan," „Sehlstedt" und so weiter. Die Deklamationen wie die Quartettgesänge waren ein Ausfluß von all dem Enthusiasmus, der der hoffnungsvollen Freude nach dem Umschwung von 1865 folgte. Da der Schwede weder ein geborener, noch ein erzogener Redner ist, so wurde er Sänger und Deklamator, vielleicht auch darum, weil sein Mangel an Originalität ihn zu sehr nach vollendeten Ausdrücken suchen ließ. Er wurde ausführender, aber nicht komponierender Künstler. Derselbe Mangel an

Originalität zeigte sich auch im Junggesellenleben, wo die Anekdotenerzähler eine Rolle spielten. Dieser gewöhnliche und langweilige Zeitvertreib wurde beiseite gelegt, seitdem die neuerweckten Tagesfragen soviele Gesprächsstoffe und Diskussionen lieferten.

Eines Tages kam Johann zu seinem Freunde, dem jungen Elementarlehrer, den er mit einem Kollegen zusammen antraf. Als das Gespräch zu stocken anfing, nahm der Freund einen Band von Schiller, der damals in einer wohlfeilen Ausgabe erschienen war und meist dieses billigen Preises wegen gekauft wurde. Er schlug „die Räuber" auf, und sie lasen. Johann las die Rolle von Karl Moor." Die erste Szene des ersten Aktes spielte zwischen dem alten Moor und Franz. Dann kam die zweite Scene. Johann las: „Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säculum, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen. (Spiegelberg: Den Josephus mußt du lesen). Der lohe Lichtfunke Prometheus' ist ausgebrannt. Dafür nimmt man jetzt die Flammen von Bärlappmehl — Theaterfeuer, das keine Pfeife Tabak anzündet. Da krappeln sie nun, wie die Ratten auf der Keule des Herkules. Ein französischer Abbé doziert, Alexander sei ein Hasenfuß gewesen; ein schwindsüchtiger Professor hält sich bei jedem Wort ein Fläschchen Salmiak vor die Nase und liest ein Kollegium über die Kraft. Kerls, die in Ohnmacht fallen, wenn sie einen Buben gemacht haben, kritteln über die Taktik des Hannibals — feuchtohrige Buben fischen Phrasen aus der Schlacht bei Cannä und greinen über die Siege des Scipio, weil sie sie exponieren müssen."

Johann kannte „die Räuber“ nicht und hatte niemals Räuberbanden gesehen. Zuerst las er zerstreut, aber während des Lesens wurde er nach und nach lebhafter. Das war eine neue Tonat. Seine dunklen Träume wurden in Worte umgesetzt; seine revoltierende Kritik in Druckerschwärze. da war also ein anderer und auch ein großer, berühmter Schriftsteller gefunden, der denselben Ekel vor der ganzen Schul- und Universitätsbildung empfand, der lieber ein Robinson oder Straßenräuber sein als sich in diese Armee einschreiben lassen wollte, die Gesellschaft genannt wird. Er las weiter; die Stimme bebte, die Wangen wurden heiß, uud die Brust arbeitete stark.

„Da verrammeln sie sich die gesunde Natur mit abgeschmackten Konventionen, haben das Herz nicht, ein Glas zu leeren, weil sie Gesundheit dazu trinken müssen, belecken den Schuhputzer, daß er sie vertrete bei Ihro Gnaden, und hudeln dem armen Schelm, den sie nicht fürchten. Vergöttern sich um ein Mittagessen und möchten sich vergiften um ein Unterbett, daß ihnen beim Aufstreich überboten wird. Verdammen den Sadducäer, der nicht fleißig genug in die Kirche kommt, und berechnen ihren Judenzins am Altare — fallen auf die Kniee, damit sie ja ihren Schlamp ausbreiten können — wenden kein Aug von dem Pfarrer, damit sie sehen, wie seine Perrücke frisiert ist?“

Hier stand alles zu lesen, alles!

„Und das ist Schiller?“ brach er aus. „Derselbe Schiller, der die elende Geschichte des dreißigjährigen Krieges schrieb und das zahme Theaterstück „Wallenstein“, das man in der Schule liest!“ — Ja, das war derselbe Mann.

Hier wurde Aufruhr gepredigt, Aufruhr gegen Gesetz, Gesellschaft, Sitte und Religion. Das war die Revolution von 1781. Das war das Anarchistenprogramm hundert Jahre vor seiner Zeit, und Karl Moor war Nihilist. Das Drama kam mit einer Legion von Titeln heraus und mit dem Motto: „In Tyrannos!“ Der Verfasser, damals (1781) zweiundzwanzigjährig, mußte fliehen. Die Ideen in dem Stücke stammten also aus der Wirklichkeit. Es fand sich auch ein anderes Motto, aus dem Hippokrates, das die Absicht gleich deutlich aussprach: Was nicht mit Arzeneien geheilt werden kann, wird mit Eisen geheilt, was nicht mit Eisen geheilt werden kann, wird mit Feuer geheilt.

Ist das deutlich genug? Aber in einer Vorrede bittet der Verfasser um Entschuldigung und widerruft. Er läugnet alle Anteilnahme an Franzens Sophismen, und er verantwortet sich damit, daß er das Laster in Karl strafen wolle. Und über die Religion spricht er hier so: „Auch ist es jetzt der große Geschmack, seinen Witz auf Kosten der Religion spielen zu lassen (so Voltaire und Friedrich der Große), daß man beinahe für kein Genie mehr passiert, wenn man nicht seinen gottlosen Satyr auf ihren heiligsten Wahrheiten sich herumtummeln läßt . . . Ich kann hoffen, daß ich der Religion und der wahren Moral keine gemeine Rache verschafft habe, wenn ich diese mutwilligen Schriftverächter in der Person meiner schändlichsten Räuber dem Abscheu der Welt überliefere.“

War nun Schiller wahr, als er das Drama verfaßte, oder falsch, als er das Vorwort schrieb? Gleich wahr in

beiden Fällen, denn der Mensch ist ein Doppelgänger und tritt bald als Naturmensch, bald als Gesellschaftsmensch auf. Am Schreibtisch, in der Einsamkeit, wenn die toten Buchstaben auf das Papier niedergeschrieben wurden, erscheint Schiller ein Anderer gewesen zu sein — besonders als junger Schriftsteller — unter dem Einfluß des blinden Spiels der Naturtriebe gearbeitet zu haben, ohne Hinblick auf das Menschentum, ohne an das Gemeinwesen gedacht zu haben, noch an das Gesetz und die Verfassung. Die Decke wurde einen Augenblick aufgehoben, und die Betrügerei der Gesellschaft ward in ihrer ganzen Ausdehnung durchschaut; die Stille der Nacht, da die Arbeit — besonders bei der Jugend — betrieben wird, erinnert nicht an das lärmende, kunstvoll zusammengesetzte Leben da draußen, die Dunkelheit verhüllt den Steinhaufen, in den unvorsichtige Tiere hinabstürzen.

Dann kommt der Morgen, das Tageslicht, der Straßenlärm, die Menschen, die Freunde, die Polizisten, und der Seher zittert für seine Gedanken. Die öffentliche Meinung erhebt ihr Geschrei, die Zeitungen schlagen Lärm, die Freunde marschieren ab, es wird einsam um ihn herum, und ein unüberwindlicher Schauder erfaßt ihn gegen die Gesellschaft. „Bist Du nicht für uns," sagt die Gesellschaft, „so geh hinaus, hinaus in den Wald. Bist Du ein schlecht gewöhntes Tier oder ein Wilder, so entsenden wir Dich in eine so niedrig stehende Gesellschaft, wie sie für Dich paßt." — Und von ihrem Standpunkt aus hat die Gesellschaft Recht und wird auch immer Recht behalten. Aber die künftige Gesellschaft feiert die Aufrührer, Individuen, die in der Bewegung eine Verbesserung der Gesell-

schaft sehen, und die Aufrührer erhalten lange nach ihrem Tode Recht.

In dem Leben eines jeden denkenden Jünglings tritt ein Moment ein, gerade beim Übergang von der Familie zur Gesellschaft, wo das ganze künstliche Naturleben ihn anekelt und er sich davon losreißt. Bleibt er in der Gesellschaft sitzen, so ist er bald unterdrückt von all den Gefühlen und Nahrungssorgen, er wird getreten, geblendet, marschiert ab und geht zu anderen Jünglingen über, um dasselbe Spiel fortzusetzen. Dieser klare Blick, dieser Ausbruch einer gesunden Natur, der durchaus eintreten mußte bei dem unverdorbenen jungen Manne, der seitdem mißmutig und zurückhaltend gegen die Gesellschaft wurde, ist mit einer Bezeichnung belegt worden, die den Wert der guten Absicht des Jünglings verringern soll. Man nennt es „Frühlingsflut“ und will damit sagen, daß es nichts als eine Kinderkrankheit war, die vorübergehen würde, eine Zunahme der Säfte, welche Blutstockung und Schwindel hervorrief. Wer weiß, ob nicht der Junge grade sah, als die Gesellschaft ihm die Augen ausstach? Und warum verhöhnen sie nachher den Geblendeten?

Schiller mußte in den Staatsdienst treten und ein Amt annehmen, um leben zu können, ja sogar des Herzogs Gnadenbrod essen. Darum waren seine Schriften in stetem Niedergange begriffen, nicht aus ästhetischen Gründen oder eines untergeordneten Standpunktes wegen. Aber sein Tyrannenhaß blickt doch überall durch. Der wirft sich nun auf Philipp II. von Spanien, auf den Doria von Genua, auf Geßler von Österreich, aber dafür hört die Art auf zu wirken. Schillers Opposition, die sich zu Anfang der ganzen Gesellschaft

gegenüberstellt, richtet sich später gegen die Monarchen allein. Und er beschließt seine Bahn mit einem Rat an einen Weltverbesserer (als ob er die Reaktion sähe, die der großen Revolution folgen mußte):

„Nur für Regen und Thau und fürs Wohl der Menschengeschlechter
„Laß Du den Himmel, Freund, sorgen, wie gestern so heut."

Der Himmel, der unglückselige, alte Himmel sollte dafür sorgen, ebenso „rechtschaffen" wie früher!

Da der altersschwache Voltaire Gott wieder auf den Thron setzte, warum entschuldigt man sich da nicht mit dem Schwindel? Und warum mißt man seinem Wort, das aus einer lebenskräftigen Periode stammt, nicht mehr Bedeutung bei?

Grade wie man seiner Dienstpflicht nur einmal, und zwar mit 21 Jahren, genügt, so leistete Schiller die seinige ab. Wie viele haben nicht die Schule geschwänzt?

Johann nahm es nicht so genau mit der Vorrede und dem Angeführten, oder er sah es nicht; denn er nahm Karl Moor aufs Wort, und er kleidete sich wie Karl Moor, denn der paßte ihm. Er ahmte ihm nicht nach, denn er war ihm so ähnlich, daß er nicht nötig hatte, ihn nachzuäffen. Ebenso widerspenstig, ebenso wankelmütig, ebenso unfertig und allzeit bereit, sich an Unruhen zu beteiligen, lieferte er sich selbst der Gerechtigkeit in die Hände.

Der Ekel vor allem insgesamt nahm so zu, daß er sich vornahm, der geordneten Gesellschaft ganz zu entfliehen. Einmal hatte er sich ausgedacht, nach Algier zu gehen und sich in die Fremdenlegion einschreiben zu lassen. Das

wäre schön, meinte er, in den Wüsten leben zu dürfen, in Zelten, auf die halbwilden Volksstämme zu schießen und vielleicht selbst erschossen zu werden. Diese Unruhe und dieser Widerwille rührten nicht von dem unterdrückten Geschlechtsleben her, denn nun verweigerte er seinen Trieben nichts. Das war schon die Frühlingsflut, die kam und alle Dämme und Pfahlwerke, die Schule und Haus aufgerichtet hatten, niederriß.

Aber es traten Umstände ein, die ihn wieder für einige Zeit mit den Verhältnissen aussöhnten. Ihm wurde durch die Empfehlung eines Freundes die Hauslehrerstelle bei zwei kleinen Mädchen in einem reichen und vornehmen Hause angeboten. Die Kinder sollten nach der neuen, freisinnigen Methode erzogen werden und sollten darum weder in eine Mädchenpension gehen, noch eine Gouvernante haben. Das war ein wichtiger Ruf, und Johann fühlte sich dem nicht gewachsen, außerdem, wandte er ein, ein Volksschullehrer? Weiß man, daß ich es bin? Ja, gewiß. Und dann? Sie sind freisinnig in dem Hause! Wie freisinnig man zu jener Zeit war!

Nun folgte ein neues Doppelleben. Aus der Strafanstalt der Volksschule mit Zwangskatechismus und Bibel, mit Armut, Elend und Grausamkeit ging er zu Tisch, verschlang das Essen in einer Viertelstunde und war um 2 Uhr auf seiner Stelle. Es war zu jener Zeit das feinste Haus in Stockholm, mit einem Portier, pompejanischen Aufgängen und gemalten Flurfenstern. In einem schönen, großen, hellen Eckzimmer mit Blumen, Vogelbauern und Aquarium sollte er nun zwei gutgekleidete, gewaschene und gekämmte kleine Mädchen unterrichten, die froh und gesättigt

in die Stunde kamen. Und hier sollte er nun seine eigenen Gedanken von sich geben. Der Katechismus war verbannt, und es sollten nur ausgewählte biblische Geschichten gelesen werden mit aufgeklärten Erläuterungen über den Ideal-Menschen und Lehrer, denn die Kinder sollten nicht konfirmiert werden, ohne zu neuen Menschen erzogen worden zu sein. Und nun ward Schiller gelesen und für Wilhelm Tell geschwärmt und das glückliche Ländchen, „der Freiheit Land“; es ward Kraft geschöpft aus Shakespeares Rohheiten, die noch nicht für unsittlich galten. Sein gesundes Geschlechtsleben bewirkte, daß er offen und frei über die heiklen Stellen in Shakespeares „Julius Caesar“ sprechen und die wißbegierigen Fragen der frischen Kinder nach den Geheimnissen des Geschlechtlebens bei Tieren und Gewächsen beantworten konnte, wenn sie in der Naturgeschichte lasen. Er lehrte alles, was er wußte, erzählte mehr, als er überhörte, und hoffte auf eine bessre Zukunft, was er auch wohl durfte.

Hier that er einen Blick in eine Gesellschaftsklasse, die er kannte: die Gebildeten und Reichen. Er fand Freisinnigkeit und Mut und das Verlangen gesund zu sein. Dagegen waren sie in der Volksschule feig, konservativ und ungesund. Würden die Eltern vieler Kinder, selbst auf Anraten des Schulrates, die Religion aus der Schule entfernt haben wollen? Wahrscheinlich nicht. Sollte also die Aufklärung von oben herabkommen? Sicherlich; nicht von ganz oben herab, sondern aus der Republik der gesundheitsuchenden Gelehrten. Er wußte auch, daß man da oben sitzen bleiben müßte, um gehört zu werden. Also: da hinauf streben, oder die Bildung herabreißen und die

Funken unter alle werfen! Es wurde verlangt, daß man ökonomisch unabhängig wäre, um freisinnig zu sein, mit einem Wort: eine Stellung sollte etwas gelten; also auch da Aristokraten.

Es bestand in jener Zeit eine Gruppe von jungen Ärzten, Gelehrten, Litteraten und Reichstagsabgeordneten, die eine liberale Liga bildeten, ohne sich als Gesellschaft zu konstituieren. Sie hielten populäre Vorlesungen, gelobten keine Orden anzunehmen, hegten freimütige Ansichten über die Staatskirche und schrieben in den Zeitungen. Zu ihnen gehörte: Axel Key, Nordenskiöld, Christian Lovén, Harald Wieselgren, Hedlund, Viktor Rydberg, Meijerberg, Jolin und mehrere Ungenannte, die für sich im Stillen arbeiteten, ohne großen Lärm, mit einigen Ausnahmen jedoch. Nach der Reaktion von 1872 blaßten sie ab, ermüdeten und konnten in keine Partei eintreten, was noch weniger gut war, da die Partei der Landleute bereits anfing, durch den jährlichen Aufenthalt in Stockholm und durch den Hofbesuch korrumpiert zu werden. Sie gehören nun alle der moderierten oder vornehm liberalen Partei an, zu der sie nicht übergingen, bevor sie gleichgiltig und müde waren, was vielleicht natürlich sein konnte nach dem jahrelangen nutzlosen Streit um nichts.

Durch die Familie seiner Schülerinnen kam Johann in nähere Berührung mit dieser Gruppe sah sie in nächster Nähe und hörte sie beim Mittag- und Abendessen erzählen. Bisweilen dachte er, dies wären Männer, die es könnten durch „Aufklärung erst und Reform

dann.“ Hier sah er auch die Inspektoren der Volksschulen und wunderte sich, sie unter den Liberalen zu finden. Aber sie hatten ja den Schulrat über sich und waren so gut wie machtlos. Bei einem vergnügten Mittagessen, als Johann dreister wurde, faßte er Mut und wollte verständig mit den Inspektoren sprechen. Hier, dachte er, können wir wohl Auguren sein und lachen alle mit einander ein gutes Champagnerlachen. Aber der Vorgesetzte wollte nicht lachen und bat ihn das Gespräch aufzuschieben, bis sie sich in der Schule treffen würden. Nein, das wollte Johann nicht, denn in der Schule waren beide anderer Ansicht, und darum wurde von etwas Anderem gesprochen.

Beide, Johann sowohl wie der Inspektor hatten sich selbst reformiert, aber nicht, um andere zu reformieren.

Die Schulden wuchsen, und die Arbeit nahm zu. Von acht bis ein Uhr in der Volksschule; Mittag essen und eine halbe Stunde unterrichten; außer Atem und mit dem Speisefieber, das in Schlaf überzugehen droht, ankommen; bis um vier Uhr lesen; dann nach Norrtullsgata gehen und Stunden geben; am Abend zu den kleinen Mädchen zurückkehren, und dann bis in die Nacht zum Examen studieren, nach zehn Stunden Unterricht. Das war Überanstrengung. Der Lehrjunge meint, seine Arbeit sei schwer, aber das heißt der Wagen sein, während der Lehrer das Pferd ist. Es ist entschieden schwerer, als bei einer Schraube oder bei einem Krahn auf einer Maschine zu stehn, und doch gleich einförmig. Das durch Arbeit und Mangel an der gehörigen Ruhe beim Essen betäubte

Gehirn mußte angeregt, die Kräfte ersetzt werden, und Johann wählte das nächste und beste, ging in ein Kaffehaus, trank ein Glas und blieb eine Stunde sitzen. Und es war gut, daß es solche Erholungsplätze gab, wo die jungen Leute sich treffen und die Familienväter eine Stunde bei einer Zeitung verweilen konnten, und wo sie bei einer guten Unterhaltung über etwas „Anderes“ sprechen konnten.

Im folgenden Sommer zog er hinaus nach der Sommerkolonie Djurgården. Dort las ein ein paar Stunden mit den kleinen Mädchen, und einige Zeit auch mit einer ganzen Schar junger Leute. Das war ein reichhaltiger und wechselvoller Umgang. Die Kolonie war in drei Lager geteilt: das gelehrte, das ästhetische und das bürgerliche. Johann gehörte zu allen dreien. Man hat gesagt, daß die Einsamkeit für die Entwickelung des Charakters (bis zum Automaten) schädlich sei, und ebenso hat man gesagt, daß viel Umgang schädlich sei für die Entwickelung des Charakters. Alles kann gesagt werden und wahr sein; es beruht auf Ansichten. Aber für die Entwicklung einer Seele zu einem reichen, freien Leben ist viel Umgang nötig. Ja, man sieht und spricht mit verschiedenen Menschen und gewinnt die verschiedenen Gesichtspunkte und Erfahrungen. Jeder Mensch birgt ein Körnchen Originalität in sich, jedes Individuum hat seine Geschichte. Johann gedieh gleich gut mit allen. Er sprach über gelehrte Dinge mit den Gelehrten, über Kunst und Litteratur mit den Ästhetikern, sang Quartette und tanzte mit der Jugend, las Aufgaben

mit den Kindern und botanisierte, segelte, ritt und schwamm mit ihnen. Aber wenn er einige Zeit in dem Getümmel war, zog er sich auf einen oder auf mehrere Tage in die Einsamkeit zurück und verdaute seine Eindrücke.

Die Bürger waren es, die eine herzliche, ruhige Richtung hatten. Sie kamen aus der Stadt von ihrer Arbeit, schüttelten alle Müdigkeit von sich und spielten am Abend. Der alte Großhändler spielte Reifen, tanzte, spielte und sang mit den Kindern. Die Gelehrten und Ästhetischen saßen auf einem Stuhl, sprachen von ihrer Arbeit, wurden von ihren Gedanken wie vom Alpdrücken geplagt und machten niemals einen recht glücklichen Eindruck. Sie konnten sich nicht von der Freiheit des Gedankens befreien. Der Bürger hatte auch in seinem Innern ein kleines grünes Fleckchen beibehalten, das weder Gewinnlisten, noch Spekulationen oder Konkurrenzen verwüsten konnten. Bei ihnen verbrachte man gemütliche und herzliche Augenblicke, die Johann hätte Natur nennen mögen. Sie konnten närrisch lachen, wie wild schreien und bei Gelegenheit sich ganz der Rührung hingeben. Sie weinten über das Unglück oder den Tod eines Freundes, umarmten sich in den Stunden des Entzückens und reichten sich die Hände bei einem schönen Sonnenuntergange. Die Professoren saßen auf dem Stuhl und sahen die Landschaft nicht in Folge ihrer Brille; ihre Blicke waren nach innen gerichtet, und ihre Empfindungen traten niemals hervor. Ihr Gespräch drehte sich um Syllogismen, suchte nach Formen, ihr Lachen klang bitter, und mit all ihrer Gelehrsamkeit machten sie den Eindruck von Marionetten. Ist das nun der höchste Standpunkt?

Ist es nicht ein Mangel, ein ganzes Gebiet des Seelenlebens unbebaut gelassen zu haben?

Am meisten befreundet war Johann jedoch mit dem dritten Lager. Das war ein kleiner Kreis, bestehend aus einer Lehrerfamilie und deren Umgang. Da sang der berühmte Tenor W. in Begleitung des Professors M.; da spielte und sang der Komponist J., da erzählte der alte Professor B. von seinen Romfahrten mit den Malern alten Schlages. Hier herrschte das Gefühlsleben in reichem Maße, aber ästhetisch. Sie genossen den Sonnenuntergang, analysierten aber gleichzeitig die Lichtwirkung und den Schlagschatten, sprachen von den Linien und ihrem Wert. Die mehr geräuschvollen Vergnügungen des Großhändlers wurden als störend, als unästhetisches Spiel betrachtet. Für die Kunst, für das schöne Spiel wurde hier geschwärmt. Johann hielt es bei diesen liebenswürdigen Menschen wohl eine Zeit lang aus, aber wenn er in dem Trubel nebenan Quartettgesang und Tanzmusik hörte, dann sehnte er sich dahin. Das war gewiß sonderbar.

In den einsamen Stunden las er Byron, den er jetzt erst richtig kennen lernte. „Don Juan", den er schon früher kannte, hatte er nur leichtsinnig gefunden. Er hatte gar keinen Inhalt, und die Naturbeschreibungen waren unerträglich langweilig. Er fand, daß es nur Abenteuer und Anekdoten wären. In „Manfred" erneuerte er seine Bekanntschaft mit Karl Moor in anderer Tracht. Manfred war kein Menschenhasser; er haßte mehr sein Ich und ging in die Alpen, um sich selbst zu entfliehen, fand sich aber immer wieder mit seinem Verbrechen zur Seite, denn

Johann erfaßte gleich den Gedanken, daß Manfred zu seiner Schwester in einem verbrecherischen Verhältnis stand.

Nun wird geglaubt, Byron habe angedeutet, daß Manfred gar nicht gelebt hätte. Byron habe den Roman nur geschrieben, um als Romanschreiber interessant zu sein — um jeden Preis — um über die Anderen hinaus zu gehen. Nun wurde das Verbrechen als ein Zeichen der Kraft angesehen, und darum mußte es ein Verbrechen sein, um damit zu prahlen, aber ein unbestraftes Verbrechen; nichts von Polizei und Strafarbeit. Hierin lag auch wohl etwas Opposition gegen das Gesetz und die Moral, um sich der Übertretung des Gesetzes rühmen zu können.

Manfred sprach Johann an mit seiner Unzufriedenheit mit dem Himmel und dem Himmelsregiment. Wenn Manfred ein Pfui über die Menschen rief, so galt das wohl der Gesellschaft, aber die Gesellschaft war damals noch nicht aufgedeckt. Nicht diese, nicht Rousseau und Byron und nicht die anderen unzufriedenen Menschenhasser waren es, sondern das alte Christentum ist es, das da fordert, daß man die Menschen lieben soll. Wenn man sagte, daß man sich für sie interessierte, so wäre das ebenso schamhaft als wahr. Fürchten kann wohl der die Menschen, der im Streit überlistet oder abgethan wird, aber hassen kann sie wohl niemand, denn ein jeder fühlt sich der Menschheit gegenüber gesichert und weiß, daß menschlicher Verkehr des Lebens größter Genuß ist. Byron war ein Geist, der früher als die andern erweckt wurde, und der theoretisch die Volksmenge seiner Zeit hassen mußte, der aber dessen ungeachtet für Aller Wohl litt und stritt.

Als Johann sah, daß das Gedicht in reimlosen

Versen geschrieben war, fing er an es zu übersetzen, kam aber nicht weit, denn er entdeckte aufs neue, daß er keine Verse schreiben konnte. Er war nicht berufen.

Schwermütig bisweilen, mutwillig dann und wann, empfand er manchmal das unwiderstehliche Verlangen, das brennende Feuer der Gedanken im Rausch zu löschen und das Gehirn in seinem Lauf zum Stehen zu bringen. Schüchtern für gewöhnlich, konnte er sich zuweilen bezwingen, aus sich heraus zu gehen, sich ein gewisses Ansehen zu geben, Zuhörer um sich zu sammeln und aufzutreten. Wenn er viel getrunken hatte, wollte er deklamieren, große, feierliche Sachen. Aber mitten im Stück, wenn die Extase am höchsten war, hörte er seine eigene Stimme, wurde befangen, rot, fand sich lächerlich und brach plötzlich ab, stimmte den Ton herab und verfiel ins Lächerliche, indem er mit einer Grimasse schloß. Er hatte Pathos, aber nur für eine Stunde; dann kam die Selbstkritik, und er lachte über seine übertriebenen Gefühle. Die Romantik lag im Blut, aber der Sinn für die nackte Wirklichkeit war auf dem Wege zu erwachen.

Auch Anfälle von Laune und Selbstplage verfolgten ihn. So schlug er die Einladung zu einem Mittagessen aus und blieb bis zum Abend in seinem Zimmer. Er entschuldigte sich damit, daß er sich betränke.

Der Sommer nahte sich seinem Ende, und er sah dem Anfang des Herbstes in der Volksschule mit Furcht und Schrecken entgegen. Nun war er in dem Kreise gewesen, in den die Armut nie ihr abgehärmtes Antlitz hineinsteckt, nun hatte er den verführerischen Wein der Bildung gekostet und hatte die Lust verloren, nüchtern zu bleiben.

Seine Schwermut nahm zu, er blieb für sich allein und mied allen Umgang. Aber eines Abends klopfte es an seiner Thür, und der alte Arzt, der sein intimster Freund war, kam herein.

„Wie geht's mit dem Humor?" fragte er und ließ sich nieder wie ein alter, väterlicher Freund.

Johann wollte nicht beichten. Wie sollte er sagen, daß er mit seiner Stellung unzufrieden wäre, bekennen, daß er ehrgeizig wäre, und daß er vorwärts kommen wollte im Leben.

Aber der Doktor hatte gesehen und verstand alles.

„Sie müssen Arzt werden," sagte er. — „Das ist eine Wirksamkeit, die Ihnen ansteht, und die Sie in Berührung mit dem Leben bringt. Sie haben eine lebhafte Phantasie, die Sie in Ordnung halten müssen, sonst geht es schlecht. Haben Sie Lust zu dem Fach? Nicht wahr? Habe ich recht geraten?"

Es war recht geraten. Durch den Umgang aus der Ferne mit diesem neuen Propheten, der auf den Priesterstand und die Beichtväter folgte, hatte Johann sich gewöhnt, in dessen praktischer Einsicht vom menschlichen Leben den höchsten Grad menschlicher Weisheit zu erkennen. Ein Weiser zu werden, der die Rätsel des Lebens entziffern könnte. das war nun für eine Weile sein Traum. Für eine Weile, denn er wollte eigentlich gar keine bestimmte Bahn betreten, auf der er der Gesellschaft eingereiht werden müßte, — nicht aus Furcht vor Arbeit, denn er arbeitete mit Wut aus Abscheu vor Müßiggang, — aber aus Widerwillen, eingeschrieben zu werden. Er wollte dem Gesellschaftscorps nicht einverleibt werden. Er konnte keine

Herrschaft über sich dulden. Er wollte draußen stehen, lernen und berichten. Der Weg des Arztes war in gewissem Sinne ein freier. Er war kein Beamter, hatte keine Vorgesetzten, kein Dienstzimmer, brauchte sich nicht nach dem Glockenschlag richten. Das war ja ziemlich verlockend, und Johann ward verlockt. Aber wie sollte es gehn? Acht Jahre Studium! Auch das hatte der freundliche Mann bedacht.

„Wohnen Sie bei uns und unterrichten Sie meine Buben."

Nun, das war ja ein reines Geschäft, eine Stellung und keine demütigende Wohlthat. Aber die Schule? Seine Stelle aufgeben!

„Das ist nicht Ihr Platz," schnitt der Doktor ab. „Ein jeder soll mit seinen Gaben arbeiten, und mit Ihren Gaben können Sie nicht in der Volksschule arbeiten, wo Sie die Aufgaben des Schulrats überhören müssen."

Das schien Johann wohl vernünftig, aber die Mönchslehre hatte so tiefe Wurzeln in ihm geschlagen, daß er einen Stich im Herzen empfand. Er wollte so gern fort, aber eine Art Pflicht, ein wunderliches Schuldigkeitsgefühl hielt ihn zurück. Er ward ganz rot bei dem Gedanken, er könnte des Ehrgeizes — eines so menschlichen Zuges — beschuldigt werden. Und sein — der Magd Sohn — Platz war ihm da ja angewiesen. Aber sein Vater hatte ihn ja hinaufgezogen, buchstäblich da hinaufgezogen, warum sollte er nun nach unten und da wühlen?

Er kämpfte einen kurzen, blutigen Kampf, nahm das Anerbieten mit Dank an und nahm Abschied von der Schule.

III.

Der Arzt.

(1868.)

Bei den Heimatlosen, bei den Israeliten, fand Johann nun sein neues Heim. Hier umwehte ihn eine neue Luft. Keine Erinnerung an das Christentum, noch sonstige Plackereien, weder gegen ihn noch, gegen andere. Keine Tischgebete, kein Kirchgang, kein Katechismus. Was wollen die, die an die Bedeutung in der Entwickelung des Christentums glauben, von einem Volke sagen, das seit 2000 Jahren der Weltgeschichte ohne Christentum lebte und sich desselben Kulturgrades wie die andern erfreute, so daß es nächstens vollständig in die christliche Gesellschaft übergehen wird? Sollte es möglich sein, daß die europäische „Weltgeschichte“ das Christentum, die Kirchenversammlungen, den Papst, die Inquisition, den dreißigjährigen Krieg und Luther hätte entbehren können? Hätte das Christentum nicht möglicherweise ganz einfach eine Humanisierungsperiode sein können, welche notwendig eintreffen mußte, und wenn nur mit dem Aufkommen der Kirche zusammen, unabhängig von derselben? Und konnte nicht die Kirche manche Misbildungen in Weltgeschichte und Entwicklung hervorgerufen haben? Die Muhamedaner und Buddhisten können

ja eben so human sein wie die Christen, obwohl die ersteren mit den Christen nur bei solchen Gelegenheiten zusammentreffen, wo die Humanität nicht mitsprechen darf: nämlich in Kriegszeiten.

Hier wäre gut sein, meinte Johann, das waren freigelassene Menschen, welche aus der Kultur aller Länder das Beste mitbrachten, ohne gezwungen zu sein, das Schlechte mitzunehmen. Hier begegnete er zum ersten Mal dem Hauch von außen. Die Familie war viel gereist, hatte Verwandte im Auslande, sprach alle Sprachen und zog Ausländer ins Haus. Alle großen und kleinen Angelegenheiten des Landes wurden den Originalen im Auslande gegenüber beurteilt und beleuchtet, wodurch man einen weiten Horizont und einen richtigen Wertmesser für das Ausland erlangte.

Das patriarchalische Regiment in der Familie hatte nicht die Form von Familientyrannei angenommen, im Gegenteil, die Kinder behandelten die Eltern mehr als ihresgleichen, und die Eltern nahmen an allem Teil, ohne kleinlich zu sein. In einem unfreundlichen Lande, von halben Feinden umgeben, suchten die Mitglieder Schutz bei einander und hielten zusammen. Die Trennung vom Vaterlande — nichts wird für so schwer gehalten, und doch führt sie den Vorteil mit sich, daß die Intelligenz immer kraftvoll aufrecht erhalten wird. Unaufhörliche Wachsamkeit, beständiges Beobachten, neue und reiche Erfahrungen werden den Wandernden dargeboten, während die Stillsitzenden träge werden und sich auf Andre verlassen.

Die Kinder Israels haben eine Ausnahmestellung in

socialer Hinsicht. Sie haben die Messiasidee vergessen und glauben nicht mehr daran. In den meisten Ländern Europas haben sie in der Mittelklasse stehen bleiben müssen. Die Unterklasse zu werden, war ihnen schon verweigert, wenn auch nicht in der Ausdehnung, wie man gewöhnlich glaubt; ebenso die obere Klasse. Darum konnten sie sich nie mit der unteren und ebenso wenig mit der oberen Klasse befreunden. Sie sind Aristokraten nach Gewohnheit und Neigung, aber sie haben dasselbe Interesse wie die untere Klasse: nämlich den Stein, der auf ihnen liegt und sie drückt, hinunter zu werfen. Aber sie fürchten den Proletarier, denn der ist fromm verdummt und liebt die Reichen nicht. Darum flohen die Kinder Abrahams lieber nach oben, als daß sie Sympathie nach unten suchten. In dieser Zeit (1868) fing man an, die Erweiterung der Rechte der Juden zu diskutieren, und alle Liberalen gaben ihre Stimme dafür ab. Das war eine Abdankungserklärung seitens des Christentums. Taufe, Trauung, Konfirmation, Kirche, alles wurde für unnötig erklärt, um Mitglied einer christlichen Gesellschaft zu sein. Es sind scheinbar so geringe Reformen, die im Staat arbeiten, sie sind wie der Tropfen, der auf den Stein fällt.

Es herrschte darum eine frohe Stimmung in der Familie, weil der Söhne Zukunft sich heller zu gestalten schien, als die des Vaters gewesen war, dessen akademische Laufbahn einmal durch Gesetzbestimmung unterbrochen worden war.

Es wurde ein freigiebiger Tisch im Hause geführt; alles war vom Besten und reichlich. Die Diener hielten Haus und hatten freie Hand in allem und wurden niemals

wie Knechte behandelt. Das Hausmädchen war Vorleserin, das heißt, sie war, soviel sie wollte. Sie war guter und humoristischer Laune und scherzte ziemlich unlogisch mit dem im Hause herrschenden Heidentum. Keiner scherzte jedoch mit ihrem Glauben. Johann selbst wurde als Vertrauter behandelt, abwechselnd als Freund und Kind, und er wohnte mit den Knaben zusammen. Seine Verpflichtungen waren leicht. Man erwartete mehr, daß er den Kindern Gesellschaft leistete, als daß er sie unterrichtete. Hier wurde er indessen nicht, was man mit dem gewöhnlichen Begriff verdorben nennt. Neunzehn Jahre alt wurde er wie ihresgleichen bei bekannten und bereits gereiften Künstlern, Ärzten, Litteraten und Beamten eingeführt.

Seine medizinische Laufbahn begann in dem chemischen Laboratorium des technologischen Instituts. Da sah er die Herrlichkeit seiner Kindheitsträume in der Nähe. Aber wie dürr und trocken waren doch die Wurzeln der Wissenschaft. Stehen und die Säuren über das Salz halten, um zu beobachten, wie die Lösung die Farbe veränderte, das war nicht unterhaltend, das Salz aus ein paar Lösungen zu bringen, nicht interessant. Weiterhin, wenn die Analyse kommt, dann fängt das Geheimnisvolle an. Wenn man einen Becher erhielt, so groß wie ein Punschglas, mit einer wasserklaren Flüssigkeit, in der man die zwanzig vielleicht darin enthaltenen Stoffe nachweisen mußte, so diente das doch nicht dazu, jemand in die Mysterien einzuführen. Wenn er allein im Laboratorium war, so nahm er kleine Experimente auf eigene Hand vor, und bald hatte er sich ein Fläschchen mit Blausäure verschafft, die er mit großer Gefahr hergestellt hatte. Es war

merkwürdig ergötzlich, das zu haben. Der Tod, eingeschlossen in ein paar Tropfen.

Er studierte gleichzeitig Zoologie, Anatomie, Botanik, Physik und Latein. Noch mehr Latein! Lesen, sich einen Gegenstand zu eigen machen, das ging an, aber auswendig lernen — das war ihm zuwider. Der Kopf war von so mancherlei Dingen erfüllt, daß nur noch mit Schwierigkeit etwas hineinging. Aber es mußte sein.

Schlimmer war es, daß nun so vieles andere anfing, mit dem Studium zu konkurrieren. Das Schauspielhaus lag nur einen Steinwurf vom Hause entfernt, und er ging dreimal in der Woche dorthin, auf den dritten Rang, Stehplatz. Von da aus sah er nun die elegante und heitere Welt in den französischen Lustspielen auf Brüsseler Teppichen. Dieser leichte, gallische Geist, den der schwerfällige Schwede bewundert, wie eine ihm fehlende Vollkommenheit, nahm ihn ganz für sich ein. Welch ein Gleichgewicht der Sinne, welche Widerstandskraft gegen die Rippenstöße des Lebens wohnte jener Nation inne, die in einem südlicheren Lande mit mehr Sonne wohnte! Und dennoch ward er immer schwermütiger, weil er fühlte, daß sein germanischer „Weltschmerz" über alles einen Schleier warf, den eine hundertjährige französische Erziehung nicht wegzublasen vermochte. Aber er wußte nicht, daß das Pariser Leben auf dem Theater nicht dasselbe ist, und daß das Leben der betriebsamen und sparsamen Pariser sich hinter dem Pult oder dem Ladentisch abspielt. Das französische Lustspiel war für die reichen Emporkömmlinge des verflossenen Kaisertums geschrieben als die Censur der Politik und der Religion, aber nicht die der Moral

mächtig war. Es waren Aristokraten, die aber ihre Freisprechung erwirkten durch ihre Stellung im Leben, sei es nun als Marquis oder Kaufmann. Sie gewöhnten das Publikum daran, mit ihnen zu sympathisieren und sich in ihrer vornehmen Welt heimisch zu fühlen, und wenn man aus dem Theater ging, hatte man das Gefühl, als sei man bei seinem Freunde, dem Herzog, zum Abendessen gewesen.

Der Zufall wollte auch, daß die Frau des Arztes eine Bibliothek besaß, in der die schöne Litteratur der ganzen Welt vertreten war. Und der Doktor selbst hatte eine Gemäldesammlung schwedischer Meister und eine wertvolle Kupferstichsammlung. Die Ästhetik, die nun unaufhaltsam blühte, brach ins Leben herein — bis in die Schule — wo litterarische Vereine Vorträge hielten. In der Familie wurde bei Tisch meist nur von Theater, von Schauspielern, Büchern und Schriftstellern gesprochen, so daß der Doktor sich zuweilen veranlaßt fühlte, das Gespräch mit einer starken Dosis aus seiner Praxis zu würzen.

Ab und zu las Johann nun auch die Zeitung und das politische und sociale Leben offenbarte sich ihm mit seinen mannigfaltigen Fragen, aber zuerst stieß es ihn zurück, da er ein zu großer Familienegoist geblieben war. Die Politik berührte ihn nicht weiter. Das war eine Fachkenntnis, wie jede andere.

Seine Stunden bei den Mädchen setzte er fort, ebenso seinen Verkehr mit der Familie. Außer dem Hause verkehrte er mit erwachsenen Verwandten, die Kaufleute waren, und mit deren Verwandten. Sein Kreis wurde also er=

weitert, und seine Anschauungen blieben vor Einseitigkeit bewahrt. Aber diese unaufhörliche Beschäftigung mit Kindern hielt ihn gleichsam nach unten. Er hatte nicht das Gefühl älter zu werden, und er verstand es nicht die Jugend mit der gehörigen Überlegenheit zu behandeln. Er merkte nun bereits, daß die Jungen ihm voraus waren, daß sie mit neuen Gedanken geboren waren, daß sie da zu bauen anfingen, wo er aufhörte, und wenn er später im Leben erwachsenen Schülern begegnete, so sah er fast zu ihnen empor, als wenn sie älter wären.

Der Herbst 1868 begann. Die falsche Rechnung der neuen Staatsverfassung und ihre Folgen fing an sich durch Unzufriedenheit zu äußern. In der Gesellschaft war das Unterste zu oberst gekehrt. Die Bauern bedrohten Stadt und Kultur, und die Erbitterung war allgemein. Ist jetzt das letzte Wort von der Partei der Landleute gesprochen? Wahrscheinlich nicht! Sie fingen äußerst demokratisch-reformatorisch an, und der Angriff auf die Civilliste war der kühnste, den man sah. Sie wollten die Monarchie auf gesetzmäßigem Wege stürzen, den Antrag wenn möglich niederstimmen, und der König sollte dann gehen. Das war das einzige und das geistreichste.

In einer Zeit, die das Recht der Majorität verkündet, sollte man nicht auf den Widerstand gegen das Hervortreten des Bauernstandes warten. Schweden war ein Bauernreich, denn die Landbevölkerung betrug 4000000, was auf eine Volkszahl von 4½ Millionen wohl die Majorität ausmacht. Sollte nun die halbe Million die

vier regieren oder umgekehrt? Das letztere schien das billigere. Nun spricht natürlich der Stadtbewohner von dem Egoismus und der Prahlerei des Bauern; aber haben die Arbeiter einen einzigen Punkt aufs Programm gesetzt, der die verbesserte Stellung der Bauern, der Staatsmänner oder der Kossäthen beträfe? War nicht der Egoismus derer größer, die mit dem Schutzzoll die 14 % Brodpreis gegen die 86 % ganzer Nahrung und Lebensnotdurft schützen wollten? Es ist so dumm, von Egoismus zu sprechen, wenn ein jeder nunmehr einsieht, daß er dem ganzen am meisten nützt, wenn er sich selbst nützt!

Inzwischen hatten nun 1868 die Unzufriedenen eine Partei ausfindig gemacht, die gegen die gesetzliche und löbliche Majorität aufgestellt werden sollte, und die alle gründlichen Reformen auf ihr Programm schrieb. Dies war die neuliberale Partei, die meist aus Litteraten bestand, dann aus einigen Handwerkern, einem Professor u. s. w. Diese wieder regten die Industrie- oder Stadtarbeiter wie einen neu erweckten Stand an, und mit dieser handvoll Leuten — die ohne die wichtigeren und größeren Interessen, die das Land mit sich führt, ohne gemeinsame Festplätze waren, und die auch durch die Mißernte des Jahres in Proletarier verwandelt werden können — sollte nun die Gesellschaft umgebildet werden. Was wußte der Arbeiter von der Gesellschaft, und wie wollte er sie haben? Seinen Vorteil erlangen durch einen ruinierten Bauernstand. Aber das hieße, so zu sagen, sich die Beine absägen, denn Schweden ist kein exportierendes Land, und daher würden die vier Millionen Consumenten im Lande in derselben Stunde, da ihre Kaufkraft vermindert wird, unwillkürlich

die Industrie ruinieren und den Arbeiter aufs Trockene setzen. Daß die Arbeiter vorwärts wollten, war eine Notwendigkeit; aber daß man — wenn die Industrie-Socialisten dazu drängen — alle Menschen zu Arbeitern umstempeln wollte, war viel unsinniger, als alle zu Bauern zu machen, als ob die Agrar-Socialisten glauben, daß sie schief stehen. Das Kapital, welches der Arbeiter nun angreift, scheint die Grundlage der Industrie zu sein, und wenn man an dieser rührt, so stürzt die ganze Industrie zusammen und kommt dann mit den Arbeitern zurück.

Indessen war die Partei der Landleute noch nicht durch den Umgang mit feinen Herrn verdorben; sie war weder konservativ, noch berief sie sich auf einen Schiedsrichter. Es lag jedenfalls ein Gewitter in der Luft, und die geringste Veranlassung konnte einen Blitzstrahl veranlassen, wenn auch nur von Wurmmehl.

Die Hauptstadt mit ihren hohen Kulturinteressen wollte Karl XII. ein Denkmal errichten. Wozu? War dessen mittelalterliches Rittertum das Ideal jener Zeit? War Gustav IV., Adolfs und Karls XV. Abgott, ein Ausdruck geworden für die neuen unkriegerischen Zeiten, die nun hereinbrachen? Oder ging es einfach, wie es oft geschieht, aus dem Atelier des Bildhauers hervor. Wer weiß? Das Standbild war fertig und sollte enthüllt werden. Eine Schaubühne für die Zuschauer wurde errichtet, aber so ungeschickt, daß die Zeremonie von der Volksmasse nicht gesehen werden konnte, und zu dem Innern der Umzäunung fanden nur der Hof, die Eingeladenen, die Sänger und solche, die bezahlte Plätze hatten, Zutritt.

Es war eine Nationalsubscription, und alle hatten

das Recht zuzusehen. Der Anschlag war gehässig. Man verlangte das Niederreißen der Schaubühne, richtete aber nichts aus. Das Volk fing an sich zu rühren und wollte die Schaubühne einreißen, aber da kam das Militär an.

Beim Doktor fand ein Mittagessen für eine italienische Operngesellschaft statt. Der Nachtisch war grade beendet, als man Stimmen von der Straße hörte. Zuerst hörte es sich an wie Regen auf einem flachen Dache, dann vernahm man deutlich den Schrei der Menge. Johann gab acht. Es wurde nichts mehr gehört. Die Weingläser erklangen zwischen den italienischen und französischen Phrasen, die am Tische hinüber und herüber gewechselt wurden, Lachen ertönte und Witzworte hagelten nur so, man hörte kaum sein eigenes Wort. Aber nun erscholl ein Gebrüll von der Straße und gleich darauf Pferdegetrappel, Waffengeklirr und Sattelgeräusch. Im Augenblick war alles still, und Mancher erbleichte.

„Was ist das?“ fragte die Primadonna.

„Das ist der Pöbel, der brüllt,“ antwortete ein Professor.

Johann stand vom Tisch auf, ging in sein Zimmer, nahm Hut und Stock und eilte hinaus. Der Pöbel! tönte es ihm im Ohr, während er auf die Straße hinausging. Der Pöbel! Das waren die früheren Kameraden seiner Mutter, das waren seine Schulkameraden und dann seine Schüler; das war der düstere Hintergrund, von dem die hellerleuchtete Tafel da oben sich abhob. Er hatte wieder das Gefühl, als ob er desertierte und unrecht daran that sich hinaufzuarbeiten. Aber er mußte ja erst hinauf, um für die da unten etwas ausrichten zu können.

Ja, so hatte schon mancher gesagt, nur um hinauf zu kommen, und dann befand er sich dort so gut, daß er die da unten ganz vergaß. Die Schaubühne hob sich wie eine riesige Marktbude gegen den Novemberhimmel ab, und unten herum wogte die Menschenmenge. Vom Eingang der Arsenalsstraße her hörte man Pferdegetrampel, ein kurzer Schritt nur. Und da kamen sie nun heran die blauen Gardisten, die Stützen der Gesellschaft, auf der die da oben ausruhten. Johann wurde von einem unüberwindlichen Verlangen ergriffen, sich in diese Masse von Pferden, Menschen und Säbeln zu mischen, grade als ob er in ihr den ganzen Druck verkörpert sähe. Das war der Feind, nun wohl, er wollte ihm begegnen. Die Truppe rückt heran, und Johann stellt sich mitten auf die Straße.

Woher hatte er nur seinen Haß gegen diese Beschützer der Ordnung, die einmal ihn und sein Recht verteidigen sollten, nachdem er sich mühsam empor gearbeitet haben würde, wenn er dann über andre lachte und sie bedrückte? Wenn dieser Volkshaufe, mit dem er sich jetzt so eng verbunden fühlte, freie Hand gehabt hätte, so würde er vielleicht den ersten Stein nach dem Fenster geworfen haben, hinter welchem er noch so eben saß mit vier Weingläsern vor sich. Ja gewiß, aber das hinderte ihn doch nicht, daß er ihre Partei nahm, grade so wie man sehr oft sieht, daß die obere Klasse Partei nimmt gegen die Polizei — inkonsequent genug. Diese abstrakte Freiheitsmanie ist wohl ein ewiger kleiner Aufruhr des eigentlichen Naturmenschen gegen die Gesellschaft.

Er ging richtig auf die Kavallerie los in irgend einer dunklen Absicht, sie alle samt und sonders zu Boden zu

werfen; da nahm ihn glücklicherweise jemand — freundlich aber kräftig — beim Arm, und so wurde er wieder in des Doktors Haus zurückgeführt, der ausgeschickt hatte, ihn zu suchen. — Nachdem er sein Ehrenwort gegeben hatte, daß er nicht mehr ausgehen würde, fiel er auf ein Sofa nieder und lag am Abend im Fieber.

An demselben Karlstage gehörte er zu den Studentensängern, also zu den Auserwählten, den „oberen Zehntausend", er hatte also alle Ursache, mit seinem Los zufrieden zu sein. Nachdem die Zeremonie beendet war, strömte das Volk heran. Die Polizei trieb es zurück. Aber da fing das Volk an, mit Steinen zu werfen. Die Konstabler zogen ihre Säbel, hieben ein, arretierten und mißhandelten. Johann kam aus der Jakobskirche auf den Markt, grade als ein Kommissär auf einen Mann einhieb, während es immerfort Steine regnete, die auf den Helm des Konstablers niederschlugen. Ohne zu zögern, sprang er auf den Kommissär los, nahm ihn beim Kragen, schüttelte ihn und schrie:

„Lassen Sie den Mann los!"

Der Kommissär sah den Angreifer bestürzt an.

„Wer sind Sie?" fragte er unentschlossen.

„Ich bin der Satan und werde Sie mitnehmen, wenn sie den Mann nicht loslassen."

Er ließ wirklich ab, aber nur, um Johann zu ergreifen. Im selben Augenblick traf ein Stein seinen Dreimaster. Johann riß sich los; die Volksmasse wurde nun mit den Bajonetten nach dem Gustav Adolfs-Markt auf die Wache getrieben. Es folgte eine Schar von Menschen, Herren der höheren Gesellschaftsklasse, die wild schrieen

und, wie es schien, fest entschlossen waren, die Gefangenen zu befreien. Johann rannte mit. Es war, als ob der Sturmwind sie davon trüge; Leute, welche keine Störenfriede waren, nicht aufhetzten, die in der Gesellschaft eine hohe Stellung einnahmen, rannten blind mit, Stellung, Familie, Brot und alles aufs Spiel setzend. Johann fühlte sich von einer Hand erfaßt. Er drückte sie wieder und sah neben sich einen ältlichen, fein gekleideten Herrn in dem tollen Zuge. Sie kannten einander nicht, sie sprachen nicht mit einander, aber sie sprangen Hand in Hand mit einander, wie zwei, die von demselben Geist ergriffen sind. So stießen sie auf einen dritten. Johann erkannte einen Schulkameraden wieder, den Sohn eines Departementschefs, der bereits Zivilbeamter war. Dieser junge Mann gehörte in der Schule niemals zur Opposition, wurde im Gegenteil als Reaktionär angesehn und hatte eine Zukunft vor sich. Er war nun weiß wie eine Leiche, die Wangen waren blutleer, er sah aus wie ein Totenkopf, in dem zwei Augen brannten. Sie konnten nicht sprechen, aber sie zogen einander hinab zur Wache, die gestürmt werden sollte. Die Wogen stiegen immer höher, bis sie sich — wie immer — an den Bajonetten brachen, und so löste sich das Ganze in Schaum auf.

Eine halbe Stunde später saß Johann mit einigen Studenten im Opernkeller vor einem Beefsteak. Er erzählte sein Abenteuer wie etwas, das fern von ihm und ohne seinen Willen geschehen war. Ja, er schämte sich darüber. Es konnte Feigheit vor der öffentlichen Meinung sein, aber vielleicht überlegte und beurteilte er nun seinen Ausbruch ganz objektiv, da er in Ruhe mit Leuten aus der

Gesellschaft beisammen saß. Der Laden war einen Augenblick geöffnet worden, die Gefangenen steckten den Kopf heraus, und dann schloß sich der Laden wieder. Es stellte sich später heraus, daß Johanns unbekannter Mitschuldiger ein sehr ausgeprägt konservativer Großhändler war, der immer vermied, Johanns Blicken zu begegnen, wenn sie sich zufällig trafen.

Eigentümlich war es, daß die ganze Unzufriedenheit gegen den Oberstatthalter und die Polizei ausbrach, nicht wie sonst, gegen den König. Karl XV. that stets, was er wollte, ohne dadurch unbeliebt zu werden. Er war weder herablassend, noch demokratisch, eher hochmütig, und die Geschichtsschreiber erzählen, wie manche Günstlinge wegen Mangels an Respekt in Ungnade fielen. Er konnte den Soldaten Tabak in den Mund stopfen, aber er schimpfte, wenn seiner Laune nicht gleich gewillfahrt wurde. Er teilte Ohrfeigen aus und lachte nicht, wenn er in „Söndagsnisse" abgezeichnet war, was man gern glaubte. Er war Herrscher und glaubte Krieger und Staatsmann zu sein. Er griff selbst in die Regierung ein und konnte einen Fachmann schnöde mit den Worten abfertigen: „Das verstehst Du nicht." — Aber er war populär und blieb es. Die Schweden, welche an Willensschwäche zu leiden schienen, bewunderten den Willen und beugten sich unter ihm. Und vielleicht verziehen sie ihm darum gerade sein unregelmäßiges Leben, weil er gar kein Geheimnis daraus machte. Er hatte seine eigene Moral und lebte darnach. Darum hatte er ein geschlossenes Wesen, und Geschlossenheit im Charakter wird immer gern gesehen.

Indessen konnte man Empörer aus Instinkt sein, aber

an die nötige Übergangsform zu einem besseren Zustand der Gesellschaft — die Republik — glaubte man nicht. Man hatte in Frankreich eine neue Monarchie nach zwei Republiken erstehen sehen. Man war heimlich Anarchist, aber nicht Republikaner, und wenn man sich auch hatte zur Monarchie bereden lassen, so war das doch kein Hindernis, sich zur Freiheit zu entwickeln. So bei den Jungen. Die Älteren sahen die einzige Rettung in der Monarchie, und darum erlebte man Frühlingstage, da die alte liberale Schule mit einem Schlage konservativ-republikanisch wurde.

Als der Doktor sah, daß die schöne Litteratur Johanns medizinische Studien zu sehr beeinträchtigte, beschloß er, ihn einen Blick in die Geheimnisse des Berufs gewinnen zu lassen und ihm einen Vorgeschmack zu geben, der ihn locken sollte, die langweiligen Vorstudien — die er für zu weitläufig ansah — zu überwinden. Johann wußte nun mehr Chemie und Physik als der Lehrer, und gestützt auf seine anatomischen Studien, durfte er nun mit in die Praxis gehen, als Assistent.

Das war ein neues, verändertes Leben voller Wirklichkeit. Sie fuhren in eine düstere Gasse und stiegen bei einer Pförtnerloge aus, wo ein Weib im Fieber lag, zwischen den armen Kindern, der Großmutter und anderen Verwandten, die auf den Zehen gingen und den Ausspruch des Arztes erwarteten. Ab und zu wurde die muffige, lumpige Decke gelüftet, und eine eingesunkene, heftig arbeitende Brust wurde sichtbar; die Pulsschläge wurden gezählt und dann Papier und Feder hervorgesucht. Auf der zurückgeschlagenen Seidendecke lag das Bein

eines in Spitzen gehüllten, engelschönen Kindes. Nach der ganzen Einrichtung und einer Kunstsammlung zu urteilen, waren sie bei einer Künstlerin. Das war neu und interessant, aber was für einen Zusammenhang hatte das mit Titus Livius und der Philosophie?

Aber dann kamen die chirurgischen Einzelheiten. Des Morgens um sieben Uhr wurde er geweckt, dann ging er in das dunkle Zimmer des Arztes, wo er beim Ausbrennen einer Wunde assistierte, die von einer Geschlechtskrankheit herrührte. Das Zimmer dunstete nach Menschenfleisch, was ekelhaft auf den nüchternen Magen wirkte. Oder er hielt den Kopf eines Patienten nach hinten über, während der Doktor mit einer Gabel die Drüsen aus dem Schlunde zog, und er fühlte, wie der Patient vor Schmerzen mit dem Kopfe zuckte. — „Daran gewöhnt man sich bald,“ — sagte der Doktor, und es war wahrscheinlich; aber Johanns Gedanken gingen nun mit Goethes Faust, Wielands leckeren Romanen, George Sands socialen Fragen, Chateaubriands Naturschwärmereien und Lessings Verstandstheorien. Die Phantasie war in Bewegung gesetzt, und das Gedächtnis wollte nicht mehr arbeiten; die Wirklichkeit mit diesen Brandwunden und dem geronnenen Blut war unschön; die Ästhetik hatte den Jüngling ergriffen, und das Leben erschien ihm nun langweilig und abstoßend.

Der Umgang mit Künstlern hatte sein Auge für eine neue Welt geöffnet, er fand eine freie Gesellschaft in der Gesellschaft. Sie kamen an den Tisch der Reichen und Gebildeten schlecht gekleidet mit schwarzen Nägeln und schmutziger Wäsche, sie suchten ihres Gleichen — worin? Sie liehen sich Geld, ohne es zurückzugeben, konnten kaum

ihren Namen schreiben und redeten eine rohe Sprache. Alles stand ihnen frei, was anderen nicht erlaubt war. Warum? Sie konnten malen. Sie studierten ja auf der Akademie, und die Akademie fragt nicht darnach, ob alle, die sich einschreiben lassen, Genies sind. Wie erfuhr man da, ob sie Genies wären? Waren sie da, mehr um zu malen oder zu wissen, bekannt oder gelehrt zu werden? Und diese hatten ein eigenes, anerkanntes Moralgesetz. Sie mieteten Ateliers und ließen sich Frauenzimmer holen, die sich nackt auszogen. Sie prahlten mit ihren Geliebten, wie andere sich darüber schämen und getadelt werden. Sie trieben ihren Spott mit allem Ernst, ja, es wurde allgemein angenommen, daß ein richtiger Künstler ein Schuft — wie es sonst heißt — sein müßte. Johann dünkte, es sei dies ein vergnügtes, freies Dasein, in dem er gedeihen würde, ohne alle konventionelle Gesellschafts=bande, ohne Pflichten gegen die Gesellschaft und vor allem ohne Berührung mit der langweiligen Wirklichkeit. Aber er war kein Genie, wie sollte er nun da hinein kommen? Sollte er malen lernen und dadurch den Freibrief erlangen? Nein! Das ging nicht, denn er hatte niemals ans Malen gedacht, und er meinte, es sei eine Vorladung erforderlich, um sich für die Prinzipien einzuschreiben, und außerdem würde die Malerei nie ganz das ausdrücken können, was er sagen wollte, wenn er einmal sprechen möchte. Würde es etwas geben, so wäre es das Theater. Die Schauspieler durften auftreten und alle Wahrheiten sagen, wie bitter sie auch sein mochten, und doch hatten sie nicht nötig, dafür Rede zu stehen. Das war sicherlich eine schöne Laufbahn.

IV.

Vor dem Vorhang.

(1869.)

Johanns kühner Schritt, von der Universität zu Stockholm abzugehen, sollte nicht ohne Folgen bleiben; die Kameraden hatten ihn gewarnt. Als er nun zur Frühlingszeit hinauffuhr, um seine lateinische Arbeit zu schreiben, hatte er dem Dozenten durch die Post die drei Probeschriften und die fünfzehn Kronen zugeschickt, und so konnte er seine Absicht unbehindert und unbemerkt ausführen, und er schrieb sich ein. Aber nun im Monat Mai sollte er hinauf und Chemie absolvieren. Um nun recht sicher zu gehen, bat er den Adjunkten am technologischen Institut, er möchte ihn vorbereiten. Er prüfte ihn auch und erklärte ihm, daß er mehr Kenntnisse besäße, als zum medizinisch-philosophischen Examen erforderlich wäre. So gerüstet, reiste er hinauf nach Upsala. Sein erster Besuch galt einem Kameraden, der bereits das Examen in Chemie bestanden hatte, und der die Geheimnisse kannte.

„Ich habe die Synthese gemacht und die Analysenprobe und beschäftigte mich mit der organischen Chemie,“ begann Johann.

„Das allein macht es nicht, Du hast nicht auf seinem Laboratorium gearbeitet!“

„Das ist wahr, aber die Methode des Instituts ist viel besser.“

„Es hilft nichts, denn es ist doch nicht seins.“

„Das wollen wir doch sehen,“ sagte Johann, „ob nicht Wissenschaft in jedem Falle nützlich ist.“

„Bist Du so sicher, so versuche es, aber befolge erst, was ich Dir jetzt sage. Zuerst mußt Du zum Dozenten gehn und bei ihm ein sogenanntes „Krisch-Skaf“ erlangen.“

„Was ist das?“

„Ja, für eine Krone richtet er während einer Stunde eine Menge Fragen an Dich, darunter auch alle die merkwürdigen, die der Professor im Laufe des letzten Jahres that. So stellt er manchmal Fragen nach Streichhölzern aus seinem Kadaver und nach Ammoniak aus Deinen alten Stiefeln. Aber das erfährst Du alles vom Dozenten. Ferner mußt Du Frack und weiße Halsbinde anlegen, zum mindesten mußt Du so fein wie jetzt gekleidet sein. Deshalb mußt Du meinen Reitrock borgen, der ist grün mit roten Näthen, und meine Schaftstiefel, denn er hält nichts von Stiefeletten.

Johann befolgte die Instruktion und ging zuerst zum Dozenten, welcher ihm die Fragen stellte, die zuletzt behandelt waren, und zur Belohnung erhielt Johann die Erlaubnis, unter allen Umständen wieder kommen zu dürfen und über die Fragen, die er erhalten und die den Katechismus erläutern sollten, zu sprechen.

Am nächsten Tag ging er zu dem Kameraden, wo er kostümiert wurde. Die Beinkleider wurden aufgekrämpt,

so daß die Stiefelschäfte zu sehen waren, und der weiche Kragen wurde auf der einen Seite nach innen gebogen, so daß die Haut zwischen dem Gurt und dem Kragen hervorschien. Und so ausgerüstet, ging er in sein erstes Examen.

Der Professor der Chemie war ein früherer Fortifikationsoffizier, der seiner Zeit nicht allzu freundlich von der gelehrten Zunft in Upsala aufgenommen worden war. Er war Soldat, nicht akademisch gebildet, und also eine Art „Spürhund". Das hatte ihn gereizt und leberkrank gemacht. Denn um seinen Laienstand äußerlich zu verwischen, affektierte er den Überstudierten und rechtschaffenen Gelehrten und kleidete sich schlecht. Er war Schüler von Berzelius gewesen und wohl hunderterlei anderes, und er erinnerte sich gern daran. Das war sein Trumpf. Berzelius ging unter anderm in zerlumpten Beinkleidern herum, darum war das „Loch im Ast" das Kennzeichen eines bedeutenden Chemikers, daher alle diese Sonderbarkeiten.

Johann stellte sich vor, wurde mißtrauisch betrachtet und gebeten, in einer Woche wieder zu kommen. Er erklärte, daß er von außerhalb wäre, und da er arm sei, könnte er sich nicht eine Woche in der Stadt aufhalten. Er wirkte die Erlaubnis aus, wiederkommen zu dürfen. Das würde bald gemacht sein, meinte der Alte. — Was?

Den Tag darauf saß er auf einem Stuhl bei dem Professor. Es war ein sonniger Nachmittag im Mai, und der alte Mann schien sein Mittagessen schlecht verdaut zu haben. Er sah finster aus, als er vom Schaukelstuhl her die erste Frage that. Die Antwort erfolgte sofort

und war richtig. Darauf schürzte der Fragende seine Schlinge.

„Wenn ich Land habe und Salpeter, wie muß ich es dann anfangen, um eine Salpeterfabrik anzulegen?“

Johann antwortete, indem er eine Salpeteranalyse vorschlug.

„Nein.“

„Ja, dann weiß ich nichts anderes!“

Es blieb still, und die Fliegen surrten. Lange still, scheußlich still.

„Nun werden wohl bald die Stiefel kommen,“ dachte Johann, „oder die Zündhölzer, da werde ich glänzen.“ Er glaubte sich wieder in Erinnerung bringen zu müssen und hustete. Aber das Stillschweigen hielt an. Johann fand nachher heraus, daß er durchschaut worden war, der Alte hatte den Examenrock wieder erkannt.

Dann kam eine neue Frage, die unbeantwortet blieb, dann noch eine. „Es ist zu früh für Sie,“ sagte der Alte und richtete sich auf.

„Ja, aber ich habe ein ganzes Jahr im Laboratorium gearbeitet, und ich kann auch analysieren.“

„Ja, Recepturen weiß der Herr genug, aber sieh, der Herr hat sie nicht verdaut. Sehen Sie, mein Herr, auf dem Institut ist man Handwerker, aber hier ist man Mann der Wissenschaft.“

Nun verhielt sich dies freilich ganz entgegengesetzt, denn die Medikofilaren in Upsala beklagten sich darüber, daß sie wie Köche dastehen mußten und nichts weiter thun durften, als Mixturen und Salze zubereiten, ohne jemals etwas von einer Analyse gesehen zu haben, und das letztere

war doch grade Aufgabe des Arztes, während das andre Angelegenheit des Apothekers war. Nun hatte er sich vor einigen Jahren die Frage gestellt, ob er die Universität zu Stockholm besuchen oder ob er Upsala wählen sollte; das neuerbaute technologische Institut mit seinem Laboratorium war wegen seiner vortrefflichen Einrichtungen berühmt, während das von Upsala wegen seiner Armseligkeit ebenso berüchtigt war.

Hier wurde also prinzipiell die Kleingeisterei gepflegt, und Johann empfand die Ungerechtigkeit.

„Ich bekomme also kein Zeugnis?"

„Nein, mein Herr, vor einem Jahre nicht; aber kommen Sie im nächsten Jahre wieder!"

Er schämte sich hinzuzufügen: „Gehe auf mein, das einzigseligmachende, Laboratorium."

Johann ging wütend hinaus. Also nicht durch Kenntnisse, nicht durch Fleiß, sondern durch Geld allein konnte man sich mühsam in die Zukunft hineinarbeiten. Hatte er den Richtweg gesucht? Nein, im Gegenteil, er hatte übermäßig beschwerliche Umwege zurücklegen müssen, während die andern die grade Fahrstraße gingen, und der grade Weg ist immer der sicherste!

Er ging wie eine gereizte Biene nach Carolinapark hinaus. Er wollte erst dem Ort nicht nahe kommen, sondern setzte sich auf eine Bank. Wenn er des Teufels Hölle in Feuer setzen könnte! Ein Jahr! Nein, niemals! Es war ihm alles zuwider. So viel unnütz studiert, was doch alles wieder vergessen werden mußte, weil es niemals in der Praxis vorkommen würde. Und so lange wie ein Sklave arbeiten, nur um zum Schluß zu dieser

unsaubern Beschäftigung zu kommen. Den Urin analisieren, in dem Auswurf herumrühren, in allen Schlupfwinkeln herumwühlen, pfui Teufel!

Grade als er so dasaß, kam eine Gesellschaft vergnügter Menschen vorbei. Sie sahen zu den Fenstern der Carolina empor, wo die langen Bücherreihen, Fach an Fach, erschienen. Sie lachten! Damen und Herren lachten über die Bücher! Er glaubte sie wieder zu erkennen! Ja, das waren Levasseurs französische Schauspieler, die er in Stockholm gesehen hatte, und die in Upsala gastierten. Sie lachten über die Bücher. Die glücklichen Menschen, die die Träger der Bildung sein konnten und Genies obendrein, ohne Bücher: Jede Seele hat vielleicht etwas zu geben, was nicht in den Büchern steht, man mußte es nur ausfindig machen. Ja, gewiß war es so. Er selbst besaß ja so ein Kapital von Erfahrungen und Gedanken, die gewiß im Stande wären, die Kenntniß des Menschen zu vervollkommnen, und die nur auf eine Gelegenheit warteten, zum Ausbruch kommen zu können.

Und so spann sich der Gedanke immer weiter fort, einzutreten in diesen privilegierten Stand, der außerhalb und über den kleinlichen Gesetzen der Gesellschaft stand, der keine Rangliste anerkannte, in dessen Reihen man nicht mehr nötig hatte, sich unten zu fühlen. Da durfte man an das Urteil des Publikums appellieren und spielte bei voller Beleuchtung, während man hier in ein dunkles Loch gestoßen wird, ohne Untersuchung, ohne Zeugen.

Gestärkt von dem neuen Gedanken, stand er auf, warf einen Blick zu den Büchern hinauf und ging in die Stadt;

er war entschlossen, nach Hause zu reisen und beim königlichen Theater um eine Antrittsrolle einzukommen.

Jeder Stadtmensch hat einmal in seinem Leben das Verlangen, als Schauspieler aufzutreten. Das ist wohl der Kulturtrieb, sich zu vervollkommnen, sich „zu machen“, sich mit den anderen, größeren, erdichteten Personen, die hier wirken, zu identifizieren. Bei Johann, der Romantiker war, kam noch hinzu, daß er hervortreten und zum Volke sprechen wollte. Er glaubte, daß er die Rolle wählen dürfte, und er wußte wohl, welche er wählen würde. Daß er sich — wie alle anderen — befähigt glaubte, beruhte wohl auf dem Übermaß der unverbrauchten Kraft, welches durch mangelnde körperliche Arbeit entstand, und woraus der Vergrößerungstrieb des Gehirns entsteht, der durch geistige Überanstrengung Unregelmäßigkeiten schafft. In dem Beruf selbst sah er keine Schwierigkeit, aber von anderer Seite erwartete er Widerstand.

Es dürfte etwas voreilig sein, erbliche Neigungen anzunehmen, weil wir dieselben Eigenheiten in ganzen Familien wiederfinden, denn wir haben angenommen, daß die Leidenschaft bei den meisten angetroffen wird. Der Großvater, Bürger in Stockholm, hatte Theaterstücke geschrieben, und ein junger, entfernter Verwandter, lebte noch als warnendes Beispiel. Der letztere war Ingenieur gewesen, machte die Werkstatt zu Motala durch und wurde be der Köping-Hult-Bahn angestellt. Er hatte also eine schöne Zukunft vor sich gehabt, ging aber plötzlich ab und ans Theater. Johann erinnerte sich nun, wie in seiner Kind-

heit die Stücke des Technologen aufgeführt wurden, zu Hause, wo der Verwandte wohnte, und er hatte ein technologisches Schauspiel in La Croix' Salon gesehen. Der Schritt des Ingenieurs blieb eine Familiensorge, die sich niemals legte, und der beklagenswerte junge Mann befand sich nun auf dem Standpunkte nichts zu werden, sondern reiste mit einer herumziehenden Gesellschaft. Das war der schwerste Punkt. — „Ja, das war er", antwortete Johann sich selbst, „aber mir wird es glücken!" — Warum? Weil er es glaubte. Und er glaubte es, weil er es wünschte.

Das Dasein der angeborenen Begierde daraus herleiten zu wollen, daß Johann als Kind viel mit einem kleinen Theater spielte, geht auch nicht an, da alle Kinder Theater spielen. Die Lust war ihm wohl gekommen, als er andre spielen sah, und das Theater ist ja eine unwirkliche, bessere Welt, welche ihn von der langweiligen Wirklichkeit weglockte, die wohl nicht einen so langweiligen Eindruck gemacht hätte, wenn die Erziehung mehr harmonisch, realistisch gewesen wäre und nicht so romantisch, wie sie es war.

Genug davon! Gesagt — gethan, und ohne irgend jemand etwas davon zu sagen, ging er zum Vorstand der Elevenschule, einem Dramaturgen am königlichen Theater.

Als er seine eigenen Worte, „ich will Schauspieler werden," hörte, schauderte er. Er mußte seine ganze angeerbte Schüchternheit überwinden, und das war ein starker Angriff auf seine Natur.

Der Lehrer fragte, womit er sich beschäftige.

„Ich sollte Arzt werden."

„Und eine solche Laufbahn aufgeben für diese, die schwerste und schlimmste von allen!“

„Ja!“

So sagten alle Künstler von ihrem Beruf, obwohl sie es gut darin hatten. Andre sollten nur zurückgeschreckt werden.

Sein nächstes Anliegen war, um Privatstunden zu bitten, damit er eine Proberolle bekommen könnte. Der Lehrer wollte nun aufs Land fahren und hatte keine Zeit mehr, er bat deshalb Johann, am ersten September wieder zu kommen, da das Theater dann geöffnet werde und die Direktion sich in der Stadt befände. Das war abgemacht und die Sache klar. Als er nun auf die Straße kam, ging er mit weit geöffneten Augen einher, als wenn er in eine lichtvolle Zukunft blickte, er fühlte den Sieg schon, er war bereits berauscht davon und flog — aber mit schwankendem Schritt — auf die Straße.

Er vertraute sich weder dem Doktor, noch sonst irgend jemand an. Nun lagen drei Monate vor ihm, in denen er selbst alles lernen sollte, um fertig zu werden. Aber heimlich, denn er war feig und zaghaft. Feig war er des Vaters wegen, des Doktors wegen, und zaghaft, daß die ganze Stadt erfahren würde, er hielte sich für befähigt, Schauspieler zu werden; er fürchtete den Hohn der Verwandten und der Freunde spöttisches Lächeln und Abraten. Dazu kam die Furcht, die der Erziehung entsprang: „Was werden die Leute sagen?“ Und so übertrieb die Furcht das Ganze, und seine Einbildung trieb ihr Spiel mit ihm, bis seine Handlung als Verbrechen vor ihm stand. Dies war nun ja auch ein Eingriff in den Frieden so manches Gemütes; denn Verwandte, Freunde und Bekannte em-

pfinden ja die Erschütterung, wenn irgend ein Glied in der Kette gewaltsam losreißt, und er wußte es aus sich, darum mußte er alle Gewissensscrupel von sich abschütteln.

Als Proberollen hatte er sich Karl Moor und Wijkanders Lucidor ausersehn. Das war nun etwa kein Zufall, sondern es war streng logisch. In diesen beiden fand er sein ganzes Innere ausgedrückt, und darum wollte er mit ihren Zungen reden. Lucidor faßte er nun auf als eine gescheiterte und unzufriedene, von der Armut untergrabene, höhere Natur. Eine höhere natürlich! In dieser Theaterschwärmerei tauchte auch so manches von dem auf, was er empfand, als er noch predigte, und als er noch Opposition machte gegen die Gebete in der Schule — Verkündiger, Prophet, Wahrsager!

Was am meisten seine Vorstellung über die hohe Bedeutung des Theaters steigerte, war die Lektüre von Schillers Vorlesungen über „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet". Namentlich der folgende Satz schien ihm zu beweisen, wie hoch das Ziel war, dem sie entgegenstrebte: „Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchem von dem denkenden bessern Teile des Volkes das Licht der Weisheit herunterströmt, und von da aus in milderen Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet." — „In dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns selbst wiedergegeben, unsre Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaften erschüttern unsre schlummernde Natur und treiben das Blut in frischeren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eigenen aus. — Der Glückliche wird nüchtern und der Sichere besorgt. Der empfindsame

Weichling härtet sich zum Manne, der rohe Unmensch fängt hier zum ersten Mal zu empfinden an. Und dann endlich — welch ein Triumph für Dich, Natur! — so oft zu Boden getretene, so oft wieder auferstehende Natur! — Wenn Menschen aus allen Kreisen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch „eine" allwebende Sympathie verbrüdert, in ein Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern. Jeder einzelne genießt die Entzückungen aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurückfallen und seine Brust giebt jetzt nur Einer Empfindung Raum — es ist diese: ein Mensch zu sein!"

So schrieb der fünfundzwanzigjährige Schiller, und der zwanzigjährige Jüngling unterschrieb es.

Das Theater kann wohl als Bildungsanstalt für die Jugend und die Mittelklasse gelten, die noch Illusionen aus dem Vortrag der Schauspieler und aus der gemalten Leinwand schöpft. Für ältere und gebildete Leute ist es ein Vergnügen, das speziell die Schauspielkunst für sich beansprucht. Darum ist es eine der ersten Regeln, daß alte Rezensenten unzufrieden und mürrisch sind. Sie haben die Illusion verloren und lassen sich von keinem technischen Fehler täuschen. In der neuesten Zeit hat das Theater eine besondere Schauspielkunst gesehen, die aufs äußerste überschätzt wird, und darauf folgte die Reaktion. Der Schauspieler hat nämlich seine Kunst von der Dramatik losgerissen, indem er sich einbildete, auf eigenen Füßen zu stehen. Daher das Unwesen der stars, die Schauspieler=

verehrung und die Opposition. In Paris, wo man am längsten spielte, machte sich das Schwimmen gegen den Strom zuerst bemerkbar. Der „Figaro" rief die Helden vom Théâtre Français zur Ordnung und erinnerte sie daran, daß sie die Puppen des Verfassers wären. Der Untergang aller europäischen großen Theater deutet an, daß die Kunst im Begriff steht, an Intresse zu verlieren. Der Gebildete geht nicht hin, weil der Sinn für die Wirklichkeit in der Entwickelung und Phantasie zurückgehalten ist, der Ungebildete geht nicht hin, weil er weder Zeit noch Mittel dazu hat. Das Variété-Théâtre, das die Zeit vertreibt, ohne aufklären zu wollen, scheint vorwärts zu kommen, denn es macht Spaß, und man kann sich ausruhen. Und alle bedeutenden Schriftsteller wählen die andere schicklichere Form für die Behandlung großer Fragen. Ibsens Dramen haben ihre Wirkung als Buch immer erreicht, bei der Handlung aber, und wenn sie gespielt werden, dreht sich das Interesse mehr darum, wie sie gespielt werden — also ein untergeordnetes Interesse. Johann beging nun den gewöhnlichen Fehler der Jugend, Schauspieler und Verfasser zu gleicher Zeit sein zu wollen. Der Schauspieler übte aus, und der Verfasser hatte die Verantwortung für das, was daraus entstand.

Nun gab er zum Frühling seine alte Stelle als Hauslehrer bei den Mädchen auf, um während des Sommers — heimlich und auf eigene Hand — seine Kunst zu studieren. Er hatte die Bücher aufgegeben und das erste, was er nun aufsuchte, waren die Bücher. Darin standen

Gedanken und Erfahrungen von Menschen, mit denen er — da die meisten von ihnen tot waren — in aller Vertraulichkeit sprechen konnte, ohne daß sie ihn verrieten. Durch Hörensagen wußte er, daß auf dem Schlosse eine Bibliothek wäre, die dem Staate gehörte, und daß man die Bewilligung erhalten könnte, Bücher von dort zu leihen. Er verschaffte sich das Recht und ging hinauf. Ihm ward ganz feierlich zu mute, als er in das kleine Zimmer trat, das ganz mit Büchern angefüllt war, und in dem grauhaarige Greise saßen und schweigend lasen. Er nahm seine Bücher und ging bescheiden und glücklich heimwärts. Er wollte seine Sache gründlich machen und ging bis auf den Grund. Schiller verdankte er die Äußerung über die tiefe Bedeutung des Theaters; aus Goethe hatte er eine ganze Abhandlung mit direkten Vorschriften darüber, wie man gehen und stehen sollte, wie sich benehmen, sich setzen, und wie man ein- und ausgehen sollte; in Lessings „Hamburgischer Dramaturgie" las er einen ganzen Band Theaterrezensionen mit den feinsten Beobachtungen. Lessing war derjenige, der ihm am meisten Hoffnung auf Glück machte, denn er ging so weit, daß er erklärte, die Schauspielkunst führe das Theater seinem Verfall zu, und forderte, daß man mit Dilettanten aus den gebildeten Klassen spielen solle, die würden die Rollen besser verstehen als die geschulten und meist ungebildeten Schauspieler. Er las Raymond de St. Albin, dessen ausführliche Beobachtungen über scenische Kunst von großem Wert waren.

Desgleichen nahm er praktische Übungen vor. Zu Hause, beim Doktor, wenn die Knaben fort waren, ordnete er eine Scene an. Er übte sich im Hereinkommen und

Hinausgehen. Er stellte die ganze „Räuberbande" dar, maskierte und kostümierte sich als Karl Moor und spielte ihn. Er ging nach dem National-Museum und studierte an den antiken Skulpturen die Stellungen, legte seinen Spazierstock bei Seite, um sich zu üben, auf der Straße frei zu gehen. Gegen seine Ängstlichkeit, die ihm bald die Agoraphobie oder Platzfurcht zuzog, kämpfte er mit Gewalt an und ging nun vorzugsweise über den Karls-Platz, wo immer große Menschenmengen anzutreffen waren. Er machte jeden Tag zu Hause gymnastische Übungen und focht mit seinen Zöglingen. Er gab auf jede Muskelbewegung Acht, übte sich, mit erhobenem Haupte zu gehen und die Brust hervorzustrecken, die Arme ließ er frei herabhängen, die Hände blieben geöffnet, und die Finger mußten in schön geordneter Reihenfolge nebeneinander liegen.

Schwerer ging es mit der Ausbildung der Stimme, denn man konnte ihn in der Wohnung hören, wenn er deklamierte. Da kam er auf den Gedanken, ganz aus der Stadt zu gehen. Der einzige Platz, wo er ungestört sein konnte, war das Ackerfeld. Von da aus konnte er die Ebene auf weite Entfernung hin übersehen und war sicher, daß niemand käme, der Ton verhallte da, so daß er seine Stimme anstrengen mußte, um sich selbst zu hören. Dadurch erhielt er eine starke Stimme.

Und nun ging er jeden Tag dorthin. Hier wütete er gegen Himmel und Erde, und die Stadt — deren Kirchturm über das Ackerland emporstrebte — war die Gesellschaft, während er draußen in der Natur stand. Er ballte die Faust gegen das Schloß, die Kirche, die Kaserne und schnaubte gegen die Truppen, die manchmal nahe

unter ihm vorüberzogen. Es war etwas Fanatisches in seinen Anstrengungen, und er scheute kein Mittel, seine unbändigen Muskeln zum Gehorsam zu zwingen.

V.

Wie er Aristokrat wurde.

(1859.)

Im Hause verkehrte auch ein junger Mann, der die Bildhauerkunst studierte. Er entstammte der niederen Gesellschaftsklasse, war Schmiedejunge gewesen und ging nun auf die Akademie, wo er seine Lehrprobe durchmachte. Er war glücklich und immer vergnügt, glaubte, von der Vorsehung auf seine neue Bahn berufen zu sein, und erzählte, wie er erweckt und angetrieben ward von dem Geist, in dessen schönem Dienst er wirkte. Johann achtete ihn, weil ihm Reflexion und Selbstkritik fehlte, und weil er vollständig unbewußt war. Zudem war er ein Mitschuldiger, der sich in derselben unrechtmäßigen Lage befand wie Johann: er wollte sich emporarbeiten aus der unteren Klasse, aber es fehlte ihm das Bewußtsein der Strafbarkeit, das Johann überall hin verfolgte. Er war eben ein Katechismuschrist, starr im Glauben, und wollte von keinem andern Glauben wissen. Die beiden jungen Leute machten von vornherein aus, daß sie gegenseitig ihren

Glauben respektieren wollten, was Johann hielt, während der Freund sich bisweilen vergaß. Er war wie der Christ streng in der theoretischen Moral, legte sich aber sonst keinen Zwang auf. Johann kam eines Tages zu ihm, als er mitten am Vormittag ein Mädchen hinausließ. Ohne verlegen zu werden, erklärte er ganz einfach, daß sein Fleisch das manchmal verlange, gleichzeitig erzählte er, daß andere Menschen wie Schweine lebten. Johann fragte einmal, wie seine Religion so etwas zulassen könnte.

„Ja, siehst du," antwortete der bewährte Christ, „wir, die wir in Christo leben, haben alle Sünde auf Jesus geworfen."

„Nun, aber das Gesetz?"

„Das Gesetz hat Jesus für uns erfüllt. Das Gesetz kann niemand erfüllen, und darum kam Jesus in die Welt, um den Fluch des Gesetzes von uns zu nehmen. Und darum, mein lieber Johann, siehst du, zum wenigsten mit Christo kann man Freude und wahrhaften Frieden haben!"

Johann meinte, das wäre kolossal, und nun sah er den ewigen Frieden ein. Sie entrichteten der Sünde und dem Teufel die Schuld und zerbrachen sich nicht weiter den Kopf mit Thaten. Diese Religion war bequem, wie Nachtrock und Pantoffeln.

„Du wirst niemals glücklich sein, Du," fuhr der Freund fort, „weil Du unter dem Gesetz liegst, weil du das Gesetz erfüllen und fehlerfrei werden möchtest, aber das kann niemand."

Darin lag es. Johann fühlte immer sein böses Gewissen schlagen, weil er Fehler hatte. Das Gewissen sollte

also zum Schweigen gebracht und alles auf Jesus geworfen werden. Aber das war unvernünftig, und darum konnte er nie Frieden haben. Es lag etwas Humanes in dieser Lesart; das fröhliche Christentum, das sich allezeit schuldlos fühlte, das thun durfte, was ihm am meisten behagte, wenn es nur glaubte, daß Jesus Gott sei. Das war ja der moderne Determinismus, der alles entschuldigte, weil er alles erklärte, nur daß er nicht gestattete, für andere als für Glaubende zu sündigen. Nur in Jesus sündigte man und war froh.

Johann meinte, es wäre Jesuiterei: man stimmte nur mit der Partei, sündigte und wäre doch streng gegen die Andern.

Inzwischen kam Freund Albert eines Tages zu ihm hinauf und sprach davon, daß er nach Kopenhagen reisen wollte, um Thorwaldsens Museum zu besuchen. Eine unternehmende Persönlichkeit hatte nämlich zu sehr mäßigen Preisen eine Vergnügungsreise dorthin veranstaltet.

„Komm mit," sagte er, und schnell ward beschlossen, daß Johann mitfahren sollte und einer der Knaben mit ihm. Die Absicht der Reisenden war, den Einzug der Kronprinzessin in Kopenhagen zu sehen, aber außerdem wollten sie Thorwaldsens Grab besuchen.

An einem Augustabend saß nun Johann auf dem Hinterdeck des Dampfschiffes sowie der Bildhauer und einer von den Knaben nebst einem Schulkameraden desselben. In der Dämmerung, die bereits eintrat, sah man Herren und Damen an Bord kommen. Die Gesellschaft machte einen guten Eindruck. Fette Familienväter mit Ferngläsern und Reisetaschen, Damen in hellen Kleidern und modernen

Hüten. Das war ein Gedränge und ein Wirrwarr, jeder suchte sich einen Platz zum Liegen, der jedem versprochen worden war. Johann und seine Begleiter saßen still und warteten. Sie hatten sich mit Speise und Trank versehen und fürchteten nichts. Als das Gewirre sich legte, sagte Johann:

„Jetzt essen wir erst ein Butterbrod, und dann gehen wir zu Bett." Es wurde nach dem Mantelsack und dem Korbe gesucht. Sie waren nicht zu finden. Es stellte sich heraus, daß beides nicht mitgekommen war. Das war ein harter Schlag, denn die Kasse war klein, und sie hatten auf die vortreffliche kalte Küche gerechnet, die die Frau des Doktors selbst besorgt hatte. Nun, so mußten alle aus dem Kasten des Bildhauers essen, darin waren aber nur lauter trockene Sachen, und noch dazu war es schlechte Ware.

Von allen Seiten wurden Schlafplätze verlangt. Es fand sich keiner. Die Passagiere waren empört, und es hagelte Flüche. So saßen denn alle auf dem Deck. Alle riefen nach dem Unternehmer, der war aber nicht an Bord. Johann legte sich auf das bloße Deck, die Knaben waren sehr bedrückt, denn der Tag neigte sich, und es wurde empfindlich kühl. Sie wachten in Södertelje durchfroren auf, denn die Matrosen hatten ihnen die Decken fortgenommen.

Auf der Kanalbank erschien nun der Unternehmer, die Passagiere stürzten sich auf ihn, zogen ihn an Bord und überschütteten ihn mit Scheltworten. Er versuchte sich zu verantworten und wieder ans Land zu kommeu, aber vergeblich. Ein Standgericht wurde eingesetzt, und dieses beschloß, die Reise fortzusetzen, aber den Unternehmer — der Tapezierer

war — als Geißel mitzunehmen. Das Dampfboot passierte nun den Kanal, als es aber grade an einer Schleuse vorüber fuhr, schwang sich der Unternehmer hinauf und verschwand unter einem Hagelschauer von Verwünschungen.

Die Fahrt wurde fortgesetzt, und gegen Mittag waren sie im Götakanal. Der Tisch wurde nun auf dem Hinterdeck zum Mittagessen gedeckt. Johann mit seinen Begleitern setzten sich in das Rettungsboot, das draußen am Hinterdeck hing, und da nahmen sie ein einfaches Mahl aus dem Kasten ein. Der Bildhauer, der in der Nähe des Lagerraumes auf einem Ballen geschlafen hatte, war guter Laune und nannte Titel und Namen aller Mitreisenden. Der Tisch war nun besetzt. Ein Schornsteinfeger mit seiner Familie saß obenan. Darnach kam ein Pfandleiher, ein Gastwirt, ein Kutscher, ein Schlächter und ein Wachtmeister nebst Familie, dann eine Menge Ladendiener und ein paar Freudenmädchen. Johann hatte Mühe, etwas von dem gedämpften Barsch und den Erdbeeren, auch vom Rotwein und Sherry, zu genießen, denn er hatte bereits von dem gewohnten Luxus einen so verdorbenen Magen, daß er von dem einfachen Essen krank wurde. Dies war nun die obere Klasse unter den Reisenden. Der Schornsteinfeger spielte den großen Herrn. Er verzog das Gesicht beim Rotwein und zankte mit dem Kellner, der behauptete, es sei Sache des Wirtes, die Waren zu bestimmen. Der Wachtmeister aus dem Reichsarchiv machte den Gelehrten, dünkte sich als Beamter und sah auf die „Spürhunde" herab. Beim Sherry wurden Reden gehalten. Die untere Klasse vom Vorderdeck lehnte sich an das Bord und hörte zu. Nach

den Parias im Rettungsboot sah man nicht hin. Jeder wußte, daß sie da waren, aber niemand beachtete sie. Die weiße Mütze hätten sie wohl ihrer Wege gewünscht, denn unter ihrem Schirm saßen zwei Augen, die sagten, daß die ganze Feinheit dieser Gesellschaft nur erborgt wäre. Johann kannte das. Er ist aus der Klasse, der er durch Geburt angehörte, nach oben versetzt, aber er hat nichts zu essen und ißt nichts. Er kennt seine Untergeordnetheit wie seine Überlegenheit ebenso gut wie die anderen ihre Überlegenheit. Sie haben gearbeitet, und darum essen sie. Aber er hatte ebensoviel wie sie gearbeitet. Ja, aber nicht auf dieselbe Weise. Er arbeitete und hatte die Ehre davon, sie arbeiteten, nahmen das gute Essen und dankten für die Ehre. Einer konnte nicht beides haben.

Da saßen sie nun gesättigt und vergnügt, tranken Kaffee mit Liqueur und nahmen das ganze Hinterdeck ein. Dann wurden sie grob und fingen an, Bemerkungen über die Gesellschaft im Rettungsboot hinzuwerfen. Da hieß es schweigen und leiden, denn jene waren die Majorität und die obere Klasse, außerdem die Verzehrenden.

Johann fühlte sich in einem Element, das nicht das seine war. Es umwehte ihn eine feindliche Luft, und es war ihm schlecht zu Mute. Hier an Bord war keine Polizei, die ihm helfen, und keine Gerechtigkeit, an die er appellieren konnte, und kam es zu einem kleinen Streit, so würden sie ihn alle verurteilen. Er brauchte nur eine spitzige Antwort zu geben, so setzte es Prügel. Pfui Teufel, dachte er, da waren ihm die Offiziere und Beamten denn doch noch lieber, sie konnten nie solche Demokraten

sein. Er versuchte dann auf Alberts Zureden sich ihnen zu nähern, aber sie waren unzugänglich.

Später, auf der Fahrt zwischen Venersborg und Göteborg kam es zum Ausbruch. Der Hunger nahm in bedenklichem Grade zu, und es wurde beschlossen, in den vorderen Salon zu gehen nnd am Büffet zu essen. Johann und die Knaben gingen heran. Der Salon war voller Menschen, die aßen und tranken, so daß es schwer war hindurch zu kommen. Johanns Schüler blieb deshalb zurück, und den Sitten seines Standes gemäß behielt er den Hut auf dem Kopfe. Der Schornsteinfeger bekam den Hut zu Gesicht.

„Nanu,“ schrie er, „meinst Du, daß es zu hoch ist bis zum Dache!“

Der Knabe stellte sich, als ob er nicht verstände.

„Nimm den Hut ab, Junge!“ hieß es wieder.

Ein Ladendiener schlug ihm den Hut vom Kopfe. Der Knabe hob den Hut auf und setzte ihn wieder auf den Kopf. Nun brach der Sturm los. Wie ein Mann stürzten alle herbei und schlugen auf den Hut. Und dann ging es über Johann her.

„Und der Teufel soll den Lehrer holen, wenn er den Jungen nicht lehren kann, sich gebührend zu betragen. Wir kennen die Vorschriften, zum Teufel.“

Und nun hagelte es Schimpfwörter auf die Eltern.

Johann wollte die Gesellschaft darüber aufklären, daß es in jenen Kreisen Sitte wäre, an öffentlichen Plätzen mit bedecktem Haupte zu gehen, und daß es da durchaus kein Ausdruck von Mißachtung wäre. Aber sie nahmen alles schlecht auf. „Da“, und in „jenen Kreisen!“ Was,

zum Teufel, schwatzte er denn da für Blödsinn! Wollte er sie etwa lehren, was sich geziemte?

Ja, das konnte er ja, da sie eben in jenen Kreisen vor 25 Jahren mühsam gelernt hatten, daß man mit unbedecktem Haupte gehen sollte, was nun nicht mehr Sitte war, und er hätte ihnen sagen können, das sie mit 25 Jahren bedeckt sein sollten, nur mußten sie es auf seine Art zu thun verstehen. Aber das hatten sie bis jetzt nicht gekonnt.

Sie gingen wieder auf Deck.

„Mit denen ist ja nicht zu sprechen," sagte Johann.

Er war durch diesen Auftritt aufgerüttelt. Er hatte den Klassenhaß ausbrechen sehen, hatte die funkelnden Augen des Volkes — das er nicht gekränkt — gesehen, er fühlte, wie die obere Klasse später ihren Fuß auf seine Brust setzen würde. Also, die waren seine Feinde geworden. Die Brücke war abgebrochen zwischen ihnen und ihm. Aber die Blutsbande hielten ihn zurück, er hegte denselben Haß gegen die Gesellschaft, er stand auf derselben unbefugten Höhe wie sie, war erfüllt von demselben heimlichen Haß gegen die Schicklichkeit, vor der sie sich alle beugen mußten; ja, er hatte Karl Moors Antworten im Ohr, aber sie — die ihn eben schlugen — waren alle Spiegelberger. Kamen sie hinauf, so traten sie auf alle, auf Groß und Klein; kam er hinauf, so wollte er nur auf die Großen treten. Das war der Unterschied zwischen ihnen. Doch, es war die Bildung, die ihn demokratischer machte als sie; also hinüber zur Bildung! Sie sollten für die da unten arbeiten, aber aus der Ferne, von oben herab. Diese rohe, unförmliche Masse war schlecht zu behandeln.

Der Aufenthalt an Bord wurde nun unleidlich. Es konnte jeden Augenblick wieder losgehen. Und es ging los.

Johann saß auf dem oberen Deck nach dem Kattegat zu, als er unter sich heftigen Lärm, Stimmen und Geschrei hörte. Und es schien ihm, als hörte er seinen Zögling heraus. Er stürzte hin. Auf dem Zwischendeck stand wieder der Sünder, umgeben von einer Menschenmenge. Der Pfandleiher focht mit den Armen umher und schrie. Johann fragte, was es gäbe.

„Er hat meinen Hut gestohlen!" schrie der Pfandleiher.

„Das glaube ich nicht," sagte Johann.

„Ja, ich habe es gesehen, daß er ihn in diesen Nachtsack packte."

Es war Johanns Nachtsack.

„Das ist mein Nachtsack," sagte Johann, „bitte, sehen Sie selbst nach!"

Er öffnete den Nachtsack und — da war der Hut des Pfandleihers. Allgemeine Bestürzung. Johann stand geschlagen, und der Sturm drohte gegen den Dieb loszubrechen. Ein Student, der stahl! Das war ein gefundenes Essen. Wie war das geschehen? Nun erinnerte sich Johann. Er hatte einen ähnlichen grauen Hut wie der Pfandleiher und benutzte ihn in der Nacht beim Schlafen. Dann sagte er dem Knaben, er möchte ihn in den Nachtsack legen, und der hatte den unrechten genommen. Er wandte sich nun an die Vorderdeckpassagiere.

„Meine Herren," fing er an, „halten Sie es für möglich, daß der Sohn eines reichen Mannes sich an einem alten schmierigen Hut vergreifen könnte, wenn er selbst einen ganz

neuen besitzt? Können Sie denn nicht sehen, daß hier nur ein Irrtum vorliegt?"

„Ja", antwortete die untere Klasse, „es ist ein Irrtum."

Aber der Pfandleiher blieb bei seiner Behauptung.

„Ich bitte den Herrn um Entschuldigung, das Versehen verursacht zu haben, und ich bitte meinen Zögling, dasselbe zu thun."

Er that es, wenn auch widerstrebend. Allgemeine Zufriedenheit und Gemurmel, daß das sehr nett wäre.

Die Angelegenheit war glücklich erledigt.

„Siehst du," sagte Johann zu dem Knaben. „Das Volk läßt mit sich sprechen."

„Ach das kam nur daher, weil der Magister ihnen geschmeichelt hatte und sie anredete: „Meine Herren!" Das Teufelspack!"

„Vielleicht," antwortete der Magister, dem es jetzt schien, als ob die Demütigung wohl zu groß für solche Bagatelle gewesen wäre.

So kamen sie endlich nach Kopenhagen. Verhungert, durchfroren, in der elendesten Laune, saßen sie in einem Regenschauer draußen vor dem Thorwaldsen-Museum, welches des Festes wegen geschlossen war. Aber Albert schwor, daß er hinein müßte. Nachdem sie eine Stunde gewartet hatten mit dem Schornsteinfeger, dem Wirt und all den andern Reisenden, kam ein alter Mann, der sehr gelehrt aussah. Er durfte hinein. Albert stürzte sich auf ihn, nannte Professor Molins Namen und wurde mit hineingenommen, aber nicht die anderen Reisenden. Albert kam hinein und war entzückt, konnte es aber nicht unterlassen

dem Schornsteinfeger, der draußen stand, Mätzchen zu machen; und wer sich am meisten darüben freute, war der junge Sünder, der das Pack haßte.

„Jetzt sind wir Herren," sagte er.

Johann war nicht in der Laune, Thorwaldsen herrlich zu finden. Er war ein Durchschnittskünstler, zu wenig talentvoll, um so berühmt zu sein. Albert fand die Antiken zurechtgestutzt, wagte aber nicht zu opponieren.

Den Einzug sahen sie nicht, sondern saßen auf dem Turm der Frauenkirche und betrachteten die Aussicht.

Zur Nacht, als sie müde und die Vorräte ganz zu Ende waren, wollten sie auf das Dampfboot zurückgehen und schlafen, das war aber nach Malmö gegangen. Da standen sie nun im Regen auf der Straße. In ein Hôtel konnten sie unmöglich einkehren, denn sie hatten kein Geld. Da faßte Albert den Beschluß, gradenwegs in ein Wirtshaus zu gehen und dort um ein Nachtlager zu bitten. Es war eine Schifferkneipe bei Toldboden. Ja, eine Herberge war es wohl, aber nur für Schiffer. „Das macht nichts, wir müssen unter Dach." Und so wurden sie denn in einem Hofzimmer untergebracht. Darin standen zwei Betten, deren Wäsche nicht den Eindruck machte, als sei sie unlängst gewaschen; die Wände waren ohne Tapeten, und alles sah unsauber aus. In dem einen Bett lag ein Matrose. Wer sollte zu ihm hineinkriechen? Albert unterzog sich dem, und bald war er ausgekleidet und lag dicht neben dem Fremden, der ein Holländer war und mit einem Schnapps aufgeweckt wurde. Und dann schlief die ganze Gesellschaft; Johann verwünschte das ganze Abenteuer, denn die Betten rochen sehr schlecht.

Die Heimreise war ein einziges, großes Leiden. Ohne Lebensmittel und Geld versuchten sie ihr Leben zu fristen, indem sie rohe Eier, die sie in den kleinen Städten kauften, tranken, dazu aßen sie hartes Brot und tranken Branntwein, und diese Diät mußten sie während dreier Tage inne halten. Albert allein befand sich gut dabei und unterhielt sich. Er schlief mit den Matrosen in der Schanze und belustigte sie durch seine Geschichten. Er war befreundet mit ihnen und kannte ihre Sprache. Er trank mit ihnen und bekam warme Speisen; ja er ging dazwischen in die Küche und erbettelte einen Teller Suppe.

„Wie leicht ist doch das Leben für ihn," dachte Johann. — Er vermißte den Luxus nicht, den er niemals gekostet hatte, und er wurde nicht als ein Fremdling ausgestoßen, wenn er sich den Leuten näherte. Er hatte einen Schmaus, wenn die andern hungerten, und sah nur Freunde überall. Aber sein Tag wird auch noch kommen, — dachte Johann, — wenn er nicht mehr der unteren Klasse angehört, wenn der Luxus und die feinen Gewohnheiten ihn ebenso hilflos und unglücklich gemacht haben werden.

Auf dem Heimwege tobte es fortwährend in seinem Innern. Die, die oben standen, traten auf die Untenstehenden, und die, die unten standen, zuften denen am Rock, die hinaufwollten. Was sollte nun das Gerede von Aristokraten und Demokraten? Die letzteren sprachen von ihrer demokratischen Denkweise wie von einer Tugend. Was war das für eine Tugend, diejenigen zu hassen, die oben standen? Und was bedeutete Aristokrat? Aristos bedeutet der beste, und krateo herrschen. Also Aristokrat ist der, der will, daß der beste regiert, und

Demokrat der, der will, daß der Geringste es thut. Aber daraus entsteht eine Schwierigkeit: welche waren die besten? War die Lage der Gesellschaft, die Armut, die Unwissenheit oder irgend etwas anderes darnach angethan, die Menschen zu bessern? Nein, denn da brauchte man ja wohl nicht zu versuchen, der Armut und der Unwissenheit entgegen zu arbeiten? Wem würde man also das Recht überlassen können mit der Gewißheit, daß er die Hände auf den mindest Schlechten legen würde? Dem, der am meisten wußte? Aber da hätte man ja das Professorenregiment, und da würde Upsala . . . nein, keinen Professor! Wen denn? Ja, darauf konnte er nicht antworten, aber sicherlich würde es weder der Schornsteinfeger, noch der Kutscher sein, die auf dem Dampfschiff waren.

Tiefer konnte er die Angelegenheit nicht ergründen, denn die Frage war noch nicht aufgeworfen worden, ob es nicht anginge, allen dieselbe Bildung zu geben, oder ob das Oberhaupt beherrscht werden sollte. Nun war er aber auf die wahrste aller Aristokratieen gestoßen, auf die obere Klasse in der unteren Klasse, oder wie sie mit ihrem vollen Namen genannt wird, auf den „Spürhund“. Eine schlechte Kopie der oberen Klasse, die sich mit der Macht brüstete, die Sitten der Vornehmen nachäffte, sich nach den Arbeiten anderer richtete, Autoritäten zitierte und die Opposition haßte, nur daß sie gegen die Oberen schwieg. Der Schornsteinfeger gewann seinen Reichtum auf die elendeste Weise, der Droschkenkutscher mit den armseligsten Wagen und Pferden, der Pfandleiher durch den unseligsten Gewinn von der Not, und so konnte man immer weiter gehen. Ein Lehrer aber, ein Arzt, ein Künstler wird durch seine

Arbeit nicht zum Sklaven gemacht; er hatte alles aus sich selbst, war also kein Haifisch wie die andern. Hatte nun die Bildung das Glück der Menschen zur Folge, und machte die Bildung die Menschen besser, so waren die Aristokraten berechtigt, sich als die wohlthuenden in der Nation und auch als die besseren anzusehen. Ja, aber die Bildung erhielt man für Geld, oder man konnte sie erbetteln oder Geld dadurch erwerben, wie so manche Studenten, und da war sie wenigstens keine Tugend. Nein, das war sie nicht, aber man konnte nicht unterlassen, sich über die andern erhoben zu fühlen, wenn man mehr wußte, man ließ allen Gerechtigkeit widerfahren im Zusammenleben und kränkte so niemand. Da blieb dem wahren Aristokraten nichts weiter übrig, als ihnen gleich zu werden, so daß keiner sich unten fühlte und keiner sich oben glaubte.

VI.

Hinter dem Vorhang.

(1869.)

Das schwedische Theater war zu jener Zeit manchen Angriffen ausgesetzt. Wann wäre das nicht so gewesen? Das Theater ist eine Miniaturgesellschaft in der Gesellschaft, auf dieselbe Weise zusammengehalten, mit Monarchen, Ministern, Beamten und einer Menge von Volksklassen, immer eine über der anderen. Ist es da zu verwundern, wenn die Gesellschaft immer dem Angriff der Mißvergnügten ausgesetzt ist?

Aber von diesem Standpunkt aus hatte der Angriff mehr einen praktischen Zweck. Man hatte erlebt, daß ein kleinstädtischer Schauspieler das Theater durch eine Broschüre angriff; dieselbe ließ freilich keinen höheren Gesichtspunkt erkennen, hatte aber zur Folge, daß der Verfasser in die Direktion berufen wurde. Dies reizte zur Nachahmung, und es waren nun viele, die ihre Handlungen mit ihrer Direktorenwürde erklärten.

Indessen war wohl damals das königliche Theater weder besser, noch schlechter als sonst. Aber wenn das Theater das war, wofür es sich ausgab, also eine Bildungsanstalt, warum stellte man dann Ungebildete ans Steuer?

Darauf wurde geantwortet: Wir haben eben einen der gelehrtesten Männer des Landes — Hyltén-Cavallius — auf dem Posten gehabt, und wie ging es da? Obwohl er den Vorzug hatte, nichtadlig zu sein, so wurde er doch von der sogenannten demokratischen Presse angegriffen, die ihn von unten her am Rocke zupfte. Da sah man in den Frühlingstagen endlich die Utopie der Selbstverwaltung verwirklicht, und ein Mann aus den niedersten Kreisen nahm die höchste Stellung ein, da war die Zufriedenheit allgemein.

Indessen ging Johann an dem bestimmten Tage nach der Theaterkanzlei, um sich zum Debüt anzumelden. Nach einigem Warten ward er vorgelassen und nach seinem Anliegen gefragt.

„Debüt!"

„So? haben Sie an irgend ein besonderes Stück gedacht?"

„Karl Moor in den „Räubern!" antwortete er herausfordernder, als es nötig war.

Man sah einander an und lächelte.

„Aber es sollen drei Rollen sein, haben Sie keine andere vorzuschlagen?"

„Lucidor!"

Sie berieten sich und erklärten dann, daß diese Stücke sich nicht auf dem Repertoire befänden. Das sah Johann für keinen triftigen Grund an, er erhielt aber die sehr vernünftige Antwort, daß das Theater für eine unerprobte Kraft nicht so große Stücke ansetzen und darum sein ganzes Repertoire in Unordnung bringen könnte. Darauf schlug der Direktor den „Fechter von Ravenna" vor. Aber mit

solchem Triumphe zu concurrieren, wie er zuletzt in dieser Rolle gefeiert worden, nein, das wagte er nicht. — Der Schluß war, daß Johann mit dem Dramaturgen sprechen sollte.

Nun begann ein Kampf, der wahrscheinlich weder der erste, noch der letzte in dem Zimmer war.

„Seien Sie vernünftig, mein Herr; dieses Fach wie jedes andere erfordert ernste Studien. Kein Meister ist vom Himmel gefallen. Kriechen Sie, bevor Sie gehen. Nehmen Sie erst eine kleine Rolle vor."

„Nein, die Rolle muß so groß sein, damit sie mich erheben kann. In einer kleinen Rolle müßte man ein großer Künstler sein, um leuchten zu können."

„Ja, aber hören Sie auf mich, mein Herr, ich habe Erfahrung."

„Ja, aber andere haben in großen Rollen debütiert, ohne vorher auf der Bühne gewesen zu sein."

„Aber Sie brechen sich den Hals dabei."

„So mag es drum sein; ich breche mir den Hals."

„Ja, aber die Direktion überläßt die erste Bühne nicht dem ersten Besten für seine Experimente."

Nun, das war vernünftig. Er sollte eine kleine Rolle nehmen. Und so blieben sie stehen bei „Härved Boson" in „die Hochzeit von Ulfåsa." Johann las die Rolle zu Hause und prallte vor Schreck zurück. Das war ja keine Rolle. Es handelte sich darin um nichts. Er zankte sich nur ein paar Mal mit seinem Schwager, und dann umarmte er seine Frau. Aber er mußte sie nehmen. Da half kein Handeln.

Nun fingen die Uebungen an. Leere Worte hinaus-

schreien zu müssen, die ganz ohne Bedeutung waren, das war zu grausam.

Nach einigen Stunden erklärte der Lehrer, keine Zeit mehr zu haben, und empfahl Johann, er möchte doch auf die Elevenschule gehen und dort den Stunden beiwohnen.

„Ja, aber ich will nicht Eleve werden!“

„Nein, um alles in der Welt nicht.“

Er hatte von der Elevenschule sagen hören, daß das so eine Art Kleinkinder- oder Sonntagsschule wäre, wo alles angenommen würde, allerhand Volk ohne Schul- oder irgend welche andere Bildung, und dahin wollte er nicht. Nein, er sollte nur zuhören.

So ging er denn schweren Herzens hin. Gewöhnt, der Lehrer selbst zu sein, trat er wie ein Ehrengast ein und setzte sich auf einen Stuhl. Aber er zog eine unbehagliche Aufmerksamkeit auf sich. Die Stunde verging mit dem Vorlesen von „die Milchstraße“, die er auswendig konnte, und kein andres Versstück wurde vorgenommen.

„Ja, aber das kann doch von gar keinem Nutzen für die Bühne sein,“ wagte er zu dem Lehrer zu sagen.

„Nun, so kommen Sie auf die Bühne und versuchen Sie das Lampenfieber,“ sagte der Lehrer.

„Wie geht das?“

„Gehen Sie als Statist.“

„Statist? Hm! Dies auch noch, ehe es wirklich losgeht,“ dachte Johann. Aber er beschloß, alles durchzumachen.

So erhielt er eines Morgens den Ruf, sich zu der Probe von Björsons „Maria Stuart“, in der er eine Rolle hatte, einzufinden. Der Bote überreichte ihm ein kleines Blatt, ein viereckiges Heft, auf welchem zu lesen

stand: Ein Edelmann. Und innen war auf einem weißen Blatt geschrieben: „Die Lords haben einen Parlamentär mit der Herausforderung an den Grafen von Bothwell gesandt.“ Das war die ganze Rolle. Und das war also sein Debüt!

Zur bestimmten Zeit ging er mit dem Strom die kleine Treppe hinauf und kam beim Wachtmeister vorüber auf die Bühne. Es war das erste Mal, daß er hinter den Kulissen stand. Er war auf der Rückseite. Ein großer Speicher mit schwarzen Wänden; ein durch Nägel zerrissener, schmutziger Fußboden; und diese großen Leinwandschirme mit unbemaltem Holz von hinten!

Von hier aus gab man die herrlichen Scenen aus der Weltgeschichte, hier war es, wo Masaniello allen Tyrannen den Tod schwor, während Johann bebend oben im Hintergrund des vierten Ranges stand; hier hatte Hamlet gehöhnt und seine Leiden durchgemacht, und von hier aus hatte ja auch einmal Karl Moor sein Pfui über die Gesellschaft und die ganze Welt gerufen. Ihm ward bange, denn wie sollte man selbst zu irgend einer Illusion kommen beim Anblick dieser ungemalten Bäume und der ungefärbten Sackleinewand. Alles sah staubig und schmutzig aus, und die Arbeiter gingen wie finstere, arme Sünder einher, und die Schauspieler und Schauspielerinnen sahen nach nichts aus in ihren bürgerlichen Kleidern.

Er wurde in das Foyer hinaufgeführt, wo erst eine halbe Stunde Gavotte — die das Stück eröffnete — getanzt werden sollte. Da war volles Tageslicht, und auf einem Stuhl saß der alte Lehrer der Familie und fidelte. Der Balletmeister schrie und schlug in die Hände, und

dann wurden alle aufgestellt. „Aber," dachte Johann, „dies war ja garnicht abgemacht." — Es war zu spät. Und so befand er sich mitten in einem Contretanz, den er nicht konnte; er bekam Püffe und tadelnde Bemerkungen. „Nein, hierauf gehe ich nicht ein," dachte er, aber er konnte sich nicht zurückziehen.

Ein Gefühl von Scham überkam ihn. Mitten am Vormittag tanzen! Es war eine abscheuliche Beschäftigung. Und so erniedrigte er sich vom Lehrer zum Schüler und war der Letzte hier; bis jetzt hatte er noch keinen Rückschritt gemacht.

Da klingelte es zur Probe, und sie wurden auf die Bühne getrieben und zur Gavotte aufgestellt. Vorn an der Rampe standen die großen Schauspieler, die die Hauptrolle hatten, und ihnen schlossen sich die übrigen in zwei Reihen an, die bis zum Hintergrund reichten.

Das Orchester begann zu spielen. Der Tanz fing in langsam feierlichem Rythmus an. Aber vorn an der Rampe wurden die tiefen Stimmen der beiden Puritaner gehört, die sich über die Verderbnis des Hofes unterhielten.

Lindsay.

Sieh, die tanzenden Linien biegen sich wie Würmer im Sonnenschein! Höre, die Musik spielt mit der Hölle Glut! Des Teufels Lachen klingt draus hervor.

Andrew Kerr.

Still, still! Die Strafe wird schwer über sie kommen, wenn erst Pharaos Heer vorüber ist.

Lindsay.

Sieh, wie sie flüstern! Der Sünde ansteckender

Atem! Sieh ihr wollüstiges Lächeln, die leichtfertige Kleidung der Damen!

Bürger.

Am Hofe ist alles verloren, was Knox predigt.

Lindsay.

Er ist wie der Prophet in Israel, er spricht nicht vergebens; denn der Herr selbst wird sein Wort einlösen von dem gottlosen Geschlecht.

Es war eine ergreifende Wirkung, und er fühlte, wie es ihn packte.

Die Herren hatten ihre Hüte, Überzieher und Mützen und die Damen Kappen und Muffs, aber doch verfehlte das Stück nicht seinen Eindruck durch seinen großartigen Schwung. Er stand hinter den Kulissen und hörte zu, bis das ganze Stück zu Ende war. Maria Stuart gefiel ihm nicht, sie war grausam und gefallsüchtig; Bothwell war zu roh und stark; Darnley, der schwache hamletartige Mensch, der nicht ablassen konnte, diese Königin zu lieben, und der immer wieder in Liebe entbrannte trotz Untreue, Hohn und Bosheit, auch diese Figur mißfiel ihm, ebenso der steinharte Knox mit seiner sittlichen Forderung und seinem Christentum.

Es bedeutete doch etwas, ein historisches Stück zu durchleben, gekleidet zu sein wie jene Persönlichkeiten. Es war so feierlich wie vordem in der Kirche. Nachdem er aufgetreten war und seine Worte gesprochen hatte, ging er weg und beschloß, alles zu erdulden — für die heilige Kunst!

Der Schritt war also gethan. Seinem Vater hatte er einen exaltierten Brief geschrieben und versprochen, daß er entweder etwas Großes werden würde auf der Bahn, die er betreten hätte, oder daß er sich zurückziehen würde; und sich selbst hatte er gelobt, daß er nicht nach Hause zurückkehren würde, ehe er nicht einen gewissen Erfolg erzielt hätte. Der Doktor war unwillig, brach aber nicht mit ihm, denn er sah, daß es unmöglich war, ihn zu hindern. Aber er hatte andere heimliche Rettungspläne, die er nun ins Werk zu setzen anfing. Zuerst hatte er Johann vermocht, ein paar kleine medizinische Schriften, für die er einen Verleger verschafft hatte, zu übersetzen. Nun kam er mit dem Anerbieten, daß sie zusammen einen Artikel fürs „Abendblatt" schreiben wollten. Johann seinesteils hatte Schillers Abhandlung „die Schaubühne als moralische Anstalt" übersetzt, und da die Theaterfrage nun vor den Reichstag gekommen war, so schrieb der Doktor eine Einleitung, in welcher den Bauern nachdrücklich ihre Kulturfeindlichkeit vorgehalten wurde, und damit führte sich der Artikel ein.

Eines Tages kam der Arzt mit einem Hefte der medizinischen Zeitschrift „The Lancet", welches die Frauenfrage vom ärztlichen Standpunkte aus behandelte. Ohne zu zweifeln oder zu zögern, erklärte Johann sich gegen die Bewegung. Er brachte dem Weibe als Weib, Mutter und Gattin eine unbeschreibliche Ehrfurcht entgegen, aber die Gesellschaft, wie sie nun einmal ist, bürdet dem Manne alle Familiensorgen und das Weib als Gattin und Mutter auf, also gebührt dem Manne mit vollem Rechte sein Arbeitsmarkt allein mit allen daraus hervorgehenden Pflichten. Jede Beschäftigung, die man dem Manne nimmt,

bedeutet eine Ehe weniger oder auch eine schwerdrückende Familiensorge mehr, denn der Trieb zur Ehe ist in dem Manne tief eingewurzelt, und er würde sich schon eher verheiraten, wenn die Not nicht immer so groß wäre. Außerdem hätte ja das Weib seinen Arbeitsmarkt für sich, könnte Magd werden, Haushälterin, Jungfer, Lehrerin, Amme, Kinderfrau, Näherin, Erzieherin, Schauspielerin, Künstlerin, Schriftstellerin, Königin, Kaiserin, sogar Gattin und Mutter. Aber die Ledigen? Ja, für die reichte der Arbeitsmarkt der Frauen gut aus. Also, hier wurde der Schaden ersetzt. Würde dem Weibe der Kreis des Mannes eröffnet, so müßte der Mann aller Familienpflichten enthoben werden, und der Vaterschaft dürfte nicht nachgeforscht werden. Aber das wollte man nicht. Nein, man fing im Gegenteil an, auf die Prostituirten Jagd zu machen, und wollte den Mann dadurch zur Ehe zwingen. Wenn er dann sicher gefangen war, sollte er als Haussklave das Besitzrecht des Weibes anerkennen.

Dies verwickelte Problem, das die Gemüter während mehrerer Jahre beschäftigte und viel Staub aufwirbelte, ergriff Johann instinktiv, und er schrieb gegen die Bewegung, in welcher er den Untergang des Mannes erblickte. Die Frauenemanzipation hatte in den fünfziger Jahren die wildeste Form angenommen, und das Feldgeschrei: „Keine Herren, keine Herren!“ hatte den wahren Charakter der Bewegung ausgedrückt, den Rudolf Wall in seinem Lustspiel „Mamsell Garibaldi“ ins Lächerliche zog. Aber das Jahr verging, und die Damen hatten in der Stille gearbeitet. Groß war daher des Doktors und Johanns Überraschung, als sie wohl ihren Artikel im „Abendblatt“

lasen, aber so abgeändert, als ob sie für die Bewegung sprächen.

„Es liegt in den Händen eines Frauenzimmers,“ sagte der Doktor, und damit war die Sache erklärt.

Am Theater kam es zur Krisis. Johann wurde in ein unsauberes Zimmer geschickt, wo sie saßen und Branntwein tranken, er sollte sich da mit den Statisten zusammen umkleiden.

„Sie wollen mich abschrecken,“ dachte er, „aber nur Geduld!“

Nun wurde er in einer Oper nach der andern als einziger Statist zugezogen. Er erklärte, daß er weder das Lampenfieber hätte, noch das Publikum fürchtete, seitdem er in der Kirche gepredigt hätte. Es half nichts. Aber das schlimmste war, stundenlang den Proben beiwohnen zu müssen, ohne selbst beschäftigt zu sein. Wollte er gehen, so schlugen sie Lärm. Auf der Elevenschule lasen sie nun Rollen. Das Kind, das nur die Kleinkinderschule durchgemacht hatte, las Goethes Faust, natürlich ohne irgend etwas zu begreifen. Aber sonderbar genug — ihre Unerschrockenheit rettete sie, und sie kamen ziemlich gut durch, die Schauspieler thaten so, als ob sie eigentlich nicht nötig hätten zu begreifen, wenn sie nur gut läsen.

Nach ein paar Monaten wurde er vollständig in die Truppe eingestellt. Das war das reine Handwerk. Die größten Schauspieler waren müde und gleichgültig, sprachen niemals von der Kunst, sondern nur vom Engagement und von der Gage. Es stimmte nicht im geringsten überein mit dem frohen Leben hinter den Kulissen, das soviel beschrieben wird. Schweigsam und still, wie Arbeiter,

saßen sie da und warteten auf ihr Stichwort. Die Balleteusen und die Choristinnen saßen in ihren Kostümen und nähten oder stickten. Im Foyer gingen alle auf Zehen, sahen nach der Uhr, putzten den falschen Bart und sprachen nie ein Wort.

Eines Abends, als „Maria Stuart“ gegeben wurde, saß Johann einsam im Foyer und las eine Zeitung. Dahlquist im Kostüm des John Knox kam herein. Johann, der eine unendliche Verehrung für den großen Schauspieler hegte, stand auf und verbeugte sich. Er zitterte bei dem Gedanken, mit einem solchen Manne sprechen zu dürfen. Knox mit seinem herrlichen, langen, weißen Haar, seiner schwarzen Kleidung und den bezwingenden, großen Augen in dem gewaltigen, nun in Falten liegenden Antlitz, ließ sich am Tisch nieder. Er gähnte.

„Wieviel Uhr ist es?“ fragte er mit Grabesstimme.

Während Johann seine burgundische Sammtjacke aufknöpfte, um seine Uhr — die er nicht finden konnte — zu suchen, antwortete er, daß es halb zehn wäre.

„Zum Teufel! wie das heute Abend langsam geht,“ sagte Knox und gähnte wieder. Darauf fing er an, über verschiedene Klatschereien herzuziehen. Er war ja nur ein Rest von den alten Größen, wie seine Neider einmal sagten, als er Karl Moor gab. Er hatte eben alles durchschaut, er war müde. Und er hatte doch einmal so Hohes von seiner Kunst geglaubt!

Da Johann nun freien Zutritt zum Theater hatte, so versuchte er, vom Saal aus Studien zu machen. Aber die Illussion war verschwunden.

An den erbärmlichen Rollen mußte er nun

täglich herumkauen, und er ermüdete immer mehr. Dazu kam nun noch die Angst und Furcht, daß er sich nicht mit Ehren aus diesem Spiele retten könnte. Endlich faßte er Mut und bat um eine Probe. Das Stück war wohl fünfzigmal gespielt worden, und die großen Schauspieler waren nicht gerade entzückt darüber, aber sie mußten kommen. Und so ging es in die Probe, ohne Kostüm, ohne irgend welches Abzeichen. Er war nach der üblichen Schreimethode unterrichtet, und er schrie wie ein Priester. Es ging schlecht. Nach dem Schluß der Probe verkündete der Lehrer das Urteil. Er sollte in die Elevenschule eintreten. Nein, das wollte er nicht. Er weinte vor Wut, ging nach Hause und aß eine Opiumpille, die er lange heimlich bei sich versteckt trug, dieselbe hatte aber keine Wirkung. Darauf wurde er von einem Kameraden mitgenommen und trank sich einen Rausch.

VII.

Er wird Schriftsteller.

(1869.)

Am nächsten Morgen fühlte er sich wie zerschlagen, wund und aufgerieben. Die Nerven vibrierten noch, und die Scham und der Rausch durchhitzten den Körper. Was sollte er thun? Die Ehre mußte gerettet werden. Er mußte ein paar Monate aushalten und dann noch einmal proben. Am Tage blieb er zu Hause und las Fältskärns Erzählungen. Beim Lesen kam es ihm vor, als hätte er das alles selbst erlebt. Es handelte sich um eine Stiefmutter und um einen Stiefsohn, die wieder versöhnt wurden. Der Bruch bei ihm zu Hause hatte ihn immer wie etwas Sündhaftes gequält, und ihn verlangte nach Versöhnung und Frieden. Diese Sehnsucht äußerte sich am Tage durch einen außergewöhnlich niedergeschlagenen Ausdruck, und wenn er auf dem Sofa lag, schmiedete sein Gehirn verschiedene Pläne, den Mißton zu Hause harmonisch zu lösen. Frauenverehrer, der er war, und unter Fältskärns Einfluß stehend, hegte er die Hoffnung, daß nur ein Weib ihn mit dem Vater versöhnen könnte. Und diese schöne Rolle dachte er der Stiefmutter zu.

Während er so dalag, durchzog ein heftiges Fieber seinen Körper, und sein Kopf arbeitete, um das Vergangene im Gedächtnis zu ordnen. Einiges verwischte er, anderes that er hinzu. Neue Nebenpersonen traten auf, er sah sie in die Handlung eingreifen, hörte sie sprechen. Es war, als wenn er sie auf der Bühne sähe. Nach Verlauf von ein paar Stunden stand ein zweiaktiges Lustspiel fertig in seinem Kopf da. Es war eine eben so schmerzhafte wie wollüstige Arbeit, wenn es überhaupt eine Arbeit genannt werden konnte, denn es ging alles ganz von selbst, ohne sein Wollen und Verschulden. Aber nun mußte es geschrieben werden. In vier Tagen war das Stück fertig. Er ging nur vom Schreibtisch bis zum Sofa, wo er ermattet niedersank. Und als das Stück fertig war, seufzte er tief auf, als wenn ein Strom von Schmerzen über ihn dahingezogen, ein Geschwür gereinigt wäre. Er war so froh, daß er innerlich sang, und nun wollte er sein Stück beim Theater einreichen. Das war vernünftig.

Denselben Abend setzte er sich hin und schrieb einen Glückwunschbrief an einen Angehörigen, der eine Anstellung gefunden hatte. Als er die erste Zeile niederschrieb, machte ihm dieselbe den Eindruck eines Verses. Dann schrieb er eine andere Zeile und die reimte darauf. Schwerer war das nicht? Und in einem Zuge schrieb er einen vierseitigen Brief in Versen. Er konnte also auch Verse schreiben! Schwerer war das nicht? Und noch vor ein paar Monaten hatte er keine Ahnung davon und bat einen Freund ihm behülflich zu sein, einen Vers zu einem Namenstage zu machen, erhielt aber eine ebenso freundschaftlich ablehnende wie ehrenvolle Antwort, durch die er ermahnt

wurde, nicht im Mietswagen zu fahren, wenn er einen eigenen besäße.

Man wird also nicht geboren, Verse zu schreiben; man lernt es nicht, denn in der Schule lehrt man allen den Versbau, entweder wird es — oder es wird nicht. Das kam ihm gleichsam wie ein Gnadenwerk des heiligen Geistes vor. War die Seelenerschütterung nach der Niederlage so stark gewesen, daß sie gleichsam sichtbar nach außen trat wie ein ganzes Heer von Gedanken und Eindrücken, und hatte die Einbildungskraft einen so starken Druck empfangen, daß sie nun anfing zu arbeiten? Etwas mochte es wohl dazu thun, aber es war ja alles so lange vorbereitet. War er nicht im Dunkeln so furchtsam, weil seine Phantasie ihm Bilder vorzauberte? Hatte er nicht in der Schule verschiedene Sachen geschrieben? Hatte er nicht seinen Stil gebildet durch Lesen, Übersetzen und Zeitungsschreiben? Ja, so war es wohl, aber jetzt erst erkannte er das sogenannte künstlerische Arbeitsvermögen.

Das Schauspiel war es also nicht, was er wollte, das war ein Mißgriff, der aber leicht gut gemacht werden konnte. Inzwischen sollte die Schriftstellerei ziemlich heimlich gehalten werden, und er blieb ruhig beim Theater bis zum Terminschluß, damit seine Niederlage nicht bekannt werden möchte, oder bis sie durch die Annahme des Stückes in Vergessenheit geriete. Letzteres sollte inzwischen zur Probe gelangen. Zu dem Ende lud er zwei seiner gelehrten Bekannten ein, die mit dem Theater nicht in Verbindung standen. Als sie am Abend kamen, ordnete er sein Zimmer, das er im Hause des Doktors gemietet hatte. Er säuberte alles sorgfältig, zündete zwei Stearin=

kerzen anstatt der Arbeitslampe an, breitete eine reine Serviette über den Tisch, und darauf stellte er vier Punschflaschen und Gläser, eine Zigarrenschale und Streichhölzer. Zum ersten Mal empfing er Gäste bei sich, und die Veranlassung dazu war so neu und außergewöhnlich. Das Werk des Schriftstellers wird so oft eine Geburt genannt, das Gleichnis hat eine gewisse Berechtigung. Es war wieder Frieden nach dem Sturm in einem Kindbetthause; man hat die Empfindung, daß etwas oder jemand angekommen ist, der vorher nicht da war; jemand hatte gelitten und geschrieen, und nun war alles still und friedvoll.

Johann befand sich in gehobener Stimmung; er fühlte sich so wie damals, wenn die Kinder geputzt wurden, und der Vater trat in seinem Gesellschaftsrock ins Zimmer, um noch einen letzten Blick auf die Anordnungen zu werfen, bevor die Gäste kamen.

Sie kamen an. Das Lesen ging unter vollständiger Ruhe bis zum Schluß vor sich. Darauf fiel das Urteil, und Johann wurde von den älteren Freunden als Schriftsteller begrüßt.

Als sie weggegangen waren, fiel Johann auf die Kniee nieder und dankte Gott, der ihn aus der Drangsal befreit und ihm die Dichtergabe verliehen hatte. Sein Verkehr mit Gott war ein sehr unregelmäßiger gewesen; eigentümlich war es, daß er in großen Nöten die Kraft gleichsam aus sich selbst schöpfte und nicht gleich zum Herrn schrie, in der Freude hingegen empfand er ein unwiderstehliches Verlangen, dem Geber alles Guten zu danken. Es war also umgekehrt wie in der Kindheit, und

das war ganz natürlich, da der Gottesbegriff entsteht durch den Glauben an den Urheber des Guten, während der Gott der Kindheit der gefürchtete Gott war, der alles Unheil in seiner Hand hielt.

Jetzt endlich hatte Johann seine Bestimmung gefunden, und sein ganzes Wesen nahm nun bestimmte Formen an. Er wußte nun beinahe, was er wollte, und somit hatte er ein Steuer in seinem Schiff. Und nun stieß er vom Lande ab, um eine lange Fahrt zu unternehmen, immer nahe daran, hinunter zu fallen, wenn der Wind zu hart gegen das Bug fuhr, aber niemals geriet er in die See, ohne im nächsten Augenblick seinen vollen Lauf wieder aufzunehmen.

Nun hatte er sich seine Familiensorgen abgeschrieben. Darauf machten sich die Gedanken über die religiösen Streitigkeiten in seinem Innern in einem dreiaktigen Lustspiel Luft, und durch die Übung wurde das Schaffen bedeutend leichter. Seine Schaffenskraft in jener Zeit war unerhört. Das Fieber stellte sich nun täglich ein, in zwei Monaten schrieb er zwei Komödien und eine Tragödie und schüttelte außerdem kleine Verse aus dem Ärmel.

Die Tragödie war sein erstes Kunstwerk, wie man sagt, denn sie handelte nicht über nichts, sondern der Stoff war aus seinem eigenen Leben genommen. „Das sinkende Hellas“ war dieses niedliche kleine Werk benannt. Die Komposition war abgerundet und klar, hatte einige abgenutzte Situationen und viel Deklamationen. Das Ende, das sich in seinem eignen Speisezimmer abspielte, war von streng asketischer Moral und voller Verachtung für den ungebildeten Demagogen.

Ein alter Mann wettert gegen die Unsittlichkeit und den Mangel an Vaterlandsliebe bei der damaligen Jugend. Und Demosthenes verhöhnte den Demagogen auf folgende Art, als er ihn dem Polemarch empfahl:

— — — — — — Er ist ein Mann
Vom Volk vor allen Dingen, das ist freilich
Sehr Großes schon in diesen schweren Zeiten,
Da standhaft blieb Athenens Volk zurück,
Damit es klug entginge der Gefahr,
Sich zu besudeln mit denselben Lastern,
Die nur die Vornehmen jetzt kannten — — — — —

Da spukte der Schornsteinfeger und der Pfandleiher von der Kopenhagener Reise. Und dann:

— — — — — — — — So hört,
Wie er die Rede anzufangen pflegt:
„Ich bin ein armer Mann und nicht gebildet."
O, welch ein Zug von Männlichkeit und Stärke.
Zu stürzen kühn sich in die Angelegenheiten,
Von denen man nicht ein Atom begreift,
Mit der Gefahr, bedauert noch zu werden.
Das Alles für des edlen Volkes hohes Ziel!

Da hatte der Vorstand der Elevenschule einen Schlag, denn dieser wußte, daß Johann sich oft darüber beklagte, daß er so ungebildet wäre. Das Stück war aristokratisch, und die Freiheit, die hier verkündet wurde, war die von 1860: die nationale Freiheit.

Inzwischen war nun das Lustspiel durch die Familie bis zur Direktion des königlichen Theaters gelangt, aber anonym.

Während es dort lag, trat Johann frohen Mutes als Statist auf. „Warten wir," dachte er, „bald kommt die Reihe an mich, und dann habe ich auch etwas zu

sagen.“ Er war nun dreist auf der Bühne und fühlte sich grade in seiner Tracht als Bauernjunge in „Wilhelm Tell“ wie ein verkleideter Prinz. „Ich bin gewiß keine Schweineheerde, obgleich es ihnen so scheint,“ summte er vor sich hin.

Die Antwort auf das Stück ließ auf sich warten. Endlich verlor er die Geduld und offenbarte sich dem Lehrer. Dieser hatte das Stück gelesen und fand es sehr anziehend, aber es konnte nicht gespielt werden. Nun, das war ja grade kein Donnerschlag, da er seine Tragödie in Reserve hatte. Diese wurde besser aufgenommen, aber es wurde hier und da etwas daran umgearbeitet.

Eines Abends nach dem Schluß der Eleven-Schule bat der Lehrer Johann um eine Unterredung.

„Nun haben wir gesehen, was Sie wert sind,“ sagte er. „Sie haben ja einen schönen Weg vor sich, warum da den schlechten wählen? Wollten Sie einige Jahre arbeiten, so wäre es ja wahrscheinlich, daß Sie ein ganz guter Schauspieler werden würden, aber warum sich mit diesem undankbaren Beruf abquälen? Reisen Sie zurück nach Upsala und nehmen eine Anstellung an, wenn Sie eine finden können; und dann treten Sie nach und nach als Schriftsteller hervor, denn man muß ein gewisses Alter und Erfahrung haben, um gut schreiben zu können.

Schriftsteller werden, das paßte Johann; das Theater verlassen — ebenfalls; aber nach Upsala zurückgehen — nein! Er haßte die Universität und sah nicht ein, welchen Nutzen die Schriftstellerei, die direkt im Leben studiert

werden sollte, aus all den unnötigen Dingen, die dort gelesen wurden, ziehen könnte.

Aber nun fing er an nachzudenken; und als er einsah, daß ein Stück nicht als Rettungsplanke angenommen und ausgeworfen werden konnte, so ergriff er den andern Strohhalm: Upsala. Nicht Student zu bleiben, war keine Schande, und am Theater wußte man nun, daß er nicht nur ein verunglückter Debütant, sondern auch Schriftsteller war.

Gleichzeitig erfuhr er, daß er noch ein rückständiges, mütterliches Erbe von hundert Kronen hätte. Damit konnte er fürs erste auskommen, und so ging er denn nach Hause zum Vater, nicht wie der verlorene Sohn sondern wie der verheißungsvolle Schriftsteller und Schuldforderer. Es gab einen heftigen Streit, der damit schloß, daß es Johann freigestellt wurde, einen Vorschuß auf sein mütterliches Erbe zu nehmen.

Nun hatte er eine Tragödie angelegt unter dem gewaltigen Titel „Jesus von Nazareth“, die in dramatischer Form das Leben Jesu behandelte, und die mit einem Schlage und für alle Zeiten das Gottesbild zermalmen und das Christentum ausrotten sollte. Aber nachdem er einige Scenen vollendet hatte, sah er ein, daß er sich ein zu hohes Ziel gesteckt hatte, und daß dasselbe ein jahrelanges Studium erforderte.

Die Theatersaison neigte sich nun zu Ende. Die Elevenschule gab eine Prüfungsvorstellung auf der Bühne des Theaters. Johann hatte keine Rolle, unterzog sich aber der Aufgabe des Souffleurs. Und im Souffleurkasten endete seine Schauspielerlaufbahn. So lange hatte

er auf der Theaterbühne gehandelt, von Karl Moor bis herab auf Stora. Verdiente er dies Los? War er weniger für die Bühne begabt als die andern? Es war wahrscheinlich, wurde aber nie mit Sicherheit festgestellt.

Am Abend nach der Aufführung wurde den Eleven ein Schmaus gegeben. Johann war mit eingeladen, und er brachte einen Toast in Versen aus, um sein Fiasko so wenig wie möglich bemerkbar zu machen; er war betrunken, wie gewöhnlich, betrug sich dumm und verschwand von der Bildfläche.

VIII.

Der Verein „Runa“.

(1870.)

Zwischen 1860 und 1870 zeigte Upsala Anzeichen des Untergangs und der Auflösung einer Periode, die man die Boström'sche hätte nennen können. In welchem Verhältnis steht das für eine Zeit geltende philosophische System zur Zeit selbst? Ja, es will so scheinen, als ob das System das Denken der Zeit für den gegebenen Zeitpunkt zusammenfaßt. Der Philosoph macht nicht die Zeit, sondern die Zeit macht ihn. Der Philosoph führt über alles Buch und sammelt alles, was die Jetztzeit denkt, und dadurch kann er auf die Jetztzeit einwirken, und darum lebt und stirbt sein Werk mit seiner Epoche.

Die Boström'sche Philosophie hatte den Nachteil, daß sie schwedisch sein wollte, zu spät kam und über ihre Zeit hinaus leben wollte. Ein schwedischer Philosoph sein zu wollen, war ein unvernünftiger Leichtsinn, denn das hieß, sich von dem Zusammenhange mit dem großen Mutterstamme losreißen, der auf dem Festlande wächst und nur Samenkörner in die harte Erde der hyperboräischen Halbinsel versendet. Sie kam zu spät, denn es war Zeit, ein System zu machen, und bis das fertig sein konnte, mußte die Zeit vorüber sein.

Boström als Philosoph kam nicht wie aus der Kanone geschossen. Alles Wissen ist Sammelwerk und trägt immer eine persönliche Färbung. Boström wuchs aus Kant und Hegel hervor, wurde durch Biberg und Grubbe genährt und trieb schließlich einige ziemlich selbständige Sprößlinge. Das war alles! Aus Krauses Pantheismus scheint er den Grundgedanken geschöpft zu haben, und er macht den Versuch die Kant-Fichte'sche und die Schelling-Hegel'sche Philosophie zu combiniren, ein Eklektizismus, dessen Grubbe schon beschuldigt wurde. Boström studierte zuerst Theologie, und dadurch schien sein Geist gebunden zu werden, wenn er spekulative Theologie schrieb. Sein Sittengesetz bekam er oder nahm er aus Kant. Boström einen Philosophen nennen zu wollen, ist hyperpatriotisch. Sein Einfluß ging nicht über Schweden hinaus, erreichte nur die sechziger Jahre und erstreckte sich nicht weiter. Seine Staatslehre war schon nach 1865 veraltet, als er noch Student war; voller Verehrung für seinen Lehrer, erklärte er dem Lehrbuch gemäß im Examen, daß die Vertretung des vierten Standes das einzig Vernünftige wäre. Wie kam Boström

zu einer solchen Idee? Wagt man auf so zufällige Umstände zu schließen, wie den, daß er — der Sohn eines armen Mannes aus Norrland — in eine zu nahe Berührung mit Karl Johann kam und dadurch hoffte, der Lehrer der Prinzen zu werden? Konnte der Philosoph dem Los entgehen, daß sein besonderer Gedanke in „gewisser" Hinsicht ein allgemeiner wird oder als allgemeine Vorstellung gilt? Wahrscheinlich nicht. Boström war also subjektiver Idealist, so subjektiv, daß er der Wirklichkeit ein selbständiges Dasein absprach, da er erklärte, „sein" heiße „wahrgenommen werden". Die phänomenale Welt existiert also nur in und durch unser Wahrnehmen. Der Fehlschuß wurde übersehen und zwar doppelt. Das System beginnt nämlich und geht aus von einem unbewiesenen Satze (petitio principii) und sollte wohl so berichtigt werden: Die phänomenale Welt existiert „für uns" nur durch unsre Wahrnehmung, was ja nicht verhindert, daß sie für sich selbst ohne unsre Wahrnehmung existiert, wie auch durch die Naturwissenschaft bewiesen ist, oder daß die Erde vielleicht mit einem hoch organischen Leben — innerhalb einer Wahrnehmung, welche der Mensch macht — existierte.

Boström brach mit dem Christentum der Kirche, behielt aber mit Kant und mehreren späteren Evolutionsphilosophen die Sittenlehre des Christentums bei. Kant war mitten in dem kühnen Fluge seiner Gedanken stehen geblieben durch seine mangelhaften psychologischen Kenntnisse und diktierte ganz einfach den kategorischen Imperativ und das praktische Postulat. Das Sittengesetz, welches ja von der Epoche abhängig ist und mit ihr wechselt, war fort-

dauernd ganz christlich: „Gottes Gebot." Boström stand noch „unter dem Gesetz" und führte den sittlichen oder unsittlichen Wert einer Handlung auf das Motiv zurück, und das einzige befriedigende Motiv ist die Achtung vor dem nichtsinnlichen Wesen der Pflichten, die sich im Gewissen offenbaren. Aber die Gewissen sind so verschieden wie die Religionen und die Volksgesetze, und darum bleibt das Sittengesetz meist erfolglos.

Boströms Bedeutung für die Entwicklung lag nur in seinem Hervortreten in dem Streit gegen den Bischof Beckmann über die Höllenlehre (1864), wie diese Lehre ja auch schon von den Gebildeten mit Hülfe der Neurationalisten verworfen war. Hemmend dagegen für die Entwicklung war Boström durch seine Schriften: „Über die Unverantwortlichkeit und Unverletzlichkeit des Monarchen" und „Sind die Reichsstände berechtigt, über das schwedische Volk das jetzt bestehende, sogenannte (!) Repräsentationsprojekt zu beschließen und festzustellen?" (1865).

In seiner Eigenschaft als Idealist war Boström fast von gar keiner Bedeutung, ausgenommen als Reaktionär. Er ist durchaus kein notwendiges Glied in einer andern Kette als in der verwerflichen Reaktionsphilosophie, die so schwer und düster auf die Aufklärungsphilosophie des siebenzehnten Jahrhunderts folgte. Er hat gelebt und ist tot! Friede seiner Asche!

Ein andrer Barometer für den Stand der geistigen Atmosphäre der Zeit ist die Bedeutung, die der schönen Litteratur zuerkannt wird. Soll letztere aber überhaupt irgend welchen Einfluß ausüben, so muß sie frei sein und

die Zeitfragen behandeln, das ließ aber die damalige Ästhetik nicht zu.

Die Poesie sollte sein und war nach Boström ein Spiel, grade so wie die schönen Künste. Die Poesie blieb unter solchen Verhältnissen und mit der üblichen Lyrik der das Ich vergötternden Philosophie der Ausdruck von des Dichters persönlichen kleinen Gedanken und Empfindungen und ein Spiegel, der nur gewisse Züge der Zeit, die vielleicht nicht grade die wesentlichsten waren, wiedergab.

Die Poesie der sechziger Jahre war die der Selbstgerechten. Aber von den Dichtern waren nur zwei von Bedeutung, Snoilsky und Björck. Snoilsky war, was man mit einem Ausdruck der Lesewelt „erweckt“ nennen könnte; Björck war tot. Beide waren, wie man zu sagen pflegt, geborene Dichter, denn ihre Begabung brach sich frühzeitig Bahn. Beide machten sich bereits in der Schule bemerkbar, kamen früh zu Ehren und großem Ruf, und Geburt und Stellung ließ sie das Leben von sonniger Höhe herab betrachten. Snoilsky war unbewußt von dem Geist der neueren Zeit ergriffen. Befreit von der Furcht vor der Hölle sowie von der Mönchsmoral, Zeuge der Aufhebung der Adels-Privilegien, befreite er Geist und Körper von allen Fesseln. In seinen ersten Gedichten war er Revolutionär und begrüßte die Freiheit in jeder Beziehung; er predigte den Lebensgenuß im Fleisch und hatte einen gewissen Haß gegen die Ueberkultur und die konventionellen Fesseln. Aber als Dichter entging er seinem tragischen Schicksal nicht; man mußte ihn nicht beim Wort nehmen wollen. Die Poesie war nun einmal Poesie, und Snoilsky war Poet.

Björcks Gemütsart war ganz unempfindlich gegen starke Eindrücke. Harmonisch, matt, fertig von Anfang an, lebte er in innerer Betrachtung dahin, er bemerkte nur die geringfügigen Ereignisse der kleinen Außenwelt, die er aber hübsch und korrekt schildert. Von der großen Menge, die das gleichmäßige Leben eines Automaten führt, wird der Geist in seinen Gedichten als eine unermeßliche Nächstenliebe gepriesen. Aber warum erstreckt sich diese Liebe nicht weiter über alle Kreise der Gesellschaft, über die ganze Menschheit? Uns scheint, daß Björcks Liebe sich nicht über den persönlichen Standpunkt hinaus erstreckt, den das Individium einnimmt, weil es sich aller Pflichten enthält, welche das Leben in einer Gesellschaft fordert. Er war zufrieden mit seiner Welt, weil die Welt milde mit ihm verfuhr, und er geriet in keinen Streit, weil das die eigene Ruhe stört. Björck zeigt uns den Glücklichen, der nicht in Streit mit der Erziehung liegt, sondern Stein um Stein auf dem einmal gelegten Grund weiter baut; alles wird handwerksmäßig weiter geführt mit Richtmaß und Lineal, und steht das Haus fertig da, so wird es gerichtet, und zwar, ohne daß an dem Plan etwas geändert wird. Beherrscht von der Familientyrannei und zeitig die Achtung und Bewunderung der Menschen genießend, blieb er im Wachstum stehen. Das Boströmsche Kompromiß mit dem Christentum nahm er ohne weiteres hin, und damit war das Wort seines Lebens besiegelt. Seiner Dichtung an sich fehlt also das Reine, das Durchgeistigte. Was ist das Reine, das in unsern Tagen dem Sinnlichen so scharf gegenübergestellt wird? Er begriff das nicht, grade so wie lauter himmlische Liebe aus derselben un-

willkürlichen Ursache herzuleiten ist. Er besang also das Unerreichbare mit der stillen Melancholie unbefriedigter Liebe. Aber das war ja keine Tugend, und nur das Reine würde Tugend sein. Trüge er es nur in sich!

Wie verhält es sich überhaupt mit der Reinheit im Gemüt der Selbstgerechten? Blühten nicht bei ihnen die unanständigen Anekdoten, besuchten sie nicht die Bierstuben, übersetzten den Dekameron und gaben Geranier und Kakamoja heraus? Alle Menschen sind wohl mehr oder minder unrein beanlagt, aber die Sinnlichkeit zeigen ist unrein, und darum muß sie einen Abfluß nach unten finden. Snoilsky verfiel in Heuchelei und schäumte über, und Björck offenbarte sich auch, als er erzählte, daß er auf der Heimfahrt im Wagen eine Minderjährige küßte.

Stets wird das Leben des Dichters im Mißklang stehen mit seinen Lehren. Warum? Weil er mit dem Dichten sein Selbst abstreift und ein anderes findet; ist es das Verlangen sich zu entkleiden, ist es die Scheu, die Furcht sich zu geben, seine Scham zu entblößen? Da hat das zukünftige Studium eine gute Arbeit zu entwirren!

Björck besang bei dem Reformfest in Upsala 1865 die königliche Revolution:

> Den König segnet wohl das Volk,
> Denn er ist huldvoll stets zu ihm.

Er findet in allem Harmonie, und wenn er die 1864 hergestellte Einheit zwischen Schweden und Norwegen besingt, so ist er lauter Wohlklang:

> Norwegen und Schweden ist vereinet,
> Groß bist du und unsterblich, Store.

Und Abraham Lincoln besingt er auch, ja er ruft ihn sogar an:

Vater, ja, deß Nam' die Sonn' durchleuchte,
Du entflamm' den Mut, der sonst erfrieret,
Und der Erde Sklav' begeistre, daß er
Kämpfe gegen der Gewalt Gebot.

Das ist das Freiheitsideal der heiligen Allianz: Negeremanzipation und die weiße Sklaverei! Die Revolution, aber die gesetzmäßige Revolution von Gottes Gnaden!

Nun, er wußte es nicht besser, und wenige wußten es damals besser. Es ist dies kein Urteil über den Mann, sondern nur eine Beurteilung seiner Handlung, deren Motiv für die Nachwelt ganz gleichgiltig ist.

Die Jugend las die Schriften der Selbstgerechten, manche mit großer Erbauung. Sie verkündeten nicht nur die neue Zeit, sondern sie prophezeiten, daß nun das tausendjährige Reich gekommen, das Ideal verwirklicht und die Grenzlinie gezogen, ein für alle Mal gezogen wäre. Sie blickten mit Befriedigung auf ihr Werk, rieben sich die Hände und fanden, daß alles gut wäre. Ein stiller Friede hatte sich über die ganze Gegend von Upsala gebreitet, und nun konnte man ruhig bis zum jüngsten Tage schlafen, meinte Alt und Jung. Aber es kamen Mißtöne, in den Tagen des allgemeinen Friedens bemerkte man Wachtfeuer auf den Bergspitzen der Nachbarn. Von Norwegen aus ward offenes Wasser signalisiert, und die Feuer wurden entzündet.

Rom unterjochte Griechenland, aber Griechenland

eroberte Rom. Schweden hatte Norwegen genommen, aber nun nahm Norwegen Schweden ein.

Lorenz Dietrichson wurde 1861 zum Dozenten an der Universität Upsala ernannt, und er war der Vorbote. Er machte Schweden mit den dänischen und nordischen Poesien bekannt, die damals noch fast unbekannt waren, und er stiftete die litterarische Gesellschaft, aus der die Selbstgerechten hervorgingen.

Nachdem Norwegen von der dänischen Monarchie losgerissen worden war und aufgehört hatte, eine Filiale des Hauptbüreaus in Kopenhagen zu sein, ahmte es nicht mehr Schweden nach, sondern ging in sich und eröffnete gleichzeitig direkte Verbindungen mit dem Festlande. Neben diesem selbständigen Erwachen brach sich also ein starker Strom vom Auslande her Bahn grade hinein nach Norwegen. Björnson war es, der die Norweger mit Selbstliebe erfüllte, und als diese in beschränkten Patriotismus ausartete, kam Ibsen mit der Schere. Da der Streit hitziger Natur war, und Christiania nicht als Wahlstatt dienen wollte, so wurde der Kampf in das gastfreundliche Schweden verlegt. Der nordische Wein, der stark verschnitten war, eignete sich gut zur Ausfuhr, und so wurden die Flugschriften hinausgeschickt und bildeten die Litteratur in Schweden. Gedanken waren wohl darin, aber das Persönliche bildete den Bodensatz.

Ibsen und Björnson brachen in Schweden ein; Tidemand und Gude trugen den Sieg in der Kunstausstellung von 1866 davon; Kierulf und Nordraak beherrschten das Lied und das Klavier. Björnson fing als Zauberer an, Ibsen als Wecker. „Im Treffen" begeisterte die Stock-

holmer; den „Jugendbund" verstand man der lokalen Verhältnisse wegen nicht, ja, man begriff nicht einmal, daß er das neue Ringen verhöhnte, weil er grade das schwedische Ringen nicht verhöhnte. Man flüsterte einander ins Ohr, daß Steensgaard Björnson wäre, und daß Fredrikson dahinter stecken mochte, aber mit Sicherheit war nichts festzustellen. Den „südlichen Mai" schrieb man dem einen und dem andern zu, aber Dahlquist wie Aslaksen wurden bewundert.

Dann kam „Brand". Das Stück stammte schon aus dem Jahre 1866, aber kam erst nach 1869 in Johanns Hände. Es griff tief in sein altchristliches Gemüt, aber es war finster und strenge. Die Schlußreplik auf den barmherzigen Gott gewährte keine Genugthuung, und der Dichter schien zu eifrig für seinen Helden einzutreten, um ihn nicht ironisch seinem Untergange zu überlassen. „Brand" beunruhigte Johann sehr. Er hatte wohl dem Christentum entsagt, aber die schreckliche asketische Moral beibehalten. Er verlangte Gehorsam für seine alten Lehren, die doch keine Nutzanwendung mehr fanden; er haßte das Streben der Zeit nach Humanität und Kompromiß, empfahl aber schließlich den Kompromiß als gut. Brand war ein Leser, ein Fanatiker, der sich der ganzen Welt gegenüber im Recht glaubte, und mit diesem grauenvollen Egoisten fühlte Johann sich verwandt. Keine Halbheit, nur zu, greife alles an und wirf nieder, was Dir im Wege steht, denn Du allein hast Recht! Sein so empfindliches Gewissen, das durch jeden Schritt, den er that, in Mitleidenschaft gezogen wurde, da er immer fürchtete den Vater oder die Freunde zu erzürnen, wurde durch

„Brand“ vollständig betäubt. Alle Bande der Rücksicht, der Liebe sollten „der Sache wegen“ zerrissen werden. Daß Johann nun nicht auch noch die ungerechte Sache der Haugianer vertrat, war ein Glück, sonst hätte er dasselbe Schicksal gehabt wie sie. „Brand“ aber gab ihm den Glauben an ein Gewissen, das reiner war als das, welches ihm die Erziehung gegeben hatte, und eine Gerechtigkeit, die über dem Gesetz stand. Und er hatte diese Eisenstange für seinen schwachen Rücken nötig, denn er durchlebte oft lange Zeiten, in denen er sich selbst stoßweise Unrecht gab und dem ersten besten Recht, was zur Folge hatte, daß er sehr leicht angeführt wurde. Brand war der letzte Christ, der noch ein altes Ideal aufrecht erhielt, und darum konnte er dem nicht als Vorbild dienen, der ein dunkles Gefühl der Auflehnung gegen alle alten Ideale empfand. Das Ideal ist ein schönes Gewächs, das nicht in der Zeit wurzelt und darum ins Herbarium gehört.

Dann kam „Peer Gynt“. Dieses Stück ist dunkler und tiefer und hat seinen Wert mehr als Gegengift gegen die nationale Selbstliebe. Daß Ibsen nicht des Landes verwiesen oder verfolgt wurde, weil er gesagt hatte, es sei doch eine böse Sache mit dem stolzen nordischen Volk, beweist nur, daß der Streit in Norwegen sehr viel loyaler geführt wurde als jenseits der Seveberge.

„Die Komödie der Liebe“ wirkte häßlich. Ibsen leugnete die Liebe und stellte die Ehe als eine Lebensversicherung für das Weib dar, in die es seine Gunst als Preis einzahlte. So roh wirkte die Wahrheit in jener Zeit.

Ibsen galt als großer Menschenfeind und als Björn-

sons Neider und Feind. Es bestanden zwei Lager, und man stritt lange darüber, wem der Vorzug gebühre, da doch die Aufgabe der Kunst hieß: Inhalt oder Form.

Die nordische Dichtung war auf die schwedische Entwicklung von großem Einfluß gewesen, und dieser Einfluß machte sich wohlthuend bemerkbar, aber es lag nichts ausgesprochen Nordisches darin, wie sie auch keine wirkliche Nutzanwendung auf Schweden fand, das eine ganz andere Entwicklung hatte. In Norwegens einsamen Thälern wohnte ein Volk, das sein Leben in Not und höchstens bei einem sehr mäßigen Einkommen fristete, und das in der Enthaltsamkeitsliebe des Christentums eine fertige Enthaltungsphilosophie vorfand, die den Himmel als Belohnung für die hier erduldete Entbehrung versprach. Eine schwere, düstere und karge Natur, feuchtes Klima, lange Winter, große Entfernungen zwischen den Dörfern, Einsamkeit, alles wirkte darauf hin, das Christentum in seinen strengen, mittelalterlichen Formen zur Erscheinung zu bringen. Grade wie man vom englischen Spleen spricht, könnte man eine Art Gemütskrankheit nennen, was den Geist der norwegischen Dichtung beseelt, und wer weiß, ob nicht die intime Berührung Norwegens mit der melancholischen Insel einen Druck auf die Kultur ausübt. In Jonas Lies' „Fremsynte“ kommt diese Gemütskrankheit recht zur Geltung, und es tritt darin dieselbe düstre Stimmung hervor, die in den isländischen Sagen herrscht; der Kampf des Geistes gegen die physische Dunkelheit, gegen die Kälte, die Schilderung von dem traurigen Schicksal des Nordbewohners, der aus sonnigen Ländern in die Wüstenei der Kälte und der Dunkelheit verwiesen wurde, und der nun seine Rettung

in der Auswanderung sucht, deren ethnographische Bedeutung man gegen die ökonomische so sehr unterschätzt. Die nordische Gemütsart ist die Frucht vieler hundert Jahre der Tyrannei, ungerechter Behandlung, schwerer Kämpfe ums Dasein und des Mangels an Freude. Diese nationalen Eigenheiten hätten die Schweden nicht unterdrücken können, aber sie haben sie norwegisiert. In der schwedischen Litteratur spukt auf dieselbe Weise noch Dovregubben, und Brand tritt mit seiner idealen Forderung hervor, die der romanisierte und aufgeklärte Schwede nicht teilen kann. Darum paßt ihm diese ausländische Volkstracht um so weniger; darum klingt die moderne schwedische Musik so unharmonisch; sie ist ein Nachklang der Hardanger Geigen und von Grieg nur umgearbeitet; darum erscheint die neue Landessprache so wenig gewählt, und darum wird mit lauter Stimme eine größere sittliche Reinheit für die lebenslustigen Schweden gefordert. Sie haben nicht unter dem langwierigen nationalen Druck gelitten, ebensowenig wie unter dem alten; sie sind nicht so düster in ihrem offenen, ebenen See- und Flußland geworden, und darum kleidet sie die saure Miene schlecht.

Als Schweden daher seine eigne Geschichte hatte und neue Gedanken erhielt über Christiania oder direkt durch Ibsen und Björnson, da mußte es das Nettogewicht beibehalten und das norwegische Tara aufgeben. Sogar das „Puppenheim" ist norwegisch. Nora ist eine Verwandte der isländischen Weiber, die Mutterschaft und Familie zu den wilden herrschsüchtigen Weibern in der „Hermannsschlacht" brachten, die wieder rein nordisch sind, bei denen die Empfindungen entweder erstarrt oder wild ausgewachsen sind durch die seit Jahrhunderten fortgesetzten gegenseitigen

Heiraten in den Familien, wie solche hauptsächlich vorzukommen pflegen in Ländern, in denen ein geringes Zusammenleben stattfindet, und wo der Familienstamm selten zusammen trifft, und jeder abgesondert vom andern lebt. Die ganze schwedische Frauenlitteratur ist nordisch-norwegisch, sie enthält die unverschämte ideale Forderung der Frauen an den Mann und hätschelt mit den verdorbenen Weibern herum; mehrere junge Schriftsteller haben das Norwegische in die schwedische Sprache eingeführt, und eine Schriftstellerin hatte die Handlung nach Norwegen verlegt, aber den Helden ließ sie schwedisch sprechen. Weiter zu gehen wagten sie nicht!

Das Ausländische gefällt, denn es ist universal; das Norwegische gefällt nicht, denn es ist provinziell, und das haben wir selber eben so gut!

Da war Johann nun wieder in Upsala, demselben Upsala, dem er vor ein dreiviertel Jahr entflohen war, und grade dies hatte er am allerwenigsten beabsichtigt. Sich gezwungen sehen etwas zu thun, was er freiwillig nicht wollte, machte auf ihn immer den Eindruck eines Zusammenstoßes mit einem persönlichen Feinde, der alle seine Wünsche und Antipathien ausforschte und ihn zwang, sich vor ihm zu beugen. Da er nun glaubte, unter Gottes besonderem Schutz zu stehen, so nahm er an, daß alles zu seinem Besten dienen müßte, aber später ging dieses Gefühl in die Empfindung über, daß es eine böse Macht sein müßte, woraus sein späterer Glaube an zwei gleiche Mächte entstand, eine gute und eine böse, die sich entweder die Welt teilten, oder sie abwechselnd beherrschten.

Nun fragte er sich wieder: „Was ist hier zu thun?“ Er müßte ein Amt annehmen und vor allen Dingen seinen Rückzug vom Theater bedenken. Im Geheimen wollte er noch ein Stück schreiben und sich dann unter dem Schutze des Erfolges aus dem Examen winden.

In der ersten Zeit gefiel es ihm garnicht sehr gut in seiner einsamen Bodenkammer. Er hatte sich jetzt an den Luxus gewöhnt, an große Zimmer, guten Tisch, Bedienung und Gesellschaft. Gewöhnt, wie ein Mann behandelt zu werden und mit älteren und gebildeten Leuten umzugehen, kam er sich jetzt wieder wie ein Schuljunge vor. Doch diesmal stürzte er sich in den Strudel und fand bald drei Umgangskreise. Zuerst kam die Tischgesellschaft, die aus Ärzten, Atheisten und Naturforschern bestand. Hier hörte er zum ersten Mal von Darwin und dessen Lehren, es zog aber alles an seinem Ohr wie ein leerer Schall vorüber. Seine Abendgesellschaft bestand aus einem Priester und einem Juristen, mit denen er bis tief in die Nacht hinein saß. Er sah seinen Aufenthalt in Upsala als eine Übergangsstation an, er wollte wachsen, älter werden, und das war alles, was er that, die Zeit wurde eben getötet. Er schrieb nun eine Tragödie „Erik XIV,“ aber er fand sie schlecht und verbrannte sie, denn die Selbstkritik war nun in ihm erwacht, und die Anforderungen wuchsen.

Ferner kam er in eine Gesellschaft, der er sich während seines ganzen Aufenthaltes in Upsala und weit drüber hinaus fest anschloß. Durch Zufall kam er eines Abends mit einem jüngern Kameraden von einer Privatschule zusammen. Beim Toddy wurde der Plan entworfen, einige junge Dichter zu einer Gesellschaft zu vereinen.

Der Plan wurde ausgeführt, und so hatte er mit einem Schlage einen Wirkungskreis. Nebst Johann und dem andern Begründer wurden nun noch vier junge Studenten dazu aufgefordert. Es waren vortreffliche Jünglinge, sie hatten schöne Vorsätze und schwärmten für unbekannte, dunkle Ideale. Sie waren nie mit den Drangsalen des Lebens in Berührung gekommen, hatten alle vermögende Eltern, kannten keinen Kummer und wußten Nichts von dem Kampf ums Dasein. Johann, der eben die einseitigsten Verhältnisse verlassen hatte, wo er nur Menschen sah, die voller Eigendünkel waren, nichts als angehende Schauspieler, fühlte sich jetzt wie in eine neue Welt versetzt. Da setzten sich die glücklichen Jünglinge an ihren gedeckten Tisch, rauchten feine Zigarren, gingen spazieren und machten schöne Gedichte über das schöne Leben, das sie noch nicht kannten.

Die Statuten waren bald aufgesetzt, und der Verein nahm den Namen „Runa“, das heißt Lied, an. Daß sie grade den Namen „Runa“ wählten, beruhte wohl auf der herrschenden neunordischen Renaissance, die im Skandinavismus aufging, die durch Karl XV. in der Poesie, durch Winge und Malmström in der Malerei, durch Molin in der Bildhauerkunst gefeiert wurde, und die nun neuerdings so schön auflebt in Björnsons und Ibsens Dramen aus dem Leben der alten Normannen. Hierzu trug auch das auf der Universität eben eingeführte Studium der isländischen Sprache bei.

Die Anzahl der Mitglieder sollte höchstens neun betragen, und jeder fügte als Vereinsbruder seinem Namen eine Rune hinzu. Johann hieß „Frö“ (Samenkorn) und der andre Gründer „Ur“. Alle Richtungen waren vertreten. Ur war ein großer Patriot und verehrte Schweden. Das

Land hatte die vornehmste Geschichte in Europa und war immer frei gewesen.

Er war übrigens ein realistisch beanlagter Mann, mit ausgebildetem Sinn für Statistik, Staatswissenschaft und Biographie, war ein strenger und geschickter Kunstkritiker und außerdem der Administrator des Vereins; ein zuverlässiger Freund, ein guter Gesellschafter, hülfreich und herzlich. Dann war ein Vollblutromantiker da, der Heine las und Absynth trank, ein gefühlvoller Jüngling, der noch für alle alten Ideale, am meisten aber für Heine schwärmte; dann war ein Seraph da, der die unendlich kleinen und besonderen Ereignisse besang, die die Glückseligkeit der Kindheit ausmachen; dann war noch ein stiller Naturverehrer da, ein Eklektiker und ein Improvisator. Er war ein Kind Israels, mit einer unglaublichen Fähigkeit, auf Verlangen zu improvisieren, in welcher Tonart es auch immer sein mochte. Er stand zwei Minuten nach der Aufforderung auf und recitierte Verse nach Anakreon, nach Bellmann mit Gesang, nach Horaz, nach der Edda, und was sonst noch, und sogar in fremder Sprache.

Die erste Zusammenkunft wurde bei Thurs abgehalten, der am geräumigsten in zwei Zimmern wohnte und die besten Pfeifen hatte. In seiner Eigenschaft als Stifter las Johann erst seine Antrittsrede vor, die wie auch die Statuten in Versen gehalten sein mußte. Sie fing so an:

Ist der Gesang verstummt in nord'schen Auen,
Hat Brages Harfe keine Töne mehr,
Den Seher, sollen wir ihn nicht mehr schauen,
Der zu uns kam vom hohen Himmel her?
Erlosch die Glut im eis'gen Hauch der Zeiten,

Die heilige, die Licht und Wärme gab,
Ließ zu den Thoren sich der Sänger leiten,
Und giebt er Sklav dem Unterdrücker ab?

Brage und der Barde, das war nun das Neunordische, das man glaubte ausgraben zu müssen. „Der Zeiten elendes Streben" nahm das ganze Programm der Idealisten in Anspruch. Das Hinarbeiten der ganzen gegenwärtigen Zeit auf die Wirklichkeit, auf die Verbesserung der Lebensbedingungen — es war elend. Der Geist war in der Materie gefangen, und darum mußte die Materie der Feind sein; das waren die Lehrsätze der Romantiker.

Da ging denn der Sänger in die Natur, er hörte die Glocken der Domkirche, die Föhren, die Vögel u. s. w. singen, und stellte sich dann die ganz berechtigte Frage:

Es singt Natur, warum soll ich da schweigen?

Er beschloß nun nicht mehr zu schweigen, sondern frei heraus zu singen, von des Lebens Frühling, dem frohen, jungen, von des Lebens Herbst, von der Vaterlandsliebe. Da kamen die weisen Männer, bemächtigten sich seiner Gedichte, zerpflückten sie und erklärten sie für wertlos. Und da schwieg der Sänger.

So ist's. Die Überklugheit unsrer Tage,
Sie tötet jugendwarmen Liedes Schlag. . . .

Bestimmt zu sagen, was er 1870 eigentlich mit der Überklugheit meinte, ist nicht leicht, es war wohl ganz einfach die Vorempfindung einiger Rezensionen, denn die weisen Männer waren augenscheinlich niemand anders als Rezensenten.

Darauf brach er so aus:

Des Tages niedre Krämerseele sinket
Hin in den Staub, kniet vor dem goldnen Kalb.
Kein Lied ertönt, da sie es anrufet,
Nur Goldesklang kann Andacht ihr verleihn.

Ein Zusammenhang mit dem Wesen der Zeit konnte darin nicht gefunden werden, denn die sechziger Jahre zeichneten sich durch ihre schlechten Ernten und damit durch ihren großen Geldmangel aus. Der Schwindel und das Gesellschaftswesen begann erst mit den siebenziger Jahren. Auf dem Programm des Sängers der damaligen Zeit stand es verzeichnet, daß er über das Geld und über das goldne Kalb zürnen mußte, und darum verflocht er das Stichwort in seinen Vers.

Ein bestimmtes Programm war da nicht aufgestellt. Daß das Lied aus dem Nordlande verstummen würde, das schwebte dem Jüngling wohl vor, aber wie der neue Ton klingen würde, das gab er nicht an, und daß er in dem Bunde noch einige neue Psalmen anstimmen würde, verriet er nicht. Er hatte innerlich die Ahnung, daß es nur Nachklänge wären. Er sprach nämlich die Besorgnis aus, daß die Nachwelt ihnen kein Marmorbild errichten würde, daß sie vielmehr im Grabe der Vergessenheit verschwinden würden.

Schuldlos sind wir, wenn mit uns geizt das Schicksal.
Und unser Name bald vergessen ist.

Das Ganze ist ein Gemisch von Schüchternheit und Unverschämtheit, bezeichnend für den Mann.

Das wurde nun ein poetisches Faullenzerleben mit Extrazusammenkünften, jeden Abend trafen sie sich entweder im Wirtshaus oder zu Hause auf der Stube. Aber für

einen werdenden Schriftsteller war es keine verlorene Zeit. Aus den reichhaltigen Bibliotheken der Kameraden schöpfte er unaufhörlich, und durch den Meinungsaustausch gewöhnte er sich daran, die Litteratur von verschiedenen Gesichtspunkten aus zu betrachten. Aber das Leben, die allgemeinen Interessen, die Tagespolitik, die Gegenwart, das alles kam nicht weiter in Betracht; er träumte dahin.

Unterdessen erwachte das Gewissen des Angehörigen der niedern Volksklasse in ihm, und er fragte sich, was er unter diesen reichen Jünglingen zu thun hätte; aber im Rausch und in den Gesellschaften wurde es schnell beruhigt, und ihm selbst wurde Mut zugesprochen, vorwärts zu gehen und etwas vom Leben zu fordern, denn er hatte — nach der Meinung der Kameraden — einen gewissen Einsatz.

Seine Kammer war schlecht; es regnete durchs Dach, und als Bett hatte er nur eine Pritsche, die ihm bei Tage als Sofa dienen mußte. Wenn ihm die Zeit zu Hause zu lang wurde und die poetischen Gespräche ihn anekelten, dann suchte er seinen alten Schulfreund, den Naturforscher, auf. Da sah er durchs Mikroskop, hörte von Darwin sprechen und von den neuen Weltanschauungen. Da erhielt er praktischen und wohlwollenden Rat, und das war derselbe Freund, der ihm riet, dadurch seine Stellung zu sichern, daß er einen Einakter fürs königliche Theater, und zwar in Versen schriebe. Nein, ein Akt genügte für Johanns Ideen nicht, darum wollte er lieber eine Tragödie in fünf Akten schreiben.

„Ja, aber es ist schwerer, das zur Aufführung zu bringen.“

Schließlich ließ er mit sich reden und beschloß, eine

kleine Idee auszuführen; die Handlung verlegte er nach Rom sie, betraf Thorwaldsens ersten Besuch dort. Der Freund lieh ihm Bücher über Italien, und nun saß Johann bei der Arbeit.

In vierzehn Tagen war das Stück fertig.

„Das wird gespielt," sagte der Freund. — „Das sind Rollen, siehst Du!"

Da es ihm bis zur nächsten Zusammenkunft des Vereins zu lange währte, so eilte Johann am Nachmittag zu Thurs und Rejd und las ihnen das Stück vor. Sie waren beide derselben Meinung wie der Naturforscher, das Stück würde gespielt werden. Dann lud er sie zur Vesper und zum Champagner ein; Reden wurden gehalten, und sie tranken bis zum Morgen, dann schliefen sie bei Rejd auf dem Fußboden mit dem Punschglas neben sich. Sie wachten nach ein paar Stunden auf und leerten die halb ausgetrunkenen Gläser beim Sonnenaufgang, und dann gingen sie zum Fest.

Die Teilnahme der Freunde war herzlich und warm, ohne eine Spur von Neid, und zu Johanns schönsten Jugenderinnerungen gehörte immer sein erster Erfolg. Der schwärmerische und leidenschaftliche Rejd vermehrte die Dankesschuld, indem er das Stück ins Reine schrieb. Und darauf wurde es sogleich an die königliche Theater=direktion gesandt.

Der Frühling kam, und der Mai war wie ein einziger langer Rausch. Der Verein hatte ein Kämmerchen bei Lilla Förderfvet zum Abendpunsch bestellt. Es wurde er=

zählt, Reden wurden gehalten und unmäßig getrunken. Endlich trennte sich die Gesellschaft, aber mit dem Versprechen, sich in Stockholm einmal zu treffen, um den Ehrentag des grünenden Vereins festlich zu begehen.

An einem Junimorgen um 6 Uhr versammelten sich die vier Stammbrüder des Vereins bei Skeppsholm, wo ein Ruderboot gemietet wurde. Die Bundes-Lade, ein großer Karton, der die Akten enthielt, wurde nebst dem Speise- und Flaschenkorbe eingepackt, und darauf ergriffen Os und Rejd die Ruder und richteten den Lauf des Schiffes nach Djurgårdsbron und in den Kanal, um den Bestimmungsort — eine Landspitze auf Lidingöland — zu erreichen. Thurs blies Bellmannsmelodien auf der Flöte und Frö (Johann) begleitete ihn auf der Harfe, was er in Upsala gelernt hatte. Beim Landungsplatz wurde das Frühstück auf einer Wiese am Strande hergerichtet. Die „Lade" stellten sie mitten auf das Tischtuch, nachdem sie dieselbe mit Laub und Blumen geschmückt hatten, und dann ordneten sie die Branntweinflaschen und Gläser. Johann, der für seine griechische Komödie das Altertum studierte, ordnete an, daß die Mahlzeit auf griechische Weise eingenommen würde, und daß die Gäste liegend und bekränzt speisen sollten. Darauf machten sie zwischen zwei Steinen Feuer und kochten Kaffee, worauf sie dann um neun Uhr morgens Cognac und Punsch einnahmen. Und nun las Johann sein Stück „Die Freidenker" vor. Es wurde eine Kritik gehalten, und dann ließen sie der Rede freien Lauf. Thurs war der größte Redner, und er gab seine Gefühle und Gedanken in gebundener Form kund. Sein Gedicht wurde vorgelesen und mit all-

gemeinem Beifall aufgenommen. Dann wurde musiziert; Johann sang zur Guitarre abwechselnd romantische Volksweisen und unanständige Lieder. Als Mittag herannahte, strömte der Geist wohl noch eine gewisse Wärme aus, war aber doch schon sehr abgekühlt. Am Nachmittag stand die Sonne über Villa Värtan. Nach kurzem Schlummer wurde der Rausch von neuem geweckt, aber in andre Bahnen geleitet. Thurs, das Kind Israels, hatte ein Lied vorgetragen von der Größe des Nordens, und er rief den alten Gott Skandinaviens an. Ur, der Patriot, sprach ihm das Recht ab, Andrer Güter zu annektieren. Sie fingen Feuer bei der Judenfrage, und Drohworte klangen herüber und hinüber, zuletzt umarmten sich beide herzlich. Nun trat das sentimentale Stadium ein. Sie fingen an zu weinen, denn der Alkohol wirkt in dieser Weise auf die Magenhaut und auf die Thränendrüsen. Ur fühlte sich zuerst dazu aufgelegt, und unbewußt suchte er nach etwas Traurigem. Er brach in Thränen aus. Man forschte nach dem Grunde. Zuerst wußte er es selbst nicht, dann aber fand er, daß sie ihn wie einen Bruder Lustig, der er auch immer war, behandelten. Er erklärte, daß er eine sehr ernste Natur wäre und große Sorgen hätte, von denen niemand etwas wüßte; aber nun schüttete er sein Herz aus und berichtete seine Familiengeschichte. Nachdem er sich so erleichtert hatte, wurde er wieder vergnügt. Aber der Abend war lang, und sie sehnten sich nach Hause. Es lag ein Kobold in ihrem Herzen, und sie empfanden Widerwillen vor einander, vor dem Scherz und vor dem Rausch. Sie wurden tiefsinnig und suchten die Philosophie des Rausches zu ergründen. Woher kommt den Menschen dies Verlangen

sich wahnwitzig zu machen? Und was liegt dahinter? Drückt sich darin die Sehnsucht des Auswanderers aus, der aus dem Süden kam und nun in nördlichen Ländern um ein verlornes sonniges Dasein trauert? Irgend eine Veranlassung mußte zu Grunde liegen, denn ohne eine solche wäre es unfaßbar, daß dieselbe Unart sich des ganzen Menschengeschlechts hätte bemächtigen können. Ist das noch ein Gesellschaftsmensch, der im Rausche alle Gesellschaftslügen von sich abwirft? Verlangt doch die Gesellschaft, daß man nicht alle seine Gedanken ausspricht! Warum liegt sonst die Wahrheit im Wein? Warum verehrten die Griechen Bacchus wie einen veredelten Menschen und in ihm die gute Sitte? Warum liebte Dionysos den Frieden und trachtete darnach, den Wohlstand zu verbreiten? Konnte nicht der Wein, als Hauptfreude des männlichen Geschlechts, irgend welchen Einfluß ausgeübt haben auf die Intelligenz des Mannes und seine Handlungskraft, so daß er dem Weibe überlegen ward? Und warum blieb Muhameds Volk, seitdem es keinen Wein mehr trank, auf einem so niedrigen Kulturstandpunkt zurück? Bei den Ackerbauern und Hirten war das Salz ein täglicher Nährstoff; um nun das Salz zu ersetzen, fingen die ersten Jäger das Blut des Wildbrets auf. Konnte da nicht der Wein ein Ersatz geworden sein für den verlorenen Nährstoff, nachdem er verschiedene Stadien durchgemacht hatte? Und wofür? Irgend ein Gedanke oder ein Nutzen mußte doch in diesem so wunderlichen Brauch verborgen liegen! Oder sollte das Bedürfnis, das Bewußtsein zu verlieren, dem Satz der pessimistischen Schule, daß das Bewußtsein der Anfang zum Leiden sei,

als Stütze dienen? Man wurde ja naiv, unbewußt wie ein Kind, der Wein machte den Menschen zum Tier. War das die verlorene Glückseligkeit, die man wieder erlangen wollte? Aber die Reue, die darauf folgte? Die Reue und die Magensäure dokumentieren sich durch dieselben Symptome. Könnte da nicht leicht eine Verwechslung vorkommen, so daß man meinte, man empfände Reue, und dann wäre es doch nur Magenschmerz? Oder bereute der erwachte Trinker in bewußtem Zustande, daß er sich am Tage vorher entblößte und sein Geheimnis offenbarte? Da war doch nichts zu bereuen! Er schämte sich darüber, daß er sich überrumpeln ließ, und er empfand Furcht, weil er sich entblößt und die Waffe aus Händen gegeben hatte. Furcht und Reue liegen ja nebeneinander.

Noch einmal wurde das Bewußtsein ertränkt, und dann setzten sie sich ins Boot und fuhren heim! Aber nun gerieten Johann und Thurs in einen Streit über Bellmann, der bis Skeppsholm anhielt und mit scharfen Auseinandersetzungen endete.

Johann hielt einen alten Groll gegen Bellmann aufrecht. Als Kind hatte er einmal einen ganzen Sommer hindurch krank gelegen, und da fand er zufällig in dem Bücherschrank seines Vaters Fredmans Episteln. Er fand sie dumm, war aber zu jung, um sich ein gegründetes Urteil darüber zu bilden. Später geschah es manchmal, daß sein Vater sich ans Klavier setzte und „Der Magistrat von Trosa“ oder „Auf dem Gripsholm ist es allzu lustig“ vor sich hinsummte. Unbegreiflich sei es, meinte der Knabe zum Onkel, daß der Vater das so köstlich finden könnte. Später hörte er einmal am Weihnachtstisch einen sehr

hitzigen Streit über Bellmann, den der Onkel über alles stellte, höher als die Bibel und die Prediger. Der steckte tief in Bellmann. Wahrscheinlich war wohl Atterboms romantische Parteikritik durch die Zeitungen allmählich in die Mittelklasse eingedrungen. Als Gymnasiast und Student sang Johann „Opp, Amaryllis" und die andern Idyllen, aber natürlich ohne irgend etwas bei den Worten zu denken. Er sang in den Quartetten und Chören mit, denn das war lustig. Schließlich fielen ihm Ljunggrens 1867 herausgekommene Vorlesungen in die Hände, und da ging ihm ein Licht auf, aber nicht das von Ljunggren angezeigte. Er fand es unsinnig. Bellmann war ein Sänger, mag sein, aber ein großer Skalde, der größte, den der Norden jemals hervorgebracht! Unmöglich! Bellmann hatte für den Hof und die Freunde seine nach französischem Muster zugeschnittenen Weisen gesungen, aber niemals für das Volk, das die Amaryllis, Äolus, die Tritonen, die Freya und den ganzen Rokoko-Anhang nicht begriffen hätte. So erschien er und wurde vergessen. Warum wurde er aus Atterbom ausgegraben? Weil die kämpfende Partei der Romantiker eine Inkarnation nötig hatte, von den regellosen und berühmten, grade entgegengesetzten Akademikern nötig hatte, da sie nicht durch sich selbst berühmt werden konnten. So kam die Schule zu Ansehen, und mit der Einsicht in die menschliche Feigheit wurde die Begriffsmacht eingeführt, und mit der Erkenntnis von dem Affenspiel der Mittelklasse und ihrer Autoritätsverehrung erschien es weniger verwunderlich, daß Bellmann so hoch kam. Darnach kamen Ljunggren und Eichhorn als Forscher und sollten Atterbom überragen, indem sie das Schöne und Geistreiche zu treffen

wußten, und das Priestertum in „Par Bricoll" bemächtigte sich des Kultus, und damit war der Gott fertig. Ja, Byström hatte schon den kleinen Lotterie-Sekretär und den Hofpoeten nach Dionysos gebildet und gab ihm die antike Tracht des Bacchuskopfes.

Johanns Opposition erstreckte sich nun zuerst und am weitesten gegen den Gott. Darauf fand er als Idealist Bellmanns Humor widerlich und unwahr und vor Allem cynisch . . . Es ist keine Lebensfreude darin, denn die kommt der Jugend zu, und er handelt nur von unvermögenden Greisen. Darum ist Bellmann der Toddygreisenpoet und Stammvater des widerlichen alten Junggesellen Konjander.

Die Idyllen sind nachlässig, aus dem Ärmel geschüttelt, schlecht gereimt, unzusammenhängend, wie die Gedanken im Gehirn eines Betrunkenen. Man weiß nicht, ob es Tag oder Nacht ist; der Donner grollt beim vollen Sonnenschein, und die Wogen brausen, während das Boot bei der Windstille fest liegt. Das ist Musiktext, und dazu kann man auch den Adreßkalender verwenden. Es ist dasselbe, nur daß es klingt.

Wie gewöhnlich nahm Thurs Alles persönlich. Es war ein Angriff auf seinen guten Geschmack und auf seine Ehre, denn Johann behauptete, daß jene Bewunderung eine künstliche wäre, daß er sich gewaltsam dazu hinaufgearbeitet, daß sie nicht wahr wäre. Thurs erklärte Johann für übermütig, da er sich unterfinge, den größten Sänger zu meistern.

„Beweise, daß er der größte war!"

„Tegnér, Atterbom haben gesagt . . ."

„Das ist kein Beweis!“

„Widerspruchsgeist, ich verstehe!“

„Der Zweifel ist der Anfang der Gewißheit, und Unsinn muß in einem gesunden Gehirn Widerspruch erwecken.“

Und so weiter!

Da es kein allgemeines, oder allgemein gültiges Urteil giebt, da jedes Urteil individuell ist, so bestehen daher mehrfache und teilweise Urteile. Johann wurde zum Nachdenken angeregt, und einige Jahre später trat er für Bellmann ein. Als später der alte Fryxell bewies, das Bellmann kein Mäßigkeitsapostel — wozu Eichhorn und Ljunggren ihn stempeln wollten — kein Gott wäre, sondern ein kleiner Liedersänger mit mäßigen Ansprüchen, da hatte Johann einen Schimmer von Hoffnung, daß sein individuelles Urteil auch einmal ein Urteil der Menge werden würde. Aber da betrachtete er die Frage schon von einem andern Gesichtspunkt aus und wollte sagen, daß Schweden weder unglücklich noch schlechter daran gewesen wäre, wenn Bellmann niemals existiert hätte; und er wollte den Patrioten und Demokraten sagen, daß Bellmann ein Stockholmer Poet wäre, ein royalistischer Hofpoet, der das geringe Volk furchtbar aufzog, und er wollte den kirchlich Gesinnten, die Bellmann sangen, erklären, daß sie die Lieder eines Betrunkenen sängen, die in der Trunkenheit geschrieben wurden, und die die Trunkenheit besängen. Für sich selbst behielt er, daß Bellmann sehr lustig zu singen wäre, der leichten französischen Melodien wegen, und er war durchaus nicht durch die vorurteilsfreie französische

Voltairemoral verletzt, im Gegenteil. Aber jetzt war er es, denn er war Idealist und verlangte Reinheit in der Poesie, grade wie der Rest von Idealisten und Bellmannsverehrern unsrer Tage. Diese letzteren haben sich und ihre Moral hinter das Wort „Humor" geflüchtet. Aber was meinen sie mit Humor? Ist es Scherz oder Ernst? Was ist da Scherz? Waren sie zu feige, ihre Meinung zu sagen? Im Humor wird die Doppelnatur des Menschen wieder gefunden: Die Gleichgültigkeit des Naturwesens der angenommenen Moral gegenüber und der Sieg des Christen über das Unmoralische, das doch so verlockend, so verführerisch ist. Der Humor spricht mit zwei Zungen: mit der der Satire und der des Mönchs. Der Humorist läßt seinen Pegasus los, sieht sich aber genötigt, ihn auf dem alten, schlechten Boden mit Ruten zu peitschen. Es ist eine Übergangsform, die im Sterben liegt und nun ihre letzten Momente in schwangerm Zustande verlebt. Die großen modernen Geister haben die Rute weggelegt und heucheln nicht länger, sondern sprechen frei heraus, und die alten Trunkenheitssentimentalitäten gelten nicht länger für gutherzig, da sie sich nur als Ausfluß schlechter Nerven zu erkennen gegeben haben.

Inzwischen stieg der Verein nach dem Schlußstreit bei Skeppsholm ans Land. Es war nun helle Sommernacht. Mit dem Speisekorb und der Guitarre nebst der Bundeslade an der Spitze, zogen sie wie wahre Idealisten zu den Mädchen. Beim Sonnenaufgang saßen die Vereinsbrüder bei geöffneten Fenstern auf Apelbergsgatan, deckten den Tisch aus dem Eßkorbe und ließen wieder Guitarre und Flöte erschallen, und nun wurden die Lieder des Horaz

an die Lydia und die Chloe rezitiert, und in weichen Betten wurde das Feuer der Liebe zu Aphrodite Pandemos entzündet.

IX.

In den Büchern und auf der Bühne.

(1870.)

Um die Entwicklungsgeschichte einer Seele zu schreiben, genügt manchmal eine einfache Biographie, denn eine Person, welche in einem kleinen Kreise lebt und persönlich niemals in einen höheren kommt, sucht denselben in Büchern zu finden. Daß dieselben Bücher nicht immer denselben Eindruck machen und nicht auf alle gleich wirken, beweist deren relatives Unvermögen, jemand zu bekehren. Die Kritik zum Beispiel, die unsre Meinung ausspricht, nennen wir gut; diejenige, welche gegen unsre Meinung spricht, ist schlecht. Wir scheinen also wenigstens mit einer vorgefaßten Meinung erzogen zu sein, und nur das Buch, das dieselbe bestärkt, ins Reine bringt und entwickelt, interessiert uns. Die Gefahr einer einseitigen Bücherbildung liegt darin, daß die meisten Bücher, besonders gegen den Schluß einer Kulturperiode, veraltet sind. Der Jüngling, der von Eltern und Lehrern das alte Ideal übernahm, mußte also — innerlich zum Abschluß gekommen — notwendigerweise veralten, so daß er beim Eintritt ins Mannesalter gewöhn-

lich seinen ganzen Vorrat von alten Idealen von sich warf und gleichsam von Neuem geboren wurde. Die Zeit ist an ihm vorüber gegangen, während er in den alten Büchern las, und er fühlt sich als Fremdling mitten in seiner eignen Zeit.

Johann hatte seine Zeit damit zugebracht, die Vergangenheit zu ergründen. Er kannte Marathon und Cannä, den spanischen Erbfolgekrieg und den dreißigjährigen Krieg, das Mittelalter und das Altertum, aber als dann im Sommer der große Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ausbrach, verstand er die Bedeutung desselben nicht. Er las darüber wie über ein Theaterstück, er interessierte sich für den Ausgang desselben, nur um zu sehen, was daraus entstehen würde. Auf Christinenberg, wo er im Sommer bei den Eltern wohnte, lag er draußen im Grase und las Oehlenschläger. Bis zur Annahme eines Amtes sollte er ein Spezialgebiet in der Ästhetik wählen, und er wählte die dänische Litteratur, deren Kenntnisse er Dietrichsons Vorlesungen verdankte. In Oehlenschläger hatte er die Höhe der norwegischen Poesie gefunden. Das war für ihn die Poesie aller Poesie, das Unmittelbare, das er bewunderte, vielleicht am meisten darum, weil er es vermißte. Etwas trug auch wohl die schwedische Sprache dazu bei, die ein idealisiertes Schwedisch zu sein schien wie wie die Sprache eines aus der Ferne angebeteten Weibes klang. Seitdem er Helge gelesen hatte, achtete er die Frithjofs-Sage gering, er fand sie schwerfällig, nüchtern, priesterlich, unpoetisch.

Oehlenschlägers Werk war ein Buch, das durch seinen Kontrast wirkte, vielleicht fand grade die Romantik in demselben

ein Echo bei dem Jüngling, der nun zur poetischen Wirksamkeit erwacht war, und der Poesie und Romantik als eins betrachtete. Hierzu trug wohl viel seine Vorliebe für das Norwegische bei, das durch Oehlenschläger zur Geltung kam, und seine unglückliche Liebe zu einem blonden, blassen Mädchen, das mit einem Lieutenant verlobt war. Darum übte Oehlenschläger auch nur einen vorübergehenden Eindruck aus, der kaum ein Jahr währte; es war nur eine leichte Frühlingsbrise, die vorüberzog.

Schlimmer war es mit dem ästhetischen System, wie Ljunggren es darstellte. Zwei Bände in feinem Stil gaben Rechenschaft von den Meinungen aller Philosophen über das Schöne, ohne daß eine annehmbare Definition zu Stande gekommen wäre.

Johann hatte sich bei seinen antiken Studien auf dem Nationalmuseum gefragt, wie der häßliche „Schleifer" unter die schönen Künste geraten konnte, und wie die Wirtshausscenen des holländischen Genremalers als Gemälde schön wirken könnten, obwohl sie nicht idealisiert waren und diese Scenen doch in Wirklichkeit als schmutzig gelten. Darauf hatten die Philosophen keine Antwort. Sie wanden sich so hindurch und arbeiteten ganz schablonenmäßig, ohne einen Ausweg zu wagen oder finden zu können, das Häßliche fügten sie als Kontrast oder als komisch wirkend ein. Aber nun erhob sich der starke Verdacht, daß das Schöne nicht immer edel wäre.

Ferner quälte ihn der Zweifel über die Möglichkeit der objektiven Urteilskraft des Geschmacks. Er hatte in der neubegründeten „Svensk Tidskrift" gelesen, wie man sich über Kunstwerke zankt, und sah, wie beide Gegner ihre

entgegengesetzte Meinung gleich gut verteidigten. Der eine suchte das Schöne in der Form, ein andrer im Inhalt und der dritte in der Harmonie zwischen beiden. Ein gut gemaltes Stillleben sollte darnach höher stehen als Niobe, denn die Linien dieser Statuengruppe waren nicht schön, und besonders war die Draperie der Hauptfigur höchst geschmacklos, obwohl das Urteil der meisten das Werk für großartig erklärte. Das Großartige brauchte also in der Form nicht schön sein. Die Frucht dieser Studien war, daß er jedes Urteil des Geschmacks subjektiv fand, je nach dem urteilenden Subjekt, und daß das sogenannte objektive Urteil nur subjektiv würde, wenn es die Mehrzahl für sich gewänne, oder wenn es zur Verwirklichung gelangte.

Während dieser Grübeleien kam ein Buch in seine Hand, daß wie ein Blitzstrahl das Dunkel des Zweifels durchfuhr und ein neues Licht über die ganze Welt des Schönen ausgoß. Das waren Georg Brandes' „Kritiken und Porträts", die im Laufe des Sommers herauskamen und im „Abendblatt" besprochen wurden. Hier lag ein fertiges neues System vor, aber über das Ganze breitete sich eine neue Beleuchtung. Alle von den deutschen Philosophen entlehnte Worte: Inhalt und Form, schön, großartig, charakteristisch, waren darin nicht zu finden, und gewiß hatte der Verfasser das ästhetische System nicht angewandt, um einen Maßstab zu haben. Was er benutzt hatte, erfuhr man aber nicht. Brandes schrieb nicht wie die andern, sah nicht wie die andern, und er schien einen feineren Gedankenmechanismus zu haben als die Alten. Er ging von dem vorliegenden Faktum aus, untersuchte

es, zerlegte das Kunstwerk, erklärte es anatomisch und physiologisch, ohne bestimmt zu sagen, ob es schön oder unschön wäre. Dies war die Methode der neuen französischen Ästhetik, die durch Taine von England aus eingeführt war und nun auf die Kunst angewandt wurde. Die ganze alte Ästhetik, die es dabei ließ, daß gut wäre, was nicht gut war, erhielt damit den Todesstoß. Das Kunstwerk lag da, wie ein Ausdruck der Thätigkeit des menschlichen Geistes, gestempelt von der Periode, der es entsprang; es trug das Gepräge des Persönlichen und sollte nur wie ein Dokument behandelt werden, wie eine Handlung aus der inneren Geschichte einer schaffenden Zeit. Das Schönheitsideal wechselte mit dem Land, Volk und Klima, und Rubens' fettleibige Weiber waren ebenso schön oder unschön wie Rafaels Geliebten, die als Madonnen verkleidet wurden. Da hieß es, die Frage auf einen Punkt stellen, wo sie weder von dem subjektiven, noch von dem objektiven Urteil erreicht werden konnte. Die Kritik hatte damit überhaupt jedes absolute Urteil für ungiltig erklärt und erkannte nur die Erklärungsmethode an. Und wie konnte es anders sein, da jedes Urteil — von einem bestimmten Individuum oder von einer Einzelpartei gefällt, mit einer bestimmten eingelernten Ansicht, auf der jeweiligen Epoche beruhend — nur ein relatives oder individuelles Urteil sein kann. Aber damit war auch die eigene Unmöglichkeit der Kritik erklärt. Denn wer anders als der Schriftsteller oder Künstler selbst könnte das Entstehen des Kunstwerkes erklären? Wer kennt außer ihm all die heimlichen Fäden, Beweggründe und Interessen, die alle bei der Arbeit zusammen wirken? Aber er war ja selbst

parteiisch und kannte selten sich selbst, besonders wenn er in dem seligen Selbstbetruge des Unbewußten lebte; und er war ja, um sich nicht zu schaden, gezwungen, das Geheimnis seines Schaffens zu verbergen.

In der schweren Frage des Vorrechts von Inhalt und Form ging Brandes bestimmt zur Form über. Wenn ein Kunstwerk gleichzeitig ein Zeitdokument sein soll, muß es auch in innerlichem Zusammenhange mit der Zeit stehen und einen wirklichen Inhalt haben. Diese Ansicht fand später Ausdruck in der berühmten Formel: Das umstrittene Problem. Aber dies hatte ja bereits der so verketzerte Tendenzroman — dessen in Schweden allgemein bekanntes Opfer Frau Schwartz war — ins Werk gesetzt. Da Brandes die Gefahr, die in dieser Lehre lag, einsah, zog er sich aus dem Spiel, indem er sich solchen Folgerungssatz verbat, ohne jedoch bestimmt anzugeben, aus welchem Grunde.

Dies war indessen der erste Schritt zur Emanzipation der Litteratur von der drückenden Sklaverei im Dienst der Kunst, ausgenommen waren natürlich die Ästhetiker. Die Losreißungen hatte schon früher stattgefunden, die meisten Schriftsteller erholten sich in der Zeitungslitteratur. Der Sänger war nicht mehr der für sein Zeitalter gleichgültige Gaukler. Er sollte das Land der Träume verlassen und in die Wirklichkeit und Realität seiner eigenen Zeit eintreten, und damit war die Bahn für die Übergangsperiode frei, welche nun im Realismus und Naturalismus untergeht, und welche wohl mit der Selbstbiographie abschließt, diesem einzigen Stoff, den ein Schriftsteller einigermaßen beherrschen kann, wenn er nämlich ganz erfüllt ist von dem

Bewußtsein der von ihm gewollten Unfreiheit und sich nicht scheut, aufrichtig zu sein, was es nur sein kann, wenn er mit sich im Klaren ist über seine Verantwortlichkeit.

Viktor Hugos Roman hatte in Johann einen fruchtbaren Boden gefunden. Die Auflehnung gegen die Gesellschaft, die Naturverehrung des Dichters, der auf einer einsamen Insel wohnte, der Hohn gegen die stets herrschende Dummheit, die Raserei gegen die Priesterreligion und die Schwärmerei für Gott als Urheber aller Dinge — dies alles, was noch als Same in dem Jüngling ruhte, fing nun an zu keimen, wurde aber noch durch das Herbstlaub aus den alten Büchern erstickt.

Das Leben zu Hause war nun still. Der Sturm hatte sich gelegt, die Geschwister waren emporgewachsen, der Vater, der immer bei seinen Rechnungsbüchern saß und die Möglichkeit berechnete, eine Kinderschar ohne Schulden zu versorgen, war älter geworden und sah nun ein, daß Johann auch älter geworden war. Sie besprachen nun oft allerlei Fragen. Was den fortschreitenden Krieg anbetraf, so waren sie ziemlich neutral. Als romanisierte Germanen machten sie sich nichts aus den Deutschen. Sie fürchteten sie und haßten sie wie Vaterbrüder, die ein gewisses Altersrecht besaßen, aber sie vergaßen noch weniger, daß die siegenden Preußen eine schwedische Provinz waren. Der Schwede war mehr Franzose geblieben, als er wußte, aber jedenfalls fühlte er sich mit dieser schönen Nation verwandt.

Am Abend, wenn sie im Garten saßen und das

Wagengerassel aufgehört hatte, drangen die Töne der Marseillaise aus Blanchs Café bis zu ihnen herüber, und sie hörten Hurrahrufe, die aber bald verstummen sollten.

Im August, als das Theater wieder geöffnet war, erhielt Johann den so lange erwarteten Bescheid, daß sein Stück zur Aufführung angenommen wäre. Da erfuhr er zum ersten Male, was der Rausch des Erfolges ist. Mit einundzwanzig Jahren ein Stück am königlichen Theater angebracht zu haben, das war genug, um alle Widerwärtigkeiten, die seine Erinnerung noch beschwerten, weit von sich zu werfen. Nun sollte sein Wort von der ersten Bühne des Landes ins Publikum hinausgehen. Das Mißgeschick mit der Theaterlaufbahn war vergessen; der Vater sah ein, daß der Sohn in seiner so verschrieenen Wankelmütigkeit recht gewählt hatte, und alles sollte wieder gut sein.

Und zum Herbst, ehe das Examen begann, wurde das Stück aufgeführt. Es war kindisch, fromm, kunstverehrend, aber der Inhalt von dramatischem Effekt, und er rettete dies magere Stück: Thorwaldsen vor der Jasonstatue, die er mit einem Hammer zerschmettern will. Unverschämt darin war ein Ausfall auf die Reimschmiede der Jetztzeit. Auf welchen Schriftsteller hatte er es abgesehen? Und wie wagte ein Neuling, dem man so viele Notreime nachweisen konnte, den Stein auf die andern zu werfen? Es war eine Dummdreistigkeit, die sich auch strafte.

Johann schlich sich in den dritten Rang hinauf, um dort im Hintergrunde sein Stück stehend mit anzusehen.

Da stand bereits Rejd, und der Vorhang wurde aufgezogen. Johann hatte die Empfindung, als wenn er unter einer Elektrisiermaschine stände. Jeder Nerv vibrierte, seine Beine wankten, und er weinte während der ganzen Zeit aus reiner Nervosität. Rejd mußte ihn bei der Hand halten, um ihn zu beruhigen. Das Publikum applaudierte hier und da, aber Johann wußte, daß es meist Verwandte und Freunde waren, so ließ er sich nicht täuschen. Jede Dummheit, die ihm in den Versen entschlüpft war, machte ihn erbeben und zerriß ihm die Ohren; dann schämte er sich, so daß ihm ganz heiß wurde, und ehe der Vorhang fiel, rannte er hinaus auf den dunklen Marktplatz. Er war ganz vernichtet. Der Angriff auf die Priester war dumm und ungerecht; die Verherrlichung der Armut sowie der Hohen kam ihm unrichtig vor, seine Schilderung des Verhältnisses zum Vater war cynisch. Sich so wegzuwerfen! Es war ihm, als sähe er seine Scham, und die Scham war das Gefühl, das bei ihm am stärksten ausgeprägt war. Die Schauspieler schienen ihm dagegen gut zu sein. Die Aufführung war stimmungsvoller, als er sich träumen ließ. Alles war gut, ausgenommen das Stück. Er irrte dem Norrstrom zu und wollte sich ertränken.

Was ihn am meisten erregte, war der Umstand, daß er seine Gefühle so offenbart hatte! Wie kam das? Und warum war das ein Grund, sich vor der Gesellschaft zu schämen? Warum sind die Gefühle so heilig? Vielleicht darum, weil die Gefühle in der Gesellschaft falsch sind, weil deren Ausdruck nur eine physische Erregung ist, mit der die Persönlichkeit in keinem Zusammenhang steht.

Wenn das wirklich wahr wäre, dann schämte er sich wie der Alltagsmensch darüber, daß er so unwahr wäre und sich verkleidet sehen ließ.

Es gilt für schön und verdienstvoll, wenn sich jemand durch den Anblick eines leidenden Mitmenschen rühren läßt, aber bei näherer Betrachtung stellt sich dieses Gefühl doch nur als der Widerschein einer Rührung heraus. Man stellt sich das Leid des andern als sein eigenes vor, und so lebt man das eigene Leid noch einmal mit. Eines Anderen Thränen können uns zum Weinen bringen, gerade wie eines Anderen Gähnen uns zum Gähnen reizt. Nichts weiter. Johann schämte sich darüber, daß er gelogen hatte, und daß er sich selbst dabei ertappt hatte. Aber das Publikum ertappte ihn nicht.

Niemand ist ein so unbestechlicher Kritiker als der Theaterschriftsteller, wenn er sein eigenes Stück sieht. Er läßt nicht ein Wort dem Siebe entschlüpfen. Er schilt nicht den Schauspieler, den bewundert er gewöhnlich, weil er seine Dummheiten mit so vielem Geschmack aussprechen kann. Und das Stück kam Johann dumm vor. Es war auf ein halbes Jahr angesetzt; vielleicht würde er darüber hinauswachsen.

Es wurde noch ein Nachspiel gegeben, das zwei Stunden in Anspruch nahm. Während der ganzen Zeit irrte er draußen im Dunkeln in den Alleen umher und schämte sich.

Er hatte mit den Freunden und Verwandten ein Zusammentreffen im Hotel du Nord verabredet, aber er blieb aus. Er sah, wie sie herumliefen und ihn suchten, aber er wollte sich nicht finden lassen. Und sie gingen

wieder hinein, um das Nachspiel zu sehn. Endlich war das Theater aus. Die Menge strömte hinaus und zerstreute sich in den Alleen. Er mischte sich unter sie, um so unbemerkt sein Urteil zu hören.

Schließlich sah er eine einzelne Gruppe, die unter dem Regendach des Theaters stehen blieb. Sie schauten in alle Richtungen; sie riefen ihn. Schließlich trat er zu ihnen, bleich wie eine Leiche und finster.

Sie gratulierten ihm zu dem Erfolge. Man hatte applaudiert, und das war ganz gut. Das Urteil derer die in der Nähe gesessen hatten, wurde wiederholt, und sie beruhigten ihn. Darauf wurde er einfach beim Kragen genommen, in einen Keller geführt und zum Essen und Trinken gezwungen, und dann zog er mit zu einigen Mädchen.

„Das wird Dir gut thun, Du alter Schwarzseher,“ sagte ein Großhändler.

Und er fühlte sich bald von seiner Himmelfahrt heruntergerissen.

Wie kannst Du so trübsinnig sein, nachdem Du erreicht hast, daß Dein Stück am königlichen Theater gespielt wird?“

Ja, das konnte er ihnen auch nicht sagen. Sein sehnlichster Wunsch war erfüllt, aber das war es augenscheinlich nicht, was ihm fehlte. Der Gedanke daran, daß es doch jedenfalls eine Ehre wäre, tröstete ihn nicht.

Am folgenden Morgen ging er in einen Laden und kaufte die Morgenzeitung. Er schnitt sie auf und las, daß das Stück eine schöne Sprache hätte, und da der

Verfasser seinen Namen nicht genannt hätte, so nähme man an, daß es von einem bekannten Kunstkritiker wäre, der die Künstlerwelt in Rom gut studiert hätte. Das war ein Kompliment und frischte die Laune etwas auf.

Zur Mittagszeit fuhr er nach Upsala, wo ihn der Vater bei einem Priester in Kost gegeben hatte, damit er so unter gebührender Aufsicht seine Studien vollenden könnte.

X.

Zerrissen.

(1870.)

Die Pension bot Gelegenheit zu einem großen täglichen und ausgedehnten, vielleicht allzu ausgedehnten Verkehr. Da waren Studenten jedes Alters und jeder Fakultät und aus allen Provinzen, vom Theologen bis zum jungen Mediziner und Juristen. Auch Frauenzimmer wohnten im Hause, aber Johann war nun zum achten Male verliebt und abermals in eine Unerreichbare, die verlobt war. Der ausgedehnte Verkehr überbürdete gleichsam das Gehirn mit Eindrücken aus allen Kreisen, und der ganze Mensch fühlte sich schlaff und zerschlagen durch all dies Aussprechen und Verhandeln der verschiedenen

Ansichten, wie der Umgang das so mit sich bringt. Außerdem wurde viel getrunken, fast jeden Abend.

An einem der ersten Tage nach seiner Ankunft kam die Kritik der Abendzeitungen über das Stück zum Vorschein. Die eine war sehr scharf. Sie war gerecht und grade darum, weil sie wahr war, fand Johann sie ganz fürchterlich. Er fühlte sich seiner Umhüllung beraubt, durchschaut. Der Verfasser hätte seine unbedeutende Person hinter einen großen Namen (Thorwaldsen) versteckt, und das Kostüm stände ihm nicht. Und so weiter. Er war ganz bankrott. In solcher Not denkt man auf Selbstverteidigung, und er stellte einen Vergleich an mit andern plundrigen Stücken, die von demselben gestrengen Herrn gerühmt worden waren. Er fand die Behandlung ungerecht. Und in Bezug auf den Vergleich war sie auch ungerecht, aber an sich, von allem andern abgesehen, war sie gerechtfertigt. Das Stück konnte dadurch nicht besser werden, daß der Kritiker schlechter wurde. Johann wurde nun scheu und wild. Dazu kam, daß sie bald darauf in der Landsmannschaft über ihn und das Stück scherzten. Nun glaubte er überall Hohn und spöttisches Lächeln auf den Gesichtern zu lesen, und er ging nur noch durch die Nebenstraßen.

Darauf aber folgte ein Schlag, der ihn noch härter traf. Ein Freund hatte in eigenem Verlag sein erstes freigeistiges Stück drucken lassen. Und nun kam in einer Abendstunde ein Bekannter mit der gehaßten Abendzeitung zu Rejd herauf. In dem Blatt stand ein höhnender Artikel über das Stück, das verlacht und heruntergerissen wurde. Johann wurde gezwungen, den Artikel in Gegen-

wart der Kameraden zu lesen. Er mußte gegen seinen Willen anerkennen, daß alles wahr wäre, aber das erregte ihn ganz gewaltig. Warum ist es so schwer, von andern die Wahrheit zu hören, da man selbst doch so strenge gegen sich sein kann? Vielleicht darum, weil daraus Verantwortlichkeit und Unbequemlichkeit hervorgeht. Man fühlt sich überlistet, ausgeforscht. Derjenige, der so in Ruhe dasitzt und alles entlarvt, würde sich wie beraubt fühlen, wenn sein eigenes Geheimnis ans Tageslicht gebracht würde. Das Zusammenleben ist ein falsches Spiel, aber wer will sich verraten lassen! Daher kommt es auch, daß wir in einsamen Stunden, wenn das Vergangene unbestechlich in unserer Erinnerung aufsteigt, nicht unsere Fehler, wohl aber unsere Dummheit und unsern natürlichen Grimm bereuen. Der Fehler mußte da sein, er war hervorgerufen durch die Notwendigkeit und war sogar von einem gewissen Nutzen, die Dummheiten aber, die schadeten und konnten unterbleiben. Und der Mensch erweist dadurch der Intelligenz eine größere Ehre als der Moral, denn die erstere ist eine Realität, die letztere eine listige Fabel. Hilf Dir durchs Leben mit Deiner Intelligenz und täusche, dann schütze die Moral (gegen Dich), so wird es Dir leichter, von Grund aus zu siegen und die Moral zu durchbrechen. Darum ist auch das moralische Streben unserer Zeit nach Sittlichkeit und Opferfreudigkeit eine Bewegung der oberen Klasse, und dadurch sollen die sich heranwälzenden Massen zurückgehalten werden.

Inzwischen empfand Johann Schmerzen, wie nach seiner Meinung nur ein Verbrecher sie haben könnte. Und er wurde nun dazu getrieben, so bald als möglich den Ein=

druck seiner Dummheit zu verwischen. Er fühlte aber auch die Ungerechtigkeit, die in diesem Vorgehen gegen ihn lag, denn er wurde als Kraft vollständig verdammt, und dabei war doch sein Erzeugnis jährig geworden und er also auch gereifter. Aber das war nicht der Fehler der Rezensenten.

Es bestand also ein Mißverhältnis zwischen dem Urteil und dem Corpus delicti. Er warf sich nun auf ein Trauerspiel, „der Opferdiener", das in künstlerischer Form das Christentum behandeln und dasselbe Problem und denselben Konflikt lösen sollte. Künstlerisch hieß in jener Zeit ein Stück, dessen Handlung der Verfasser in eine vergangene Zeit verlegte, um die Wirkung hinreißend zu gestalten. Angetrieben durch Oehlenschläger und die isländischen Sagen, die er jetzt im Urtext las, schrieb er den „Opferdiener". Aber er hatte einen schweren Gewissenskampf, denn sein Vater hatte ihm das Versprechen abgenommen, daß er nichts schreiben würde, bevor er sein Examen abgelegt hätte, und er mußte eine List ersinnen, wie er nach seinem Wohlgefallen und nicht nach der Willkür Anderer leben könnte. Aber er erstickte alle Bedenklichkeiten mit dem Gedanken, daß sein Vater schon zufrieden sein würde, wenn er mit einem großen und plötzlichen Resultat vor ihn träte. Und das konnte wahr werden.

Aber andere, neue Ereignisse griffen in sein Leben ein und wirkten bestimmend auf seine Gemütsverfassung und auf seine Arbeit. Das waren zwei Bekanntschaften, ein Schriftsteller und eine andre Persönlichkeit. Unglücklicherweise waren beide Abnormitäten, Ausnahmefälle, und sie waren daher nur störend für seine Entwicklung.

Der Schriftsteller war Sören Aaby Kierkegaard.

Dessen „Entweder—oder“ hatte Johann sich von einem Vereinsbruder geliehen, und nun las er es mit Furcht und Zittern. Die Kameraden hatten es auch gelesen und fanden es genial und bewunderten den Stil, aber weiter ließen sie es nicht auf sich wirken, was beweist, daß die Bücher schwerlich wirken, wenn sich die Leser dem Verfasser nicht verwandt fühlen. Auf Johann übte es den beabsichtigten Eindruck aus. Er las den „ersten Teil des Ästhetikers A.“ Er war entzückt, und doch fühlte er sich immer unlustig, wie vor einer schweren Krankheit. Und als er den ersten Teil durgelesen hatte, war er wirklich taub und verzweifelt, aber noch mehr aufgerüttelt. In dem „Tagebuch eincs Verführers“ sah er dic Phantasien eines Impotenten oder eines geborenen Onanisten, der niemals ein Mädchen täuschte. Auf diese Weise ging es nicht. Überdies war Johann kein Genußverehrer, er gehörte im Gegenteil zu den Asketen und Selbstquälern, und eine so egoistische Genußlust wie A.'s, war darum unvernünftig, weil das Leiden, das er durch die Befriedigung seiner Begierden hervorrief, ihm unwillkürlich Schmerzen zuziehen mußte. Tiefer drang „des Ethikers Predigt von dem Leben als Pflicht und Aufgabe“, und er ersah hieraus, daß er in dieser Hinsicht ein Ästhetiker war, der die Schriftstellerei als Genuß auffaßte. Es sollte wie eine Pflicht aufgenommen werden. Warum? Ja, da fehlte der Beweis; und Johann, der nicht wußte, daß Kierkegaard Christ war, sondern das Gegenteil glaubte, denn er kannte seine „Erbauliche Rede“ nicht, schmuggelte nun die christliche Sittenlehre bei sich ein, mit der Opferpflege und der Pflichtliebe. Und so schlich sich der Begriff Sünde wieder ein und der Glaube, daß Genuß Sünde wäre, daß es des Menschen

Pflicht wäre, seine Pflicht zu erfüllen. Warum? Um der Gesellschaft willen, der man Dankbarkeitsschulden zu entrichten hatte? Nein, darum, weil es Pflicht war. Es war ganz einfach Kants kategorischer Imperativ. Als er nun mit „Entweder — oder" zu Ende war und fand, daß auch der Ethiker, der Sittliche, verzweifelt war, und daß die ganze Pflichtlehre nur für Philister wäre, da war sein ganzes Inneres zerrissen. Nein, lieber Ästhetiker! Ja, aber man konnte nicht Ästhetiker sein, wenn man fünfsechstel seines Lebens Christ gewesen war, und man konnte nicht Ethiker ohne Christus sein. So wurde er nun wie ein Ball zwischen beiden Polen hin- und hergeworfen, und schließlich war er ganz verzweifelt. Hatte er nun die „Erbauliche Rede" begriffen, so mußte er es möglich machen, einen Schritt zum Christentum hin zu thun, aber es war schwer sich zu entschließen und Christus wieder aufzunehmen. Das wäre grade so gewesen, als wollte man sich einen ausgezogenen Zahn, den man mit Vergnügen ins Feuer warf, mit der Zahnzange wieder eineinsetzen. Es war auch nicht möglich, mit der Erkenntnis, daß „Entweder — oder" nur eine Peitsche am Kreuz wäre, das ganze Buch als eine Jesuitenschrift zu verwerfen und sich dann als gerettet zu betrachten. Zwischen Ästhetik und Ethik schwankte er hin und her. Zum Paradoxen oder zu Christus sich wenden konnte er nicht, denn das hieße Vernichtung oder Wahnwitz. Kierkegaard predigte den Wahnwitz. War dies die Verzweiflung über die zu deutlich hervorgetretene Erkenntniß, daß das Bewußtsein immer bestehen würde? War es die Sehnsucht, die Bewußtlosigkeit des Rausches zu durchschauen?

Johann hatte genugsam den Kampf zwischen seinem Willen und dem der Anderen empfunden. Er hatte dem Vater dadurch Sorgen bereitet, daß er seine Pläne durchkreuzte, doch beruhte das auf Gegenseitigkeit; und das ganze Leben besteht aus einem Gewebe von sich kreuzenden Willensgewalten: des einen Tod — des andern Brot, und des einen Glück — des andern Leid. Genuß und Leiden im ewigen Wechsel und Streit. Seine Sinnlichkeit oder Genußsucht hatte niemand gekränkt und Niemand Sorgen bereitet. Er ging zu den öffentlichen Mädchen, die keinen höheren Wunsch kannten, als sich zu verkaufen, er hatte niemals eine Unschuld verführt und war niemals davongelaufen, ohne zu bezahlen. Er war war moralisch aus Gewohnheit oder Instinkt, aus Furcht vor den Folgen, aus Geschmack, aus Erziehung, aber grade das, daß er sich nicht unmoralisch fühlte, war ein Mangel, eine Sünde. Nachdem er „Entweder — oder" gelesen hatte, fühlte er sich sündig. Der kategorische Imperativ schlich sich unter einem lateinischen Namen und ohne Kreuz auf dem Rücken heran, und er ließ sich täuschen. Er sah nicht, daß es zweitausend Jahre Christentum waren, die sich nur verkleidet hatten.

Indessen würde Kierkegaard nicht so tief eingegriffen haben, wenn nicht gerade eine Menge Umstände mitgewirkt hätten. Kierkegaard predigte in dem Brief des Ästhetikers das Leiden als einen Genuß. Johann überwand den öffentlichen Hohn; er überwand die Schmerzen, die durch seine schwere Arbeit hervorgerufen wurden; er überwand die unerwiderte Liebe, den unbefriedigten Geschlechtstrieb, da es

in Upsala schwer war, Mädchen zu finden; er überwand den Trunk, denn er war nur einen Abend um den andern berauscht; er überwand den Seelenkampf und den Zweifel in Bezug auf seine Kunstthätigkeit; er überwand Upsala mit der häßlichen Landschaft, die Examenbücher und das schlechte Gewissen, als er nicht mehr studierte, sondern schrieb. Aber diesem allem lag auch etwas Anderes zu Grunde. Er war zu strenger Arbeit und Pflicht erzogen. Nun lebte er gut, sorglos und eigentlich genießend. Das Studieren war ein Genuß, die Schriftstellerei mit all ihren Leiden war ein unerhörter Genuß, das kameradschaftliche Leben war ein immerwährendes Fest und lauter Lustbarkeit. Sein Unterklassenbewußtsein erwachte und sagte ihm, daß es nicht recht wäre zu genießen, wenn andere arbeiten; seine Arbeit war ja Genuß, denn sie führte die höchste Ehre und vielleicht Geld mit sich. Daher sein beständig schlechtes Gewissen, das ihn ohne Ursache verfolgte. Meldete sich bereits bei ihm die erwachende Erkenntnis von seiner unerhörten Schuld? Die niedere Klasse arbeitete wie ein Sklavenvolk, während er genoß. Erwachte bei ihm dunkel jenes Rechtsgefühl, das in unsern Tagen so manche Mitglieder der oberen Klasse ergreift, die das erworbene Kapital nicht vergeuden, sondern Zeit und Mühe opfern für die Verbesserung der Unterklasse, die aus freiem Antrieb arbeiten, obwohl sie wissen, daß es gegen ihr eigenes Interesse ist, nur um recht zu handeln? Möglicherweise! Aber Kierkegaard war nicht der Mann, den Mißton zu lösen. Erst den Evolutionsphilosophen war es vorbehalten, zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, zwischen Genuß und Pflicht Frieden zu stiften. Sie sollten das hinterlistige „Entweder — oder“

streichen und das „Sowohl als auch" verkünden, dem Fleisch das seine geben und dem andern auch.

Kierkegaards wirkliche Bedeutung trat erst mehrere Jahre später klar hervor, als er einsah, daß ihm nur der ganz einfache Leser, der Ultrachrist blieb, der zweitausendjährige orientalische Ideale in der modernen Gesellschaft verwirklichen wollte. Aber in einem Falle hatte Kierkegaard Recht. War dies das wahre Christentum, so sollte es ordentlich sein; das „Entweder — oder" galt doch hier nur für die Priester der Kirche, die sich Christen nannten.

Weiter sah er nicht, und man konnte von ihm, der sein Buch 1843 schrieb und streng religiös erzogen worden war, nicht verlangen, daß er so sagen sollte: entweder das Christentum so wie hier oder gar keins; in diesem Falle hätte man wahrscheinlich gar keins gewählt. Nun sagte er so: ob Du Ästhetiker oder Ethiker bist, so mußt Du Dich rückhaltlos in Christi Arme werfen. Das Falsche darin war, daß man die Ethik und die Ästhetik einander gegenüber stellte, denn diese Gebiete können sehr gut miteinander harmonieren. Aber Johann konnte sie durchaus nicht zusammenbringen, bevor er nach endlosem Kampfe mit zweiunddreißig Jahren einen Kompromißversuch anfing, und nachdem er eingesehen hatte, daß Arbeit und Pflicht auch zum Genuß gehören, und daß selbst das Vergnügen zu rechter Zeit, auch eine Pflicht sei.

Indessen quälte ihn das Buch wie ein Alpdrücken. Er wurde böse, wenn die Kameraden ihn unter die Litteraten zählen wollten. Es half nichts, daß sie ihn in sein Reich

einsetzten, seinen Stil über Goethes Faust setzten, den er unleugbar manchmal übertraf. Johann konnte damals noch weniger verstehen, daß der Säulenheilige Kierkegaard aus sich selbst schöpfte, als er den „Teil A" schrieb, und daß „Der Verführer" und „Don Juan" der Verfasser selbst wäre, der seine Begierde in der Phantasie stillte. Nein, er glaubte, es sei erdichtet.

So hatten alle Umstände in Johanns Leben sich so gestaltet, daß Kierkegaards Einfluß bei ihm ein reiches Feld vorfand, dazu kam noch die oben angedeutete Bekanntschaft, die keine Rolle weiter gespielt haben würde, wenn nicht der Boden schon so gut bearbeitet worden wäre, denn auf die andern Kameraden wirkte er schließlich nur lächerlich. Damit verhielt es sich indessen so. Bruder Thurs, der Sohn Israels, kam eines Tages und erzählte, daß er die Bekanntschaft eines Genies gemacht hätte, das in den Verein einzutreten wünschte.

„Ach, ein Genie!"

Keiner von den Vereinsbrüdern wagte, sich zu den Auserwählten zu zählen, nicht einmal Johann, und es ist sehr zweifelhaft, ob irgend ein Dichter eigentlich glaubt oder fühlt, es zu sein. Man kann nach angestellten Bemühungen herausfinden, daß man Besseres als andere schaffen könne, ein guter Verstand kann natürlich erkennen, daß er mehr versteht als andere, aber ein Genie, das ist doch etwas Besonderes; gewöhnlich wird niemand vor seinem Tode als Genie anerkannt, und das Wort kommt ganz aus dem Sprachgebrauch, seitdem die Entwicklungsgeschichte des Genies ans Tageslicht gezogen worden ist.

Die neue Erscheinung rief Bewegung hervor, und der

Unbekannte wurde unter dem Namen „Eis“ gewählt. Er wäre kein Poet, hieß es, aber ein Gelehrter und ein starker Kritiker.

So kam Johann eines Abends mit Thurs in die Versammlung. An der Thür stand eine kleine, dünne Person, ohne Überrock, wie ein Arbeiter in der Feierstunde gekleidet. Die Kleider sahen aus, als hätte er sie geliehen, denn die Ellenbogen und Kniee saßen an der unrechten Stelle (diese Bemerkungen wurden sogleich von Johann gemacht, da er selbst abgelegte Kleider trug). In der Hand hielt er einen biersuppenfarbigen, schmutzigen Hut, wie man ihn sonst nur beim Leierkastenmann sieht. Sein Antlitz sah aus wie das eines südländischen Rattenfallenverkäufers. Das schwarze Haar hing auf die Schultern hernieder, und das Gesicht war mit einem schwarzen Bart bewachsen, der bis auf die Brust fiel.

„Ist es möglich,“ fragte man sich, „daß das ein Student ist?“

Er glich allem andern eher und sah aus, als wäre er vierzig Jahre alt, er war aber erst dreißig.

Er stand wie ein Bettler mit dem Hut in der Hand an der Thür und wagte sich kaum weiter. Nachdem Thurs in ins Zimmer gezogen und vorgestellt hatte, wurde die Versammlung für eröffnet erklärt. Eis fing an zu reden, und man hörte zu. Er hatte eine Weiberstimme, die bisweilen zu einem unverschämten Geflüster herabsank, gleichsam als ob der Redner Todesstille verlangte, oder als ob er für seine eigene Not spräche. Es würde schwer sein zu wiederholen, was er sprach, denn es handelte über alles, was er gelesen hatte, und da er zehn Jahre länger

las als die zwanzigjährigen, fanden sie ihn bewundernswert in seiner Gelehrsamkeit. Darauf las jemand ein Gedicht vor. Eis sollte sich darüber äußern. Er fing mit Kant an, berührte Schopenhauer und Thackeray und hörte mit George Sand auf. Aber niemand merkte, daß das nichts mit dem Gedicht zu thun hatte. Darauf ging man hinaus und herein. Eis sprach immerfort über Philosophie, Ästhetik, Weltgeschichte, bisweilen mit einem traurigen Ausdruck in den schwarzen, unbegreiflichen Augen, die niemals auf der Gesellschaft ruhten, sondern ein unsichtbares Publikum in weiter Ferne und unbekanntem Raume zu suchen schienen. Der Verein lauschte andachtsvoll, entzückt.

Nun sollte man Johanns Urteil über ihn hören. Er und einer der poetischen Brüder bezweifelten stark seine Berufung. Oft, wenn sie viel tranken, fragten sie einander, ob sie glaubten? Damit meinte man, ob die einen glaubten, daß der andre zum Dichter berufen sei. Es war derselbe Zweifel wie damals, als Johann dahinging und zweifelte, ob er ein Kind Gottes sei. Nun sollte Eis den „Opferdiener“ lesen und sein Urteil darüber aussprechen. Johann ging eines Morgens zu ihm hinauf, um sein Urteil zu hören.

Eis sprach bis Mittag. Worüber? Ueber alles. Aber er hatte nun Johannes Seele gefaßt. Er kannte die Fäden nach Hörensagen von Thurs, und nun zog er daran nach Wohlgefallen. Nicht aus Sympathie wühlte er so in seinem Innern, sondern aus einer Art Spinnenbegierde. Ueber das Stück äußerte er sich nicht direkt, sondern er entwarf den Plan zu einem neuen nach seinem Sinn. Er wirkte wie ein Magnetiseur, und Johann war geblendet,

aber er ging verzweifelt von ihm, als ob der Freund in seiner Seele umgerührt, sie zerpflückt und die Stücke dann weit von sich geworfen hätte, nachdem er seine Neugierde befriedigt.

Aber Johann kam wieder, saß auf dem Sofa des weisen Mannes, lauschte seinem weisen Worte wie dem des Orakels und fühlte sich vollkommen in seiner Macht. Manchmal meinte er, es sei ein Geist, wenn er auf dem Teppich herumwanderte und sein Körper in den Tabakswolken verschwand. Er wirkte, wie man zu sagen pflegt, dämonisch, das heißt, unerklärlich, beim ersten Anblick. Er hatte kein Blut in den Adern, keine Empfindung, keinen Willen, kein Begehren. Er war ein redender Kopf. Sein Standpunkt beruhte auf nichts und auf allem. Er war ein Präparat von Büchern, und der Mann war der Typus eines Büchergelehrten, der niemals in der Wirklichkeit lebte.

Zuweilen wenn die Brüder beisammen waren, sprachen sie über Eis. Thurs war seiner schon überdrüssig, und hegte die geheime Vermutung, daß er irgend ein Verbrechen begangen haben müßte, da er von einer beständigen Unruhe getrieben zu sein schiene. Dann kam an den Tag, daß er Dichter wäre, daß er seine Gedichte aber nicht zeigen wollte, weil er von der Dichtkunst zu hoch dachte. Weiter verwunderten sich alle darüber, daß sie in der Wohnung des gelehrten Mannes nicht ein Buch fanden. Und so fragten sie sich, weßhalb er Jünglinge aufsuchte, denen er so überlegen war, und deren Gedichte er verachten mußte. Die Jünglinge, die selbst am Ende der Romantik standen, erkannten den blutlosen Romantiker

nicht an, der festen Fuß auf der Erde verloren hatte. Sie sahen in den langen Haaren und in dem schmutzigen Hut nicht die Kopie von Murgers Bohemien. Sie wußten nicht, daß jene Zerrissenheit eine Pariser Mode war, und jene hohle Weisheit ein Gespinnst der deutschen Mystik, deren Experimentalpsychologie auf Kierkegaard zurückzuführen ist; sie wußten nicht, daß dieses interessante Wesen, das ein nicht begangenes Verbrechen, einen tiefen, heimlichen Kummer durchscheinen ließ, Byron entliehen war. Das verstanden sie nicht. Darum konnte auch Eis mit Johanns Seele spielen und ihn in seinem Netz umgarnen. Ja, Johann war so eingenommen und so umfangen von ihm, daß er sich in einer Rede Gamaliel nannte, der zu den Füßen Pauli (Eis) säße und Weisheit einatmete.

Die Folge davon war, daß Johann eines schönen Abends den „Opferpriester" verbrannte. Es war die Arbeit einer langen Zeit, die da ins Feuer wanderte. Als er die Asche aufnahm, weinte er. Ohne es ihm zu sagen, hatte Eis ihm bewiesen, daß er kein Dichter wäre. Also alles ein Mißgriff, auch das! Dazu kam die Verzweiflung darüber, daß er seinen Vater betrog und ohne irgendwelche Arbeit, die seine Versäumnis hätte rechtfertigen können, nach Hause kommen mußte.

In einem Anfall von Reue und um doch irgend ein Resultat aufweisen zu können, ging er hin und meldete sich fürs Latein an, ohne jedoch die erforderlichen Themata oder Uebungen geschrieben zu haben. Der Professor fand seinen Namen auf der Liste, erkannte ihn aber nicht wieder. Der Pedell kam eines Sonntags Abends, als Johann grade etwas angeheitert von einem Mittagessen zurückkam.

Johann ging kühn zum Professor und fragte, was er wolle.

„Der Herr hat sich für Latein angemeldet?"

„Ja."

„Aber ich sehe Ihren Namen nicht auf meiner Liste."

„Ich habe mich früher als Mediziner eingeschrieben."

„Das gehört nicht hierher. Sie müssen sich nach dem Gesetz und der Verfassung richten."

„Ich kenne das Gesetz über die drei Aufgaben nicht."

„Ich glaube, Sie sind unverschämt!"

„Das mag so scheinen!"

„Hinaus! Herr oder . . ."

Die Thür wurde geöffnet, und Johann war hinausgejagt. Er schwor darauf, daß er doch zum Latein kommen würde, aber am folgenden Morgen verschlief er die Zeit.

So waren alle Brücken abgebrochen.

Eines Morgens kam ein Freund und weckte ihn.

„Weißt Du, daß W. tot ist!" W. war ein Pensions- und Tischkamerad.

„Nein!"

„Ja, er hat sich den Hals abgeschnitten."

Johann sprang auf, kleidete sich an und rannte mit dem Kameraden nach Jernbrostraße, wo W. wohnte. Sie stürzten die Treppe hinauf und kamen in einen dunklen Flur.

„Ist es hier?"

„Nein, hier!"

Johann stieß auf eine Thür; dieselbe gab nach, fiel heraus und auf ihn. Im selben Augenblick sah er eine Blutlache auf dem Fußboden. Er kehrte um, ließ die

Thür los und erreichte die Treppe, hinter ihm erdröhnte der Fußboden.

Diese Scene rüttelte ihn furchtbar auf. Und er fing an zu grübeln. W. war vor einigen Tagen mit Johann im Carolinapark zusammengetroffen, wohin Johann ging, um in der Einsamkeit an seinem Stück zu arbeiten. W. kam heran und grüßte; er fragte, ob sie zusammen gehen wollten, oder ob er vielleicht störe. Johann antwortete aufrichtig, daß er störe, und W. ging und sah sehr bekümmert aus. War es das Versenken in die Einsamkeit, das eine Seele sucht, und das ihr abgeschlagen wurde? Johann fühlte sich zunächst schuldig an diesem Morde. Aber er war nicht zum Tröster geschickt.

Nun spukte der Tote bei Johann, und er wagte nicht mehr in sein Zimmer zu gehen, sondern schlief bei Kameraden. Eines Nachts war er bei Rejd. Dieser mußte das Licht brennen lassen und wurde mehrmals von Johann geweckt, der nicht schlafen konnte.

Eines Tages wurde er von Rejd bei seiner Flasche mit Blausäure überrascht. Rejd stellte sich an, als sei er mit dem Selbstmordplan einverstanden, schlug aber vor, erst noch einen Abschiedsbecher zu trinken. Sie gingen nach Novum, bestellten acht Toddy, die auf einen Präsentierteller angerichtet wurden. Sie tranken vier, jeder in vier Zügen; nach jedem wünschte Rejd dem Freunde, daß er bald eine „Leiche" sein möchte. Darauf wurde er nach Hause gebracht, aber da die Hausthür zugeschlossen war, über einen Bauplatz geführt und auf eine Planke geworfen. Da blieb er im Schneetreiben liegen, bis er wieder zu sich kam, und dann kroch er auf sein Zimmer.

Einige Tage darauf, in der letzten Nacht, die er in Upsala zubrachte, schlief er bei Thurs auf einem Sopha, während die Kameraden über ihn wachten und das Zimmer hell erleuchtet hatten. Sie wachten gutmütig bis zum Morgen, dann begleiteten sie ihn nach den Bahnhof und warteten, bis er im Coupé war. Als der Zug Bergsbrunna passierte, atmete Johann auf. Ihm war, als ob er etwas Häßliches, Unheimliches, etwa eine nordische Winternacht bei dreißig Grad Kälte hinter sich zurückließe, und er schwor, daß er nie in jene Stadt zurückkehren und sich dort häuslich niederlassen wollte, wo die Seele, aus dem Leben und aus der Gesellschaft verwiesen, durch die Ueberproduktion der Gedanken in Fäulnis überzugehen drohte und zerfressen wurde von der Grundsäure, die keinen Abfluß findet, sich entzündet wie Mühlsteine, die trocken mahlen.

XI.

Idealismus und Realismus im Jahre 1871.

(1871.)

Als Johann zu seinen Eltern nach Hause kam, fühlte er sich so geborgen, als wenn er nach einer stürmischen nächtlichen Bootfahrt ans Land gestiegen wäre. Und er schlief wieder ruhig in seinem alten Feldbett in der Kammer der Brüder. Hier sah er nun ruhige und geduldige Menschen, die kamen und gingen, arbeiteten und schliefen, immer zu einer bestimmten Zeit, ganz auf derselben Stelle wie früher, ohne daß sie von Träumen oder ehrgeizigen Plänen beunruhigt wurden. Die Schwestern waren zu großen Mädchen herangewachsen und waren im Haushalt thätig. Alle arbeiteten, nur er nicht. Als er nun sein eigenes ausschweifendes, regelloses Leben, ohne Ruhe, ohne Frieden mit dem ihren verglich, da hielt er sie für glücklicher und besser. Sie nahmen es ernst mit ihrem Leben, sie verrichteten ihre Aufgabe und erfüllten ihre Pflichten ohne Geräusch und Prahlerei.

Er suchte nun alte Bekannte unter den Kaufleuten, Kontoristen und Schiffskapitänen auf, und sie alle machten

ihm einen neuen und belebenden Eindruck. Sie führten die Wirklichkeit wieder in seine Gedanken ein, und er fühlte wieder festen Boden unter den Füßen. Und damit stieg eine Verachtung in ihm auf gegen die falsche Idealität, grade so wie er das Unwürdige einsah, das in der Verachtung der Studenten gegen die Philister lag.

Dem Vater beichtete er nun einfach und offen, doch ohne Reue, sein elendes Leben in Upsala und bat ihn, zu Hause bleiben und von dort aus sein Examen machen zu dürfen, sonst wäre er verloren. Das that er, und nun entwarf er seinen Schlachtplan für den Frühjahrstermin. Zuerst sollte er eine lateinische Arbeit für einen geschickten Lehrer in Stockholm schreiben und dann im Frühjahr hinreisen und sich durchschlagen. Weiter sollte er eine Abhandlung schreiben zur Prüfung in der Ästhetik und sich gleichzeitig in der Materie zum Examen vorbereiten. Mit diesem Vorsatz fing er nun ein ruhiges Arbeitsleben an. Da kam Neujahr heran. Aber nun lag ihm die Niederlage des Stückes im Sinn, in dem er seine freien Gedanken niederlegen wollte, und der Freunde Nachfragen, ob sie nicht bald etwas Neues von ihm sehen würden, reizte ihn, so daß er beschloß, in vierzehn Tagen den „Opferdiener" in einen Einakter zu bringen. Und dann setzte er sich hin und studierte.

Zum April schrieb er die Probeschrift für seinen Lektor, und er schwor darauf, daß er durchkommen würde. Dann fuhr er nach Upsala. Der Vater sah mit Freuden, daß Johann sich so ganz sicher fühlte, aber er äußerte doch sein Bedenken, ob es nicht praktischer wäre sich zu

fügen und für den Professor zu schreiben. — Nein, das war nun einmal eine Prinzipienfrage und eine Ehrensache.

Beim Professor angekommen, wartete er, bis die Reihe an ihn kam und trat näher. Als der Alte seiner ansichtig wurde, errötete er und fragte:

„Nun, mein Herr, sind Sie wieder da?"

„Ja!"

„Was steht zu Ihren Diensten?"

„Ich möchte mich fürs Latein einzeichnen."

„Ohne eine Probearbeit geschrieben zu haben?"

„Ich habe die Probearbeit in Stockholm geschrieben — und ich will nur fragen, ob die Statuten mich berechtigen, mich zum Latein zu melden."

„Statuten? Fragen Sie den Dekan darnach: ich weiß nur, was „ich" verlange."

Johann ging und zwar direkt zum Dekan. Das war eine junge, lebhafte, sympathische Persönlichkeit. Johann brachte sein Vorliegen an und wartete den Verlauf ab.

„Ja, sehen Sie, mein Herr, die Statuten sagen gar nichts über den Fall, aber der alte P. läßt Sie auch ohne Statuten durchfallen."

„Das wollen wir sehen! Lassen Sie mich zum Latein zu, Herr Dekan? Das ist die Frage!

„Das kann ich nicht verweigern. Gehen Sie nur! Sie wollen dem Alten also Trotz bieten?"

„Ja, das denke ich!"

„Sind Sie denn so sicher?"

„Ja!"

„Nun, Glück auf!" sagte er und klopfte Johann auf die Schulter.

Er stellte sich zum Latein, schrieb und erhielt nach einer Woche das Telegramm, daß er genagelt wäre, d. h. durchgekommen. Einige schrieben diesen Ausgang nur dem Edelmut des Professors zu und mißbilligten Johanns unbefugtes Handeln, Johann aber hielt dafür, daß sein Fleiß und sein Wissen den Erfolg bedingt hätten, obwohl er nicht leugnen konnte, daß der Professor ein ehrlicher Mann wäre, der ihn nicht durchfallen ließ, obwohl die Macht dazu in seiner Hand lag.

Im Mai sollte das Tentamen vor sich gehen. Gegen alles Herkommen schickte er nun seine Abhandlung durch die Post hin und bat, ihm das Ergebnis mitzuteilen.

Die Abhandlung war betitelt „Hakon Jarl" und drehte sich um Idealismus und Realismus. Sie ist von 1871 datiert und ein wichtiges Dokument aus des Verfassers Entwicklungsgeschichte; sie kann vielleicht auch als ein kleiner Beitrag zur Zeitgeschichte dienen, darum soll sie hier im Ganzen abgedruckt werden mit dem nötigen Kommentar darunter.

„Hakon Jarl oder Idealismus und Realismus.“

(1871.)

A. an B.

Thorshammar im Göjemonat 18 . .

Wann kann ich mich auf mein ästhetisches Urteil verlassen? Es ist das eine Frage, die mich lange beunruhigt, die ich aber jetzt gelöst zu haben glaube. Höre und antworte mir dann, ob ich irrte!

Es war vor einem Jahre; ich besuchte das Nationalmuseum, um die niederländischen Maler zu studieren. Der Tag war neblig, die Stimmung gedrückt, nichts packte mich. Rubens' rosenrotes Fleisch unter dem tiefblauen Himmel in den grünen Hainen ärgerte mich, und Ariadne — welche Masse! — und Rembrandt, der ernste Meister, wie konnte er sich zu solcher Effekthascherei herablassen? Da sitzt der heilige Anastasius, lesend — warum? Ja, damit das Licht einen Gegenstand findet, über den es sich ergießen kann. Und der unerträgliche Teniers mit seinen schmutzigen Gastwirten und Bierfiedlern und den ewigen Tabakspfeifen — wahrlich, er läßt nicht zum Spaß immer einen Laden in der Wand offen stehen. Doch, Teniers

kam mir weit reicher vor als Rembrandt, denn wenn Rembrandt ein Fenster öffnete, so geschah es immer, um das Licht herein zu lassen, während Teniers nur ein wenig von dem holländischen Knaster hinaus lassen wollte. Und Ruysdael mit seiner besudelten Leinwand, seinen langweiligen Landschaften, warum läßt er immer die Wolken sich zerteilen? Aber nein, diese Wolken behagten mir, sie paßten vortrefflich zu meiner Stimmung. Ich schlug den Katalog auf, No. 00: Landschaft mit einem Weg durch den Waldpark; im Vordergrunde Landleute und ein Schimmel mit einem Karren. Ich sah wirklich den Weg und den Schimmel und die Landleute; ich sah noch einmal nach dem Gemälde und empfand ein eigentümliches Wärmegefühl ums Herz herum. Ich setzte mich vor das Gemälde hin, ich hörte nichts von allem, was um mich herum vorging, aber ich hörte, wie die Regentropfen von einem Blatt auf das andere fielen, jedesmal, wenn der Wind die Bäume schüttelte. Ich sah, wie die Baumwipfel sich vor einander verneigten; ich sah den Weg durch den Park. Da ging ein Mann, vom Alter gebeugt. Nun kam er an einer alten, krummen, entlaubten Birke vorüber. Reicht euch die Hand, ihr beiden Alten! Wie er gegen den Sturm ankämpft! Der Weg schlängelt sich durch den Park; es wird Tag zwischen den Bäumen; die Fläche, die grenzenlose, erscheint einen Augenblick in der Ferne. Wohin gehst Du, Alter? In die Unendlichkeit. Fürchtest Du Dich vor den Sturmwolken? Sieh da hinauf! Das ist ein Loch da oben in der schwarzen Gefängnismauer; siehst Du den blauen Himmel durchblicken? Mut, Trost und Hoffnung, bald liegt er offen und klar vor Deinen

Augen, und Du sollst dahinfliegen wie der Habicht, den Du über Deinem Haupte kreisen siehst. —

Da fließt ein Bach. Woher kommst Du? Wohin gehst Du? Wirst Du in den Wald geführt, oder bist Du nur eine Thräne, die der Himmel am Tage weinte, und die die Sonne am Morgen trocknen soll? Etliche Reisende sind stehen geblieben. Weilet, Wanderer, der Greis muß weiter, er wandelt von dannen. Immer weiter, der Ebene zu. — — —

Es schlägt drei Uhr, ich muß gehen, aber erst ein Gebet um Verzeihung zu Dir, der Du zeigst, daß der Geist im Fleische wohnt, und zu Dir, der Du das Licht vom Himmel sandtest und es über die Menschen scheinen lässest, und zu Dir, der beweiset, daß die Idee, daß Gott auch mit falschen Spielern an demselben Tische sitzen könne, und daß die Poesie nicht nur in Christi Grab und in den Lorbeerhainen von Hellas wohne, sondern auch in der armseligsten Schenke!

Warum erwachte mein Gefühl bei Ruysdael erst? Ich glaube, weil ich meine zufällige Stimmung in ihm wiederfand! Aber wenn ich andere soeben falsch beurteilte, wie kann ich sicher sein, daß ich Ruysdael richtig beurteilte? Soll ich mich kalt verhalten und überlegen? Fort damit! Nein, ich will das Kunstwerk genießen, dazu ist es ja da, und ich habe in diesen Tagen unendlich genossen; der Poesie ganze reiche Welt hat sich mir eröffnet, der Geist der nordischen Natur hat mich durchdrungen, ich habe der Meerfrau Lied auf den grünen Wogen gelauscht, ich habe mit Balder die verlorene Nanna beweint, ich habe mit der Nachtigall über die Kürze des Sommers geklagt und

hörte das winterliche Kaminfeuer Sagen erzählen von den großen Thaten hingeschwundener Zeiten, da der Norden noch eins war, ich habe Oehlenschläger gelesen, ich habe „Hakon Jarl“ gelesen!!!

Was soll ich anfangen, was beschließen? Mein Urteil würde sich zum Dithyrambus gestalten, wenn ich ein Dichter wäre, aber so —! Warum wird des Nordens größter Sänger nicht mehr gelesen? Warum werden seine Tragödien nicht bei uns gespielt? Von seinen sechsundzwanzig Tragödien sind nur fünf aufgeführt worden. Warum werden seine Werke nicht im Bücherladen gefunden? Wenigstens konnte man Oehlenschläger in Stockholm nicht kaufen, als ich zuletzt da war. Hiermit frage ich alle Menschen, ob sie „Hakon Jarl“ gelesen haben. Noch habe ich keinen jungen Mann getroffen, der ihn kennt, und der Greis antwortet ein kurzes Ja, zuckt mit den Schultern und erinnert sich nicht mehr an die schöne Stelle im ersten Akt, wo Odins Bild herunterstürzt. Hat er denn dies Vergessen, das mir schrecklich erscheint, verdient? Warum haben unsere dramatischen Schriftsteller ihn nicht studiert, ihn, dessen Sang lieblich ist wie ein Frühlingstag am Sund und kraftvoll wie Schilderklang!

Was hat die Kritik über „Hakon Jarl“ gesagt? Sie kann gewiß nichts zu tadeln finden, und wenn sich kleine Fehler mit eingeschlichen haben, was will das bei einem so großartigen Knnstwerk wohl sagen? Ist der Apoll von Belvedere nicht schön, obwohl der Kopf nicht richtig zwischen den Schultern sitzt? Ja ich, vielleicht ein Unwürdiger, ich erkläre mich für Hakon! Ritter und Männer wer tritt in die Schranken, eine Lanze mit mir zu brechen?

Ich sehe Dein sarkastisches Lächeln, aber darauf war ich gefaßt, denn ich weiß, daß Du, wie alle Kritiker, Deine Lust darin findest, alles Große in den Staub zu treten.

Fürs erste ist Hakon ein Tendenzstück, das auf der höchsten Stufe steht, und gleichwohl sind die Helden keine abstrakte Darstellung von des Dichters Ideen. Wie mild ist nicht sein Christ Olaf, aber doch vergeht er sich; er ist also nicht fehlerfrei, das wäre ein Fehler. Wie grausam ist doch Hakon, der Heide, und doch wie menschlich, wie stark ist er, und gleichwohl wie schwach!

Wie herrlich ist die Exposition, um mich ans Technische zu halten, das Dir doch die Hauptsache zu sein scheint, und doch wie ungesucht! Zwei Sklaven sprechen miteinander, ganz gleichgültig, man wird so allmählich in die Tagesfragen eingeführt, die Situation wird erklärt, und Hakon geht über die Bühne. Merke! Er geht nur über die Bühne. Wieviel ist hier dem Schauspieler überlassen, und wie fein kann der Schauspieler erst die große Heldengestalt zeigen, bevor Rede und Handlung beginnt. Es ist doch etwas von Shakespeare in der Exposition! Und weiter, die nächste Scene, welch' anmutige Erscheinung Gudrun, welche Lyrik, da sie den Kranz vor Freyas Bild niederlegt! Hakon kommt herein. Nicht ein Wort zu Anfang über Christentum und Heidentum, nein, er wollte nur sein eigenes Urteil austauschen gegen das Königsurteil, wie er so nebenher Olafs Abfall nannte. Hakon erblickt Gudrun, seine unselige Leidenschaft offenbart sich. Aber was hat denn das mit dem Heidentum zu thun? wendest Du ein. Wahr, aber es ist ein rein menschlicher Zug. Und dann, welch tiefer Gedanke, Odins Bildsäule stürzen

zu lassen, gleichzeitig ist es einer der größten Effekte, den man sich auf der Bühne denken kann. Sage das nicht; hüte Dich, Hakon! Deine Götter sind zu alt. Und weiter, Hakons Besuch in seinem Reich. Welch geistreicher Gedanke! Hakon ist dem Reich nicht gewachsen. Und welche Sprache! Was ist in der Beziehung Tegnér gegen Oehlenschläger? Nebenbei gesagt, hat der Frithjofs-Sänger meine ganze Achtung verloren, da er uns nur eine reine Nachahmung bietet. Wie man sich wohl denken kann, muß Hakon, der Heide, von einem alten Manne dargestellt werden, und Olaf, der neue Christ, von einem jungen. Wie scheußlich tritt das Heidentum in seiner Härte und Grausamkeit hervor, da Hakon Thoras Bitte, als sie sein gottloses Vornehmen verhindern wollte, auf eine so grausame Art abschlägt.

Welch' schöne Scene zwischen Einar und Hakon, die uns die schöne Seite des Heidentums zeigt, und weiter, Olafs Auftreten während des Gesanges des Mönches, das ist eine Scene voll der schönsten Stimmung!

Und später, wenn Olaf Grib aufnimmt und sagt: „Du christlicher Heide!“ Wie schön tritt da das milde, versöhnende Christentum hervor! Und die Vorbedeutung mit dem goldenen Horn und dem Opfer, ist das nicht die schönste Romantik?

Aber nein, ich merke, ich kann keine Kritik schreiben, und ich will ein Kunstwerk, wie dieses, nicht zerpflücken denn wer das thut, muß ein herzloser, liebeleerer Mensch sein. Ebensowenig kann ich durch die Anhäufung ausgewählter Einzelheiten ein ganzes Bild darstellen. Genug davon, Hakon Jarl ist das interessanteste, das rührendste,

das effektvollste aller Dramen, die ich jemals gelesen habe, ja selbst Shakespeare — verzeihe! — kommt mir im Vergleich zu Oehlenschläger trocken vor.

Und nun ein Verdienst, um deßwillen ich Oehlenschläger höher stelle als Shakespeare, obwohl letzterer vielleicht ein größerer Dramatiker ist: es ist der Liberalismus, womit er seinen Stoff behandelt. Er liebt alle gleich, den Heiden wie den Christen, und er läßt am Schluß immer die Versöhnung voll eintreten, so daß man den gefallenen Helden völlig versöhnt verläßt und einen friedlichen Eindruck vom Ganzen behält, während Shakespeare beim Fallen des Vorhangs uns in erregtester Stimmung entläßt.

Doch was soll ich noch anführen? Oehlenschläger soll man mehr lieben als kritisieren, darum schließe ich und hoffe, daß Du mit Deinem Rabengekrächz nicht der ersten Lerche Lied stören wirst, und ich beschwöre Dich bei den Thränen, die ich weinte, als ich Hakon las, daß Du nicht mit Deiner gewöhnlichen Grausamkeit das schöne Bild, das ich mir von dem Danaskalden, dem Nordlandsbarden, geschaffen habe, zerstörest; und ist es nur ein Traum gewesen, oh, so laß mich träumen, laß mich nie erwachen zu der prosaischen, verhaßten Wirklichkeit, welche mit ihrem Nordsturm kommt, daß die Maiblumen der Jugendideale dahinwelken! Aber schreibe, schreibe bald über Hakon und Thora; sage mir, daß Du auch weinst, sage mir, daß Du Gudrun liebst, und Du, der Du durch Deine Thätigkeit Einfluß auf die öffentliche Meinung ausübst, erwecke das Volk, kläre die jetzt lebenden Schriftsteller darüber auf, daß die „goldenen Hörner" gefunden worden sind, daß Oehlen-

schläger sie vor siebenzig Jahren fand, aber keiner, keiner sie über den Sund hinüberführte. Rufe sie auf, daraus zu trinken, bis auf den Grund, Inhalt samt Neige, die Hörner, die den Skalden Sveas dic Gabe des Gesanges verleihen sollen.

B. an A.

Stockholm, den 19. Februar 18 . . .

Da ich Gleichgewicht und Ruhe noch nicht wieder erlangt habe, seitdem ich Dein Schreiben las, darf es Dich nicht verwundern, wenn der Stil leidenschaftlich, stellenweise geradezu feindselig ist, nicht gegen die Person, aber gegen die Sache, und ich halte mich für berechtigt, das Falsche und Schiefe zu hassen. Du hast mich herausgefordert. Nun wohl, ich lasse gleich zum Angriff blasen, also: Achtung!

1. Ich spreche Dir ästhetisches Urteil ab, denn Du bist zu jung. — 2. Trotz Deiner Bekanntschaft mit Oehlenschläger, der am verkehrten Ende anfing, und auf die Gefahr hin, gleich Baggesen als Ketzer verbrannt zu werden, doch mit aller Achtung für des Nordens größten Skalden, geben manche Leute ihr Urteil über seine Thätigkeit als Schriftsteller ab. 3. Will ich den „Werther“ auf eine halbe Seite bringen. 4. „Sprich über Hakon Jarl“, sagst Du, da ich weder Gudrun liebe, noch eine Thräne habe fallen lassen über Thora, Donna Elvira, die Theatermaitresse, womit ich auf das Sentimentale, Nordische

Tragische, den Effekt gerate, und im Zusammenhang damit, auf die Maschinerie des Theaters, weiter nochmals auf die geniale Ironie der Romantik, Epik und Lyrik im Drama u. s. w. 5. Ich ignoriere vollständig Dein Bellen gegen Shakespeare, das an den Hund und den Mond erinnert; übrigens findest Du in jedem Lehrbuch Aufschluß über Deinen Mißgriff. 6. gebe ich Dir ein Rezept gegen Deine Krankheit u. s. w.

Warum ich zuerst Deine Rede von dem ästhetischen Urteil angreife, geschieht deshalb, weil Deine ganze Aeußerung über Hakon Jarl darauf begründet ist, was Du vielleicht dunkel empfindest, und wovon Du dann behauptest, daß es ein Eindruck sei, der Dich in eine poetische Stimmung versetzt. So ist Deine ganze Aeußerung über Ruysdaels Gemälde eine Lüge, ein Gedicht, aber kein Urteil, und ich wage zu behaupten, daß Du ein Gemälde garnicht begreifst, denn Du läßt den Stoff auf Dich einwirken, nicht die Harmonie zwischen der Idee und der Form. Du dichtest, sobald Du Dich von der Stimmung im Gemälde ergreifen läßt, eine Menge Dinge hinein, die niemals darin lagen, oder an die der Maler niemals dachte, als er das Bild malte, die er aber möglicherweise dunkel empfand, als er es entwarf. Ein Beispiel! Wo ein gewöhnlicher Mensch nur einen Vogel sieht, erblickst Du einen Habicht. Woher weißt Du, daß es ein Habicht ist, da jener Vogel so aussieht, wie die Vögel im Allgemeinen auf Gemälden aussehen. Du dichtetest da, und Du dichtetest, als Du Hakon Jarl lasest. Wie werde ich da zu einem gültigen, objektiven Urteil gelangen, wendest Du ein, oder soll ich auf den Kunstgenuß verzichten, um urteilen zu können? Keineswegs,

das Urteil soll, um wahr zu sein, mit dem Genuß im harmonischen Zustand der Seelenthätigkeit anfangen; dann soll die ruhige Ueberlegung eintreten, so daß jede Stoffart abstrahiert wird. Es war gewiß, daß Holberg Homers Größe begriff, obwohl er ihn in der Dichterlaune auslachte, gleichwie ein Byron unter dem Einfluß seines Dämons alles, was Sänger hieß, verhöhnte, Große wie Kleine, und doch war er in normalem Zustande der erste, der vor einem Sheakespeare die Knie beugte.

Uebrigens genieße Du, während Du gleichzeitig durch die Studien Deinen Geschmack bildest, und verachte die Rezensenten nicht, welche vielleicht das undankbare Loos haben, vor der Thür des Schönheitstempels zu stehen und die Unwürdigen hinauszutreiben, die sich hineindrängen wollten, während sie selbst niemals weiter kamen als bis zur Schwelle; und wenn sie ihre Pflicht thun, ruft der Pöbel: „Sie sind des Teufels".

Nun zu Deiner Bekanntschaft mit Oehlenschläger.

Glückliche Fügung des Geschicks! Du triffst den Dramatiker Oehlenschläger und gerätst in den siebenten Himmel. Tröste Dich, wenn ich Dich aus Deinem seligen Traume reiße und behaupte, daß dies keine Bekanntschaft für Dich war, denn wenn Du hiernach den Epiker und Lyriker Oehlenschläger antriffst, so hebt der Dich wohl in den achten Himmel empor. Lies Aladdin, Sankt Hans Aften-Spil, Helge, Thors Reise und nichts weiter! Da findest Du den größten Sänger, der im Norden geboren ward! Aber forsche nicht weiter, weder nach des Sängers Persönlichkeit, noch nach seiner Lebensweise und seinem Alter, denn dann hast Du vom Baum der Erkenntnis

gegessen, und das vertreibt Dich aus dem Paradies Deiner Illusionen! Aber nein, Du hast die Thür geöffnet, Du hast Hakon Jarl gelesen. Hier fängt Oehlenschlägers tragische Laufbahn mit dem zweifachen Motto an. Willst Du mein Paradoxon hören? Man soll ihn auslachen, Du vielleicht nicht, der Du eher über ihn weinst! Oehlenschläger ist nächst Kierkegaard die tragischste Persönlichkeit der dänischen Litteraturgeschichte! Damit Du mich verstehest, muß ich kurz die Voraussetzung darstellen, auf welcher Oehlenschlägers Wirksamkeit beruht, das heißt die Lage der dänischen Litteratur vor und während seines Auftretens.

Selten hat wohl ein Dichter alles zu seinem Empfang so vorbereitet gefunden. Verschiedene Johannes-Wegbereiter hatten den Pfad offenbart und den kommenden Messias verkündet.

Vater Holberg hatte die mittelalterliche Gelehrtenpedanterie, welche die dänische Muse lehren wollte, nach schlechtem Mönchslatein zu singen, vollständig auseinander gelacht. Wessel, der seinen Abscheu gegen Melpomene richtete, die schräg daher kam, auf den roten Absätzen, die die Franzosen schlugen, freilich unter dem Kothurn, kam eines schönes Tages nach Kopenhagen und präsentierte die ernsthafte Muse in bloßen Socken. Das Volk lachte und fand das viel lustiger als französische Tragödien, und da wollte niemand weiter von der Teufelei wissen. Ewald hatte in seinen, übrigens schlechten, Tragödien „Balders Tod“ und „Rolf Krake“ die Aufmerksamkeit auf den Schatz gelenkt, den die nordische Mythologie und Sage der Poesie verdankt, und durch seinen „Fischer“ führte er einen

Fremdling ein auf die dänische Bühne, in die Poesie, in die Nationalpoesie. Baggesen hatte bewiesen, daß man nicht zu weinen brauche, weil man Poet war, und daß lustige Geschichten auch poetisch sein und in eine künstlerische Form gekleidet sein können. Norske Selskabet — ein ganz frischer Bursche, wenn auch ein schlechter Poet — hatte ein bischen nowegische Bergluft in das südlichere Mutterland mitgebracht, wo der deutsche Herr mit seiner schlaffen Gemütlichkeit die Luft verpestete.

Da kam der Messias und siehe — alles Volk glaubte an ihn, sogar Baggesen!

Man sollte die Genies in zwei Klassen teilen: in solche, die ihre Gaben von der Vorsehung zum Geschenk erhielten, ohne daß sie irgendwie dafür zu arbeiten brauchen, und in solche, die mit empfindsamem Gemüt unter den Stürmen der Jugend das wenige, das ihnen gegeben ward, ausarbeiten; die erstere verwöhnt die Welt mit ihrem reichen Schatz, mit dem sie freigiebig, ohne irgend welche Anstrengung, um sich wirft; die letztere setzt den Kampf während ihres ganzen Lebens fort, gelangt selten zur Harmonie und endet gewöhnlich als Märtyrer.

Oehlenschläger hatte alles von der Natur erhalten, that aber leider nichts, um mit seinem Pfund zu wuchern. Seine Kindheit war sorgenfrei und licht, sein Talent wurde bei Zeiten anerkannt, und er war der Liebling seines Volkes, ja, sein Abgott. Die Vorsehung hatte gut für ihn gesorgt, indem sie ihm einen Genius zur Seite stellte, der ihm unaufhörlich den rechten Weg wies und ihn vor dem bösen Dämon des Genies, dem Hochmut, warnte — aber vergebens! Die Eitelkeit verblendete den bereits durch un-

zeitigen Ruhm trübäugigen Dichter, und er sah in dem Freunde den Feind, und er bekämpfte ihn, denn er haßte die gewaltige Kraft an seiner Seite, er haßte die ganze Nation, ausgenommen Grundtvig. Er, der mit 23 Jahren „Sankt Hans Aften-Spil“ dichtete, mit 25 „Thors Reise“, ungefähr gleichzeitig „Aladdin“, und mit 27 Jahren großartige dramatische Anlagen zeigte, die sich in „Hakon Jarl“ offenbarten, beendete mit 36 Jahren seine Dichterlaufbahn, frisch und gesund, wie er lebte, gelegentlich seine Studien fortsetzend bis zum 71. Lebensjahre, unter beständigem Verfall. Ist es nicht tragisch, sieht man nicht mit der tiefsten Sorge, wie die Göttlichen, wenn sie einmal zu der Menschheit herniedersteigen, schnell der irdischen Staubhütten überdrüssig werden und sie verlassen, oder werden wir nicht daran erinnert, daß alles Schöne vergänglich ist? Das ist das Tragische, das „Universalgesetz.“

Ich berührte soeben ein Verhältnis und legte dar, daß ich heterodoxe Ansichten gegen den dänischen Litteraturdogmatiker hege. Ich muß mich erklären. Die dänische Litteratur war, merkwürdig genug, in unserm Lande ziemlich lange ihrem Schicksal überlassen worden. Ein achtungswerter Versuch, Gemeinschaft zwischen den litterarischen Bewegungen der beiden Länder herzustellen und Interesse für die dänische Litteratur, die wirklich einen Wert für die Erziehung erlangt hat, und die für uns von besonders zu beachtendem Werte ist, wurde gegen 1860 von dem jetzigen Professor Dietrichson angestellt. Damit war auch der sogenannte Baggesen-Oehlenschläger'sche Streit berührt. Dem alten Schlendrian folgend, stellte er den Streit — der zwischen den beiden

genannten Parteien kein Streit war, denn Oehlenschläger schwieg wohlweislich während der ganzen Zeit — so dar, als ob er für den Erfolg der dänischen Litteratur von großer Bedeutung wäre. Baggesen stand da wie ein sündiger Litterat, ein knausriger Neider und Oehlenschläger wie ein Märtyrer. Baggesen steht als Repräsentant einer alten Schule da, die elegante Verse über gediegene stellt und ein munteres Wortspiel für das Höchste in der Poesie hält. Ich bin unhöflich genug, mich jenem Urteilsspruch zu widersetzen, ich werde meine Behauptung klar legen, und nachher werde ich das Unrichtige in Dietrichsons Auffassung nachzuweisen suchen. Ich behaupte, daß Baggesen eine liebenswürdige Dichternatur war, was durch sein allbekanntes, obwohl garnicht sentimentales „Als ich klein war“ bewiesen wird, außerdem durch das von seinem Standpunkt aus wirklich großartige „Labyrinth“; und ein gesunder Humorist ist er in seinen „Komischen Erzählungen“. Damit will ich nicht sagen, daß Baggesen ein großer, origineller Dichter war, denn die sind schnell gezählt. Weiter behaupte ich und überlasse einem jeden darüber zu entscheiden, nicht durch die litterarhistorischen Schriften der Herren Molbech, Nyerup und Rahbek, die mir sehr einseitig vorkommen, sondern durch die Schriften der Streitenden, daß dieser Streit bei weitem nicht so schimpflicher Natur war, wie der zwischen den Phosphoristen und Akademikern in unserm lieben Vaterlande, denn ein solches Schmutzwerfen, wie es im „Polyphem“ vorkommt, trifft man bei Baggesen niemals an, nicht einmal in seinem so viel verschrieenen „Per Brovlers Kommentar“ zu Oehlenschlägers elendem Gelegenheitsgedicht zu einem

Preisschießen. In diesem Gedicht sprach Oehlenschläger die niedrigsten Schmähungen gegen Baggesen aus.

Baggesen ließ dagegen Oehlenschläger in jeder Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren, was folgender Vers aus „Noureddin an Aladdin“ bezeugt.

Sei gegrüßt, wenn mich mein Aug' nicht trügt,
Und Du Dich vor dem Fall bewahrst!
Sei gegrüßt von dem älteren Dichterbruder
Du, der größte Dichter der Melpomene Dänemarks.

Das konnte der alte, anerkannte Skalde dem eben emporgekommenen Jüngling sagen. War es Neid, warum wandte er da nicht sein ästhetisches Sektionsmesser bei „Aladdin“ an, der niemals für ein dramatisches Gedicht gelten konnte, ungeachtet Heiberg ein neues Konto auflegte für das „unmittelbare Drama“, einzig um Aladdins willen. Baggesen empfand die Poesie in „Aladdin“, und seine Kritik schwieg. Und wie bescheiden, ja demütig steht er da in dieser Erkenntnis, die nicht Neid zu atmen scheint, sondern nur Schmerz darüber, daß er sein ganzes Leben lang vergeblich die Lampe Aladdins suchte.

Und nennt nicht Baggesen Hakon Jarl „unsern besten nationalen Sorgenbrecher?“

Und wie warm verteidigt er „Axel und Valborg“ gegen die schwedischen und deutschen Kritiker, die das Stück einer vernichtenden Kritik unterwarfen. Wenn Baggesen dagegen schwer seine Hand auf ein Stück legte wie „Ludlams Höhle“ und „Hugo von Rheinberg“, wer kann sich darüber wundern, wenn Oehlenschläger, Hakons Sänger, sich zu solchen Maßlosigkeiten erniedrigte, was den jüngern Schriftstellern das schlechteste Beispiel gab?

Was wollte Baggesen denn mit seiner grausamen Polemik? Ja, er wollte, was jeder Wächter auf dem Parnaß wünschen muß, daß die Poesie nicht nur ein Spiel sein sollte, er wollte, daß das höchste der Gefühle wirklich eine Kunst sein sollte, und eine schöne Kunst, er wollte gegen jenen genialen Leichtsinn ankämpfen, der die Formen verachtet, ohne welche es keine Kunst giebt, er wollte, daß diejenigen, die als die größten nordischen Sänger geboren wurden, wenigstens ordentliche Verse schreiben sollten; das war ja doch nicht zu viel verlangt! Er wollte das verdammte Dilettantentum ausrotten. Und darum wurde er angefeindet? Nein, weil er einen auf Irrwegen begriffenen Jüngling zurückführen wollte, darum ward er lebendig auf dem Altar des Abgottes Oehlenschläger verbrannt, von zwölf Studenten, verschiedenen Professoren, ein paar Priestern und mehreren andern litterarischen Pfuschern — und der ganze Pöbel rief Hurrah!

Baggesens Waffen waren immer blank, nicht so die seines Gegners. Baggesen schrieb niemals eine Satire oder zog Oehlenschläger mit irgend einem Stücke auf, das seinen heiligsten Gefühlen entsprang; er war zu edel, um zu kränken, und er verhöhnte niemandes heilige Gefühle. Paul Moller parodierte „Als ich klein war.“ Baggesen wurd als litterarischer Dieb angeklagt, er bewies seine Unschuld, wurde aber von seinen Feinden dennoch verdammt.

Zerrissen von Sorgen und Schmerzen, starb er 1826, und — wie schön! — am Theater fand ein Fest statt, Oehlenschläger hatte den guten Einfall, ein Gelegenheitsstück zu schreiben, und dem Toten ward verziehen. O, Edelmut! Oehlenschläger hatte seinen Zuchtmeister verloren, aber des

Verschiedenen Geist scheint ihn verfolgt zu haben, denn in den meisten seiner Gedichte wird man zwei Sänger finden, wovon der eine ein Engel ist, der andere der leibhaftige Satan, der den ersteren beneidet, z. B. Hrane und Ragnvald in der Hroar-Sage, Thormod und Sighvat in Olaf, sowie zuletzt Sokrates und Aristophanes, wo Aristophanes den Sokrates um Verzeihung bittet, weil er — „die Wolken“ geschrieben hat. So wenig verstand Oehlenschläger seinen Aristophanes.

Um mehr zu beweisen, müßte ich weiter ausholen. Ich verlange nicht, daß mein Urteil unbedingt angenommen oder verworfen werde. Ich will nur andeuten, wie Baggesen eigentlich beurteilt werden müßte. Noch weniger Veranlassung liegt vor, seine vielen großen Fehler ans Licht zu ziehen, da man dieselben in jeder dänischen Litteraturgeschichte lesen kann, ebensowenig, wie ich alle Verdienste Oehlenschlägers aufzähle, die ja genugsam bekannt sind. Magst du mich nur einseitig nennen, weil ich die zwei Personen von zwei ziemlich wenig beobachteten Seiten zeige! Wenn ich Oehlenschlägers schlechteste Seite erwogen habe, so ist es darum geschehen, weil er als Dramatiker einen höchst verderblichen Einfluß ausgeübt hat, nicht allein auf die dänische, sondern auch auf unsre Bühne.

Bevor ich zu Hakon Jarl übergehe, will ich ein kleines Lanzenbrechen auf meinem Steckenpferd unternehmen. Wenn Oehlenschlägers Pegasus dabei manchmal wiehert, so kannst du versichert sein, daß er — ich darf wohl sagen — absichtlich einen Fußtritt erhielt! Zur Sache!

Das Kindesalter ist der Glaube, das Jünglingsalter ist der Zweifel, das Mannesalter ist oder sollte sein das

Wissen. Ich halte mich ans Jünglingsalter. Hast du an einem gothischen Gebäude gesehn, wie alle Linien der Wolke zustreben, zum Himmel, vertikal? Das ist der Zeiten Jugend. Und abermals, hast du an den Gebäuden der ersten Renaissance gesehen, wie alle Linien horizontal mit dem Boden gleichlaufen, ohne sich von der Erde zu erheben? Darin könnten wir das angenommene Mannesalter der Zeit wieder erkennen. Welch' einen unruhigen, mystischen, sehnsuchtserweckenden Eindruck macht doch das gothische Bauwerk mit seinen Pfeilern, Erkern, Baldachinen und unzähligen andern phantastisch geformten Zierraten, alles wirkt so aufregend, es ist so vieles, was garnicht nötig ist, um das suchende Gemüt zur Andacht zu erwecken. Dann kam die Renaissance und baute gewöhnliche Wohnhäuser an Stelle der Kirchen, schaffte den Tand ab und setzte an Stelle der gezierten gerade Linien! Und gleichwohl, welch männlicher, würdiger Eindruck!

Tritt der Jüngling ins Leben ein, so ist er voller Ideale, die in ihm wallen und gähren, er will sie verwirklichen, will einen gothischen Dom bauen, der bis in die Wolken reichen soll, aber es geht wie gewönlich, sein Leben reicht nicht dazu aus, und der Bau ruht, oder er giebt die Hoffnung auf und tröstet sich damit, daß die Welt so elend ist; und mit frischem Mut fängt er von Neuem an und findet nach und nach, daß die Ideale zum Teil in der Wirklichkeit wieder zu finden sind, obgleich er blind war und glaubte, der Welt etwas neues zu sagen mit dem, was schon vor tausend Jahren gesagt worden war. Kommt er so weit, so ist es gut; beharrt er aber bei seinen Träumen und gelangt er schließlich dahin, die

Welt zu verachten und sich für verkannt zu halten, dann ist er verloren, dann wird er zu einem „Werther“!

Hast Du einen jungen Mann gesehen — jeder Jüngling wird wenigstens während der drei oder vier Monate, so lange seine erste Liebe dauert, zum „Werther“ — mit ungekämmten Haaren, schmutzigem Kragen und oben aufgeknöpfter Weste (er muß so schwer atmen!), der sich niemals nützlich macht, sondern nur liest, was man „Humanoria“ nennt, d. h. die schöne Litteratur zweideutiger Art, der Broschüren und Verse schreibt, viele Verse, zusammengeflickte Erotik? Das ist das erste Werther-Stadium, es wird bei den jungen Studenten angetroffen. Ich vergaß zu sagen, daß die „Werther“ immer das Studentenexamen gemacht haben, denn Nichtstudierte haben keine Zeit Humanoria zu lesen und müssen darum bei jeder passenden Gelegenheit verhöhnt werden, zu welchen Gelegenheiten nicht die gerechnet werden, wo die Werther sich gezwungen sehen, Geld zu borgen. Das andere Stadium tritt ein, wenn der Jüngling zum „Werther junior“ wird, da schließt er sich ein und — ist Faust. Er ist durch seine ästhetische Erziehung blasiert, aus der eine empfindliche Körperkonstitution entspringt, und es verursacht ihm furchtbare Schmerzen, mit einem Körper behaftet zu sein, er verwünscht sein Schicksal jedes Mal, wenn er Mittag essen soll, denn der Ärmste muß sich als Mensch erkennen! Er besucht nun niemals mehr öffentliche Vergnügungen, denn „er fühlt seine Persönlichkeit vernichtet in der Menge Gewühl.“ Vorlesungen verachtet er, denn sein freier Geist haßt den Zwang, am allermeisten in Form des Glockenschlages; Verse schreibt er niemals mehr, die verachtet er!

Nun hat er außerdem eine geschriebene Vorlesung über Philosophie gelesen und wird nun Skeptiker. Am Tage ist er Pantheist, am Morgen Atheist. Er spricht nun niemals mehr über seine Liebe, er glaubt nicht mehr an die Liebe! Er ist ein schauerlicher Menschenkenner, das Weib insbesondere kennt er auswendig; genug davon, es kommt dahin, daß er — Selbstmordversuche anstellt, doch immer so, daß ein Kamerad dazu kommt und sie vereitelt!

Das ist nur ein Beispiel von dem grassierenden Wertherteufel; man denke, wenn ein ganzes Zeitalter so besessen ist! So war es, als Goethe mit seinem Werther hervortrat; über die Ursachen kann man sich in seiner Selbstbiographie genau unterrichten. Genug davon, dies war eine Schlaffheit der Zeit, die einen langen Stillstand erlitten hatte, wozu besonders der englische Empirismus und Sensualismus durch seine Ausartung zum Nihilismus beigetragen hatte, es war doch der englische Spleen, der durch Youngs und Ossians Poesien auf deutschen Boden hinübergeführt worden war. Goethe schnitt die Pestbeule auf, aber anstatt zu schwinden, breitete sich die Krankheit aus und steckte die Nachbarn an, worunter sich auch der gesunde Oehlenschläger befand. Und hierauf wollte ich kommen!

Es ist die verwünschte Sentimentalität, der „Weltschmerz“, welcher in seinen späteren Dichtungen mit dem gesundesten Liberalismus vermischt ist und hin und wieder auf eine betrübende Art im Heineschen Gewande auftritt und des Dichters eigenes Werk zerstört. Nunmehr will ich auseinander setzen, in wiefern ich Hakon Jarl dabei in

Betracht ziehe, nicht indem ich eine ausführliche Rezension liefere, denn eine solche muß ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk in seiner Art sein, sondern ich will nur den Fehler angreifen, der durch sein Beispiel einen so schädlichen Einfluß auf die neueren nordischen Dramatiker ausgeübt hat.

Laß uns zuerst die Charaktere betrachten — die lyrischen Elemente. Hakon wird dargestellt nach einem Gespräch zwischen zwei Sklaven. das die Situation erklärt. Hakons Herrschaft beruht auf einem Verbrechen; dasselbe wird in die Zeit vor dem Anfang des Dramas verlegt; das ist sicherlich antik, wirkt hier aber störend. Hakon tritt auf, spricht von Olafs Verachtung gegen die Götter des Nordens und bricht im selben Atemzug die Unverletzlichkeit in Freyas Hain, indem er Gudrun küßt. Hakon kommt uns im ersten Akt vor wie ein liederlicher Despot. Im zweiten Akt bricht die nordische Kraft hervor, als er die Liebe der Mannesthat opfert (im Gegensatz zu Frithjof); das ist ein männlicher Zug, wenn auch etwas roher Art, aber Werther soll darüber nicht weinen. In dem Auftritt mit Einar ist Hakon feige. Was Hakon in diesem Akt verletzt, als er sich des alten „jus" bedient, bei der Braut zu schlafen, wird die Ursache zu seinem Fall, der vielleicht nicht ganz logisch ist, denn er mußte von Olaf, vom Christentum besiegt werden. Im dritten Akt erniedrigt Hakon sich dazu, Meuchelmörder zu dingen; das mag historisch sein, ist aber durchaus nicht charakteristisch für den nordischen Helden; aber als dieser Anschlag vereitelt wird, schwingt Hakon sich empor; der poetische Held wird

zu einer tragischen Größe. Dieser Wechsel des Pathos wirkt störend auf den ganzen Hakon-Charakter.

Zu Anfang steht Hakon nur als Schützer seines Reiches da, zum Schluß als der Vorkämpfer eines Gottes. Dasselbe kann von Olaf gesagt werden. Zu Anfang spricht er von der Einführung des Christentums, tritt mit vieler Milde auf, singt Messen u. s. w. Im vierten Akt schlägt er aus Versehen den unschuldigen Erland tot und verfolgt dann Hakon mit wirklichem Haß, wie er selbst sagt, und als er die Krone empfängt, hat er für die heilige Jungfrau nicht ein Gebet, nicht ein Tedeum. Die Krone schien demnach die Hauptsache und das Christentum nur ein Vorwand zu sein. Und Thora, die im Anfang ein rohes Geschöpf ist, die Sklaven schlägt, Hakon grob begegnet und nicht die mindeste Spur von Milde verrät, sie erweist sich dem so elenden Hakon als reine göttliche Weisheit, als er darum bettelt, sich bei ihr verbergen zu dürfen.

Um die Spuren des flachen Rationalismus und der Weichlichkeit zu suchen, müssen wir des Verfassers Behandlung der beiden Prinzipien, die er gegenüberstellt, betrachten, da wir durch dieselben einen Begriff davon erhalten, was die Romantiker eigentlich mit ihrer Ironie wollten.

Um dem Drama gerecht zu werden, hat der Verfasser den Vorfall aus dem Heidentum auf eine abscheuliche Art zurechtgestutzt und hat das Christentum in das hellste Licht gestellt. Wie ist ihm das, was zum Teil falsch war, geglückt? Er läßt Olaf mit einem Monolog auftreten, in dem er in gereimten Jamben das Heil prophezeit, das die Einführung des Christentums mit sich bringen würde.

Da soll nicht das Gewimmer der den Göttern geweihten Opfer in dem alten Tempel wiederhallen, sondern Mönchsgesang wird zum gothischen Gewölbe emporsteigen, wohl in lateinischer Sprache, und statt des Blutes der Opfertiere werden Weihrauch und Myrrhen ihren Duft verbreiten zur Ehre des „Einen" und seines Sohnes und dessen Mutter. Durch Gastmähler soll der Tempel nicht entheiligt werden, sondern es werden um den Altar herum Liebesmahle eingenommen und Segenssprüche ausgeteilt werden, der Haß und die Gewalt werden der Unschuld und der Liebe den Platz räumen. Das ist der Unterschied zwischen Heidentum und Christentum — meint Oehlenschläger. Sollte das wohl Ernst sein oder — Ironie? Sollte nicht Hakons Odinsbild ebenso berechtigt sein als Olafs Marienbild, sobald jeder an das seine glaubt? Und weiter: Hakon opfert seinen einzigen Sohn, denn die Götter offenbarten ihm, daß dies das einzige Versöhnungsopfer wäre, und gleichwohl besteht Olaf darauf, daß es ein Verbrechen ist, das er strafen wird, denn, sagt er, niemals habe man so Unerhörtes vernommen seit Abrahams Zeit, aber da geschah es auf „Gottes" Befehl, und es war nur eine Prüfung, aber, meint er, war nicht der Engel dazwischen gekommen und hatte Abraham noch das Messer entrissen? Da war wohl Hakon sehr groß, wenn er aus gutem Herzen sein Opfer darbrachte. Ja, Vater Abraham, Du bist durch einen Heiden zu Schanden geworden, oder aber: der Adam des Dichters scherzt!

Und Herr Auden — wie er genannt wird — ist ein ausgemachter Rationalist, der das gepriesene Christentum Stück um Stück zerpflückt, so daß Olaf über seine

Dummheit erstaunt, und käme nicht der alte Tangbrand und ordnete eine Messe für den Pfingstabend an, so hätte Olaf noch als Freidenker geendet.

So hat der „geniale“ Oehlenschläger in seiner Souveränität sich als ein Gott über sein Werk gesetzt und verhöhnt seine Schöpfung. Aber das mag ihm nicht zur Last gelegt werden, er war ein Kind seiner irreligiösen, skeptischen Zeit, die sich so schön das Zeitalter der Aufklärung nannte. Doch, daß er bis an sein Lebensende so blieb, obwohl Kierkegaards Auftreten in seine Zeit fiel, das war unerklärlich!

Hakon Jarl war ein interessanter, sentimentaler Schurke, der, um das Mitleid zu erwecken, von so unverschuldetem Gram wie Erlands Tod betroffen werden mußte; er mußte sich soweit demütigen, daß er Schutz suchte bei seiner verschmähten Mätresse, damit man „schade um ihn“ denken könnte. Er ist ein romantischer, kein nordischer Held, ein solcher würde sich anders benehmen, darum kannst Du in der Frithjofssage hierüber keinen Aufschluß finden, sondern in den isländischen, in der Njáls-, Egil Skallagrimssons-, Jomsvikingasage u. A. Da wirst Du den nordischen Stoicismus finden, die nordische Treue, besonders die eheliche, aber nicht eine Spur von der Liebe eines Werther, Oehlenschläger oder Tegnér. Wahr ist es, daß die Menschen zu allen Zeiten gleich waren und die Geschichte des Herzens sich immer gleich bleibt, aber der Charakter und die Gefühle des Nordländers äußern sich auf eine andere Weise wie die des Südländers; aber das ist grade das, was die verschiedenen Schriftsteller vergaßen, als sie den Nordlandbewohner schildern wollten.

Oehlenschläger ist Epiker, das beweist auch die epische Breite und Weitläufigkeit in seinen Stücken, und dies giebt ihnen den Schein, als ob sie viel Handlung enthielten. Aber was ist Handlung? Ja, das Volk sagt, einem Stück fehlt es an Handlung, wenn auf der Bühne nichts Rechtes vor sich geht. Aber laß den Maschinisten hinter einer Kulisse stehen und ein Licht auslöschen, das auf einem Tische steht, der bis auf die Bühne geht; laß dann einen der stärksten Sopranisten im Chor ein gräßliches Gelächter anstimmen, oder laß irgend ein wichtiges Dokument verbrennen, am liebsten ein Testament, das jedoch zur Lösung des Knotens in einer Abschrift aufgefunden werden muß, oder laß den Theateronkel einige Pasteten essen und ein Glas Sherry trinken, und es wird Handlung darin sein, das Stück gilt dann als dramatisch. Doch das gehört zur Lehre von der Theatermaschinerie, in der Oehlenschläger besonders heimisch war, denn er war einige Zeit am Theater gewesen, und daß das Stück „spielbar" sei, das wird heutzutage zuerst verlangt, wenn die Bühne es annehmen soll. Oehlenschläger hat verschiedene Attribute nötig, um eine Metapher oder ein Gleichnis zu machen. So ist die ganze Scene mit dem Schmied und der Krone nur gemacht, damit Bergthor sagen kann: Hakon ist der Krone gewachsen. Das ist ein „lebender Rebus," eine „Charade in Aktion," ebenso wie der ganze Aufzug bei Einars Einführung. Hakon Jarl ist in sechzehn Abschnitte geteilt, wovon einige gestrichen werden könnten, das ist, im Vergleich zu den 65 Scenen im „Götz" wenig, aber es ist doch zuviel! Du hast nur Hakon gelesen, darum hast Du nicht das Unruhige, das Unübersichtliche in der

Anordnung bemerkt, ebenso wenig konntest Du das Falsche in der Scenerie beachten, z. B. wenn das Odinsbild stürzt. Aber kehren wir zur Handlung zurück. —

Ich sah einmal einen zwölfjährigen Knaben Oehlenschlägers Tragödien lesen; es ging schnell, denn in vierzehn Tagen hatte er alle sechsundzwanzig hinter sich. Befragt, wie das möglich wäre, und was er darüber dächte, antwortete er, daß sie sehr „lustig" zu lesen wären, besonders die, von denen er nur das Personenverzeichnis und — die Parenthesen zu lesen brauchte! Er bekam später Palmblads Übersetzung des Sophokles in die Hand, aber dieser war zu „langweilig", denn darin waren keine Parenthesen. Es sollte also mehr Handlung in Oehlenschlägers Tragödien als in denen des Sophokles sein, oder Sophokles ist weniger dramatisch als Oehlenschläger! Was ist da Handlung? Es ist die rasche Entwickelung der Charaktere durch die Veränderung der Situationen, es ist der innere Fortschritt oder das Pathos des Helden, das sich der Verwirklichung oder der Auflösung nähert. Handlung oder Bewegung erhält man dadurch, daß man Hindernisse in den Weg wirft, oder so oft wie möglich die streitenden Mächte zusammenführt, dann entsteht der Konflikt, der mit einem gesunden Effekt verbunden sein kann. Was ist also wahrer Effekt? Entweder überraschende Wendungen oder die Aufstellung unvorhergesehener Hindernisse oder das Eintreten unerwarteter Situationen. Alles, was nicht auf die Handlung Bezug hat, kann gestrichen werden, mag es noch so schön sein, und mag es sich noch so gut auf der Bühne ausnehmen.

Das Herunterstürzen des Odinbildes paßt vorzüglich

in ein Epos; es würde auch als dramatischer Stoff gebraucht werden können, wenn es erstens mit der Handlung in Verbindung gesetzt würde, und wenn es zweitens kein Wunder wäre. Wenn Frithjof Balders Bild umreißt, so ist das ein wahrer Effekt, erstens, weil es erzählt, nicht gesehen wird, zweitens, weil es soviel bedeutet, daß der Held durch seinen Trotz die Unschuld verletzt, und drittens, weil es etwas ganz Natürliches ist, daß man ein Holzbild herunterreißen kann.

Aber wenn ein Granitbild von selbst Risse bekommt und gleich darauf versichert wird, daß „der Bruch frisch ist“, so ist alles zusammen eine große Lüge. Wenn er wenigstens das Morsche in dem Riß gelassen hätte, von dem zuerst behauptet wurde, daß es da sei, so hätte der Effekt nichts zu bedeuten, jetzt ist alles verdorben und Oehlenschläger steht wie ein Taschenspieler vor dem erstaunten Publikum da, das seinen Schwank durch Applaudieren belohnt!

Ungeachtet meines Vorsatzes, deinen übrigens ganz unschädlichen Angriff auf Shakespeare zu übergehen, will ich eine Bemerkung machen.

Shakespeare ist trocken! Vielleicht für einen Schwärmer wie Du, der ganz benommen ist durch Oehlenschlägers „süße“ Verse von Schlüsselblumen, Sternen, Rosenwolken u. s. w., was die Lücken im Dialog ausfüllt. Doch ich gehe soweit zu behaupten, das Kriterium eines guten Dramas sei es, wenn es ungern gelesen wird, denn es soll g e s e h e n werden, und sogenannte Buchdramen sind Fremdlinge, die niemals in der Dramatik Zulaß haben sollten.

Was die weitere Exposition betrifft, so ist sie durchaus

shakespearisch, denn es gehört zum Kompositionsgesetz, das Stück mit Nebenpersonen zu eröffnen, um die kommenden Ereignisse vorzubereiten, aber dabei muß man während des scheinbar gleichgültigen Gesprächs in der Ferne immer den leise rollenden Donner hören, der im dritten Akt ausbrechen und im fünften den Helden erschlagen soll. So etwas kommt hier nicht vor, aber willst Du zwei Stellen in Hakon Jarl sehen, die eines Shakespeare würdig wären? Sie sind so unbedeutend, daß du lächeln wirst, wenn ich darauf hinweise, und doch liegt unendlich Großartiges in ihrer Kleinheit. Merke auf Einars Auftreten in fünften Akt, höre wie abgebrochen er spricht:

Guten Morgen, Thora!
Wenn ich nicht irre, ist es schon Morgen.
Laut kräht der Hahn schon auf dem Hofe. Ich komme, dir
Zu verkünden, was sich in der Schlacht hat zugetragen.
Mein Name ist Einar Tambeskielver.

Und weiter unten:

Grüße Thora, grüße unsre Schwester! riefen sie.
Das war das letzte Wort aus ihrem Mund.
Ich hab's gelobt. Doch habe ich mein Wort erfüllt,
So will mit einer Schaar von Olafs Mannen
Ich Hakon suchen, Olaf mit der andern.
Bei Gaulaä, da treffen wir uns wieder.
Ein Thing hat er bestellt, ich weiß nicht, wo.
Um deinetwillen, Thora, macht' den Umweg ich
Und deiner Brüder wegen. Es regnet, glaube ich.
Es tropft von meinem Helmbusch. Bald, bald hoffen wir
Den Jarl zu fangen und dich dann zu rächen.
Mög' Frigga Freud' dir geben! Leb' wohl! Ich eile.

Nun, verstehst Du auch noch etwas? „Es regnet, glaube ich.“ Wie kommt das dazu, meinst Du! Aber siehst

Du denn Einar nicht, hörst Du denn nicht, wie atemlos, wie eilig er ist; Thora kann kaum antworten, und doch hat er Zeit zu sagen, daß es regnet. Ja, Oehlenschläger „sah“ Einar vor sich, als er diese Scene dichtete, und darin liegt das Große:

Bald darauf tritt Hakon auf:

Der hohen Rota, der Walkyre Hand
Legt schwer und eiskalt sich auf meine Schläfe.
Vom schweren Kampf des Tages müde, ritt ich
Allein mit meinem Knechte durch die Nacht.
Ein glüh'nder Durst plagt mich schon lange,
Ist das Wasser in diesem Becher rein?

Thora.

O Hakon, warte, und ich hole Dir —

Hakon (trinkt).

Nein! Bleibe! — Ha, das hat erquickt!
Bei Gaulaä, da stürzte hin mein Roß!

Verstehst Du noch nicht, so lies, was Brandes über „Hotspur“ geschrieben hat.

Und zuletzt die Schlußscene! Da haben wir wieder die unglückselige, unmännliche Empfindelei vor uns. Ist es nicht Aussöhnung genug, daß Hakon stirbt? Was sollen Thoras Verse noch darnach? Ich behaupte, daß sie das Stück verderben, denn nun bleibt der letzte Eindruck ungefähr so: Es war bis dahin alles eitel Sünde bei Hakon, warum konnte er nicht leben bleiben und sich bessern, er war ja nicht so schlecht! Das ist es, was falsch ist. Wer beklagt wohl Richard III., wenn er stirbt? Niemand! Und ist es nicht Versöhnung genug, daß Richmond die Krone nimmt und die Parteien aussöhnt? „Aber das Volk will von dem Helden nicht mit einem

so erschütternden Eindruck scheiden, man schläft so schlecht in der Nacht, wenn man ein Trauerspiel gesehen hat!" Ja man thut so, aber man kann nicht schlafen, oder soll die Tragödie aussterben, weil das Volk entnervt und erschlafft ist? Mit nichten! Aber ehe nicht eine nationale Dramatik entstanden ist, soll man von einem halbgebildeten Publikum nicht zuviel verlangen; das Volk kann nicht direkt von seinem prosaischem Geschäft kommen und mit einem Hamlet leiden, denn die meisten verachten den müßigen Schwärmer, und Oehlenschläger, Gott bewahre uns, erweckt in unserer realistischen Zeit keine Dramatik mehr zum Leben; wir sind endlich soweit gekommen, daß wir Realisten sind. Nein, laß Du Oehlenschläger in seiner Ruhe und bei seiner Dramatik, da kann die Jugend im langen Winter sich am Kaminfeuer mit ausruhen. Man liest ja ebenso gern schöne Sagen, denn sie enthalten einen großen Schatz der lieblichsten Poesie, aber von der Bühne mögen sie verbannt und auf der andern Seite des Sunds bleiben, denn nun hat der Norden seine Dramatiker, die wahrhafte Shakespeares zu werden versprechen, ich meine Hauch, Ibsen und Björnson; die mag man studiren, aber sie geben uns keine Dramatik. Nein, die Zeit selbst soll uns in ihrer Vollendung eine Dramatik erzeugen, und im Übrigen ist unsern Dramatikern kein anderes Studium zu empfehlen als die Zeit selbst.

Wir sind Realisten geworden, das ist gut, aber wir sind auf dem Wege, Materialisten zu werden; wir streben nach Aufklärung, aber wir haben das Alte zu zeitig weggeworfen; wir haben nichts übrig; wir sind bankrott; wir zweifeln an allem; wir wissen nicht, was wir glauben

sollen! Ja, möchte es ernst werden mit unserem Zweifel, daß wir endlich im Ernst verzweifeln, damit wir zur Einsicht unseres verzweifelten Zustandes kommen! Aber wann wird denn unser Johannes kommen, der uns den Weg zur Wahrheit und zum Leben weist — oder ist er schon gekommen?

Ja, er ist gekommen, er ist bereits 1813 geboren, ganz genau 1855 gekreuzigt und vor 1871 vergessen! Sören Kierkegaard hieß er! Ihn werde ich mit Vergnügen predigen und zu allererst für Dich, der Du noch auf dem Standpunkt des Ästhetikers stehst! Aber nein, er mag selber reden. Du mußt „Entweder—Oder" lesen. Du wirst das erste Buch lesen und dann fühlen, wie ein Schwert durch deine Seele geht. Du wirst das zweite Buch lesen und so gründlich verzweifeln, daß Du im innersten Grunde erschüttert werden und alle Qualen der Hölle fühlen wirst. Später mußt Du lesen, ja, was? sein „Erstarrung und Christentum"? Ich weiß nicht, denn ich stehe selbst mitten im Kampf, glaube aber nicht, daß ich mich durch Lesen weiter bringen kann, nur daß ich mich durchkämpfe bis zum . . . Fragezeichen! Persönlichkeit nennt es Kierkegaard! Was will denn Kierkegaard? Ich glaube, er weiß es selbst nicht ganz! Aber, was er nicht wollte, ist Unglaube, Irreligiosität, Leichtsinn, und sein ewiges Vergienst ist es, daß er Hegels leeren Gedankenpantheismus verurteilte. Kierkegaard will — Ernst!

Trockne nun Deine Thränen, die Oehlenschläger Dir entlockt hat, denn es war nur Spaß, und laß Kierkegaard kommen, der mit seinem Ernst Dich wird Blut weinen

lassen, und dann wirst Du Mensch werden oder untergehen!

Du bewirkst, daß ich meinen Brief nicht mit irgend einer rethorischen Phrase schließe, aber ich bin wirklich so ernst gestimmt, wenn ich auf Kierkegaard zu sprechen komme, daß alle solche Nichtigkeiten mir wie Lügen erscheinen, und was ich in dem vorhergehenden Teil des Briefes gesündigt habe, bereue ich jetzt aufrichtig; aber es ist zu spät, den Plunder auszustreichen.

Nachschrift. Schreibe nur Februar anstatt Göijemonat, ich verstehe ganz gut Latein, und Du bleibst doch ebenso nordisch — wie Oehlenschläger.

Der Zweck der Abhandlung war: 1. dem Professor eine Vorstellung zu geben von des Verfassers Belesenheit in der Ästhetik im Allgemeinen und von seinem Wissen in der dänischen Litteratur insbesondere; 2. den Verfasser selbst über seinen Standpunkt ins Klare zu bringen. Nach Kierkegaard hatte er sich selbst und seinen verlassenen Standpunkt in der Person des A. angegriffen. Derjenige, der Göijemonat anstatt Februar schreibt, ist der Runabruder, der das Nationale verehrt.

Bruder A. fängt mit seinem Zweifel an dem allgültigen Urteil an, kann aber das Garn nicht entwirren. Er warf mit seinen im Nationalmuseum erworbenen Kenntnissen um sich und kam sogleich auf Hakon Jarl.

Bruder B. der schon „Februar“ schreibt, nimmt den Bruder A. in Zucht und karrikiert sich selbst, indem er auch einige Züge vom Bruder Eis entlehnt; er legt seine Mei-

nung über die dänische Litteratur dar, um Gelegenheit zu den Beweise zu haben, daß er eine selbständige Meinung hätte, und damit er Professor Dietrichsons Ansichten angreifen könnte. Darauf pflügt er mit Georg Brandes' Kälbern in Shakespeares Stoppelacker und fällt schließlich über Kierkegaard her.

„Was will denn Kierkegaard?" fragte er. „Ich glaube, er weiß es selbst nicht ganz! Aber was er nicht will, ist Unglaube, Irreligiosität, Leichtsinn . . .!" Leider wußte Johann nicht, daß Kierkegaard das Paradoxe wollte.

Zur angesetzten Zeit trat Johann bei dem sonst als liberal und human bekannten Lehrer ein. Er merkte gleich, daß er hier keine Sympathie fand. Mit fast verächtlicher Miene gab der Professor ihm die Schrift zurück und erklärte, daß dieselbe am besten für die Leserinnen der neuen „Illustrierten Zeitung" passe, und daß die dänische Litteratur von keinem so großen Interesse wäre, daß sie einem Spezialstudium als Gegenstand dienen könnte. Johann war beleidigt und erklärte, er hätte Grund zu glauben, daß die dänische Litteratur von größerem Interesse für Schweden wäre, als zum Beispiel Malesherbes und Boileau, über welche andere schrieben. Das Tentamen begann und nahm den Charakter einer heftigen Zänkerei an. Es wurde am Nachmittage fortgesetzt und endete mit einem Zeugnis mit dem Wunsch und der Erklärung, daß die Universitätsstudien nur an der Universität gemacht werden könnten. Johann wandte ein, daß die ästhetischen Studien am besten in Stockholm gemacht würden, wo man das Nationalmuseum, die Bibliothek, die Theater,

musikalische Akademien und Künstler hätte. Nein, das wäre Unsinn; hier sollte es sein! Johann warf einige Fragen über Kollegien und Lesen hin, und sie schieden nicht als sonderlich gute Freunde.

XII.

Eines Königs Schützling.

(1871.)

Das Verhältnis zum Vater war während der ganzen Zeit gut gewesen, und der Alte hatte sich bis zu einem gewissen Grade für die Erziehung empfänglich gezeigt, aber Johanns unverständiger Stolz brachte den Vater zuweilen auf und beleidigte ihn. Johann, der beständig zu Hause war, verbrachte manche Abendstunden mit dem Alten unter Gesprächen über alle Lebensfragen, schließlich auch über Religion. Eines Tages sprach Johann eine halbe Stunde über Parker, so daß der Vater schließlich den Wunsch aussprach, etwas von ihm zu lesen. Er behielt das Buch mehrere Tage, sagte aber nichts, und Johann fand es in seiner Kammer wieder. Der Vater war zu stolz zu bekennen, daß der Freidenker ihm zugesagt hatte, aber durch einen Bruder wußte Johann, daß er besonders von der berühmten Predigt „Über das Altertum“ entzückt war.

In der Oppositionsfrage gegen den Professor verhielt er sich schwankend. Er meinte, daß Recht immer Recht bleiben müßte, aber die Mißachtung gegen den alten Professor behagte ihm nicht. Johann sah indessen, daß er das Spiel gewann, und daß sein Vater sich lebhaft für seinen Erfolg interessierte.

Aber eines Tages im Frühling war Johann aufs Land gefahren, nachdem er dem Hausmädchen Bescheid gesagt hatte. Als er Tags darauf nach Hause kam, wurde ihm ein ziemlich verletzender Empfang zuteil.

„Du fährst fort, ohne es mir zu sagen?"

„Ich habe es dem Hausmädchen gesagt."

„Ich verlange, daß Du Dir Erlaubnis bei mir holst, solange Du mein Brot ißt."

„Erlaubnis holen? Was ist das für ein Geschwätz!"

Johann ging fort, lieh von einem wohlgeachteten Kaufmann hundert Kronen und fuhr dann mit drei Vereinsbrüdern nach einer Insel in den Scheren, wo sie sich bei einem Fischer für dreißig Kronen monatlich einmieteten. Niemand versuchte ihn zurückzuhalten, und wahrscheinlich war die Krisis hervorgerufen auf Grund von Johanns merklichem Einfluß auf den Vater und die Geschwister im Hausregiment. Die Herrscherin im Hause fürchtete nämlich, daß ihr die Macht aus den Händen genommen würde.

Den Sommer verbrachte er bei angestrengter Arbeit zum Examen, denn jetzt hatte er wieder mehr Gründe, von Hause fern zu bleiben. Es war ein gesundes und strenges Leben mit unschuldigen Freuden. Er war nur mit Schlafrock, Unterhosen und Wasserstiefeln bekleidet, und die

Kameraden hatten noch weniger an. Sie badeten, segelten, fochten, spielten wie Kinder in den Freistunden, und Johann gab sich nun einer zunehmenden Verwilderung hin. Starke Getränke kamen fast immer auf den Tisch, und Johann fürchtete sie, denn sie machten ihn wahnsinnig. Aber der Enthaltsamkeit und Arbeit folgte der Wunsch, Andere zu bekehren, und eine bedeutende Selbstgerechtigkeit, die immer die Folge ist, denn entweder fühlt der Opferwillige, daß er in dieser Hinsicht besser ist als die andern, oder er bringt das Opfer, um das Gefühl zu empfinden, daß er besser sei. Daher die Predigten an einen Bruder, der trank, das Moralisieren über andere, die nicht arbeiteten, sondern nach Dalarö fuhren und tanzten und starke Speisen verzehrten. Ihm steckte Kierkegaard im Leibe, er wollte ethisch sein, und er wetterte gegen die Ästhetik.

Er studierte nun Philologie und nahm Dante, Shakespeare und Goethe durch. Den letzteren haßte er, weil er Ästhetiker war. Unter dem allem lag wie ein dunkler Hintergrund der Bruch mit dem Vater, den er seit ihrem Zusammenleben im letzten Winter in verklärter Gestalt sah, und dem er nun in allem Vergangenen Recht gab, alle kleinen Mißhelligkeiten der Kindheit hatte er vergessen. Am meisten vermißte er doch die Geschwister, besonders die Schwestern, mit denen er in persönlichem Verkehr blieb.

Die Arbeit mit Wurzelwörtern und Lexikon war ihm eine Pein, aber nun genoß er diese Pein und zügelte seine Phantasie durch strenge Arbeit. Das war die Pflicht, der Beruf.

Zum Schluß des Sommers war er wild und scheu. Die Kleider, die nun wieder hervorgesucht wurden, waren

zu eng, und der Halskragen, den er seit Monaten schon nicht mehr benutzt hatte, marterte ihn wie ein Halseisen; die Stiefeletten drückten, und er fand, das alles samt und sonders Zwang war, Unnatur und Konvenienz. Einmal hatte man ihn in eine Soirée auf Dalarö gelockt, aber er kehrte gleich wieder um. Er war schüchtern und konnte das leere Gepränge und das Gelächter nicht ertragen. Diesmal war es jedoch nicht das Gefühl der Unterklasse, denn er hatte aufgehört, sich zu ihr bekennen.

Die Askese hatte inzwischen seinen Willen und seine Handlungskraft gestärkt, und als der Termin in Upsala begann, nahm er seinen Nachtsack und reiste hin, ohne mehr als eine Krone sein eigen zu nennen und ohne zu wissen, wo er ein Zimmer und etwas zu essen finden würde.

Rejd nahm ihn bei sich auf, und da richtete er sich ein zum Studieren.

Am ersten Abend suchte er sehr ausgehungert Eis auf. Der war den ganzen Sommer einsam in Upsala geblieben und sah noch bekümmerter aus als sonst. Er fand einen Schatten. Die Einsamkeit hatte seine Seele noch kränker gemacht. Er ging mit Johann aus und lud ihn zur Vesper nach Förderfvet ein. Eis sprach wie gewöhnlich und zerfleischte sein Opfer, das sich wehrte und wieder schlug, indem es die Ästhetiker angriff. Eis betrachtete den Ausgehungerten, wie er aß, und berauschte sich selbst aus der Branntweinflasche. Er nahm eine mütterliche Miene an und erbot sich, Johann Geld zu borgen. Dieser dankte gerührt und nahm gegen zehn Kronen, denn seitdem er glaubte, eine Zukunft vor sich zu haben, lieh er

ohne Furcht. Schließlich war Eis betrunken und phantasierte. Darauf schlug er plötzlich um, nannte Johann egoistisch und warf ihm vor, daß er die zehn Kronen angenommen hatte.

Als Egoist verdächtigt zu werden, war das Grausamste, was Johann wußte, denn Christus hatte ihm eingebildet, daß das Ich gekreuzigt werden müßte. Sein Selbst war emporgewachsen, frei vom Druck und in Berührung mit der Oeffentlichkeit. Die Person, die hervortritt, erhält ein größeres Ich durch die Aufmerksamkeit, die ihr zu teil wird, oder sie zieht die Aufmerksamkeit gerade dadurch auf sich, weil sie ein größeres Ich hat als die andern. Er suchte nach Arbeit, um auf rechtlichem Wege für sein Fortkommen zu sorgen, und er ging seinen Weg mit Arbeit und Willenskraft und mit der Hülfe mancher Freunde, aber nicht mit Charlatanerie und auf Schleichwegen. Aber Beschuldigungen trafen ihn ins Angesicht, denn die müssen ja alle Menschen treffen, die ein Ich haben. Er wollte das Geld wieder zurückgeben, aber da richtete Eis sich auf, wurde Gentleman und fuhr fort zu romantisieren. Johann schien es, daß dieser Idealist ein Lump wäre, der sich so dämonisch anstellte, um seine Reue über die zehn Kronen zu verbergen.

Eis war während einiger Zeit seine einzige Gesellschaft, ehe die Freunde wieder eintrafen. Er war immer undurchdringlich, seltsam und verschlossen. Eines Abends zeigte er eine neue Seite. Mitten in einem Gespräch, während Johann den Inhalt seines neuen „Opferdieners“ erzählte, fingen seine Augen an zu glühen, und er schien Johann nur noch zu sehen, nicht zu hören. Darauf wurde

er elegisch, sprach schlecht von den Weibern und kam schließlich auf Johann zu, um ihn zu küssen. Wie das Rätsel in einem Augenblick gelöst war, und er das Geheimnis des Charlatans herausgefunden hatte, nahm Johann ihn bei der Brust und warf ihn in eine Ecke zwischen Ofen und Schreibtisch. Darum also hatte er, der alte Student, den Verein der Jünglinge aufgesucht! Darum war es!

Nun kamen die Studenten zum Termin herbei und alle mit Geld. Johann war mit seinem Nachtsack und mit seinen Büchern gewandert und empfand nun, wie angenehm der Weg wird, wenn man lange auf die Güte anderer angewiesen ist. Er lieh sich Geld zu einem Zimmer. Es war ein wahres Rattennest mit einem Feldbett, ohne Laken oder Bezüge. Kein Leuchter, nichts. Aber er lag mit den Unterkleidern im Bett und las bei einer Kerze, die in einer halben Flasche stak. Die Freunde verschafften ihm hie und da Essen. Aber dann kam die Kälte. Da ging er aus, wenn es dunkel wurde, und kaufte einen Haufen Holz, den er in seinem Nachtsack heimtrug. Und so lernte er, ein Physiker, wie man Kohlenfeuer anmachen kann, wenn die Glut ausgeht. Außerdem ging ein Schornsteinrohr durch das Zimmer, das jeden Donnerstag, wenn gewaschen wurde, warm war. Dann stand er mit den Händen auf dem Rücken daran und las in einem Buch, das er auf den herbeigezogenen Schreibtisch stellte.

Sein Stück wurde gespielt und kalt aufgenommen. Der Stoff war religiös. Er behandelte Heidentum und Christentum, das Christentum wurde als eine neue Zeit-

rechnung vertheidigt, nicht als Kirchenlehre. Christus selbst wurde aus dem Wege geräumt, und Gott, der Einzigwahre wurde auf seine Kosten erhöht. Das Stück enthielt auch einen Familienkonflikt, die Weiber wurden auf Kosten der Männer nach der Mode der Zeit erhoben. Der Verfasser ließ auch in irgend einer Gegenrede seine Meinung aus über die Stellung des Dichters im Leben. — „Bist Du ein Mann, Orm?" fragt der Herzog. — „Ich bin nur Sänger," antwortet Orm. — „Darum wirst Du auch niemals etwas."

Johann glaubte nämlich jetzt, daß des Dichters Leben ein Schattendasein wäre, daß er kein Ich hätte, sondern nur im andern Ich lebte. Aber ist es denn so sicher, daß der Dichter kein Ich hat, weil er nicht nur eins hat? Vielleicht ist er reicher und besitzt mehr als die andern, Und warum ist es besser, nur eins zu haben, da das einzige Ich jedenfalls nicht mehr eins ist als mehrere Ich, da ja ein Ich das zusammengesetzte Produkt ist von Elternerziehung, Umgang und Büchern. Vielleicht darum, weil die Gesellschaft, die eine Maschinerie erfordert, zu deren Einheit das Ich als Rad gehören soll, murrt. Aber dann ist ja der Sänger mehr als ein Maschinenteil, wenn er selbst eine ganze Maschine ist?

In dem Stück hatte Johann sich in fünf Personen wiedergegeben. In dem Herzog, der gegen die Zeit ankämpft; im Sänger, der überschaut und durchschaut; in der Mutter, die sich empört und rächt, und deren Rache durch seine Sympathie vernichtet wird; in der Tochter, die mit dem Vater ihres Glaubens wegen bricht; in dem Liebhaber, der mit einer unglücklichen Liebe zu kämpfen hatte. Er

kannte alle behandelten Motive, und er sprach für die Sache aller. Aber ein Dramatiker, der für den Durchschnittsmenschen schreibt, mit fertigen Ansichten über alles, muß wenigstens für eine seiner Figuren Partei nehmen, um das immer leidenschaftliche und parteiische Durchschnittspublikum zu gewinnen. Das hatte Johann nicht thun können, weil er an kein absolutes Recht oder Unrecht glaubte, aus dem einfachen Grunde, weil alle diese Begriffe relativ sind. Man kann gegen die Zukunft Recht haben und Unrecht gegen die Gegenwart; man hat Unrecht in einem Jahre, aber Recht im nächsten; der Vater kann dem Sohn Recht geben, während die Mutter findet, daß er Unrecht hat; die Tochter thut Recht, den zu lieben, den sie liebt, aber der Vater findet, sie thut Unrecht, weil sie einen Heiden liebt. Das war der Zweifel. Warum hassen und verachten die Menschen die Zweifler? Weil der Zweifel die Entwickelung zum Fortschritt ist, und der Gesellschaftsmensch haßt die Entwickelung, weil sie seine Ruhe stört. Aber der Zweifel ist grade die wahre Menschlichkeit und soll mit der Humanität und der Urteilskraft abschließen. Nur der Dumme ist sicher; nur der Unkundige glaubt, die Wahrheit gefunden zu haben. Aber Ruhe ist Glück, darum sucht der Leser das Glück in der Dummheit. Der Zweifel verzehrt die Thatkraft, sagt man. Aber ist es denn besser zu handeln, ohne die Folgen der Handlung zu bedenken und zu überlegen? Das Tier und der Wilde handeln blind, dem Verlangen und dem Triebe folgend.

Nach Upsala zurückgekehrt, wurde er aufs neue von schmählichen Rezensionen verfolgt. Teilweise waren sie wahr, so sollte die Form von „Kongsemnerne“ entlehnt

sein, aber auch das war nur teilweise wahr, denn Johann hatte den eiskalten Ton und die rauhe Sprache direkt aus den isländischen Sagen und die Lebensansichten aus der eignen Vorratskammer. Der Hohn folgte ihm, und er wurde als ein Mann betrachtet, der die Absicht hatte, Dichter zu werden, der schlimmste Argwohn, der einen treffen konnte. Mitten in der Not und Arbeit kam ein Brief von dem Kämmerer des königlichen Theaters an, der bei Johann anfragte, ob er sogleich nach Stockholm kommen könnte, da der König ihn zu sehen wünschte.

Krankhaft mißtrauisch glaubte er, daß man sich einen Scherz mit ihm mache, — und er ging mit dem Brief zu seinem klugen Freunde, dem Naturforscher. Dieser telegraphierte am Abend an einen bekannten Schauspieler am königlichen Theater und bat ihn, den Kämmerer zu fragen, ob derselbe an Johann geschrieben hätte. In der Nacht schlief Johann unruhig, er wurde zwischen Hoffnung und Furcht hin und hergeworfen. Am folgenden Morgen traf die Antwort ein; es wäre so, und Johann sollte sogleich hinkommen. Er reiste.

Warum zögerte er nicht, die königliche Gnade anzunehmen, er, der den Empörer in sich trug? Ganz einfach darum, weil er nicht zur demokratischen Partei gehörte; er versprach niemals seinem Vater oder seiner Mutter, daß er die Königsgunst nicht annehmen würde; darum, weil er an die Aristokratie glaubte oder an die Berechtigung des Besten, am Steuer zu stehen, und er glaubte, die beste Klasse wäre die Aristokratie, was er auch in seiner Tragödie „das sinkende Hellas“ nachwies, wo er die Demagogen verhöhnt. Die Tyrannen haßte er, aber dieser König war

kein Tyrann. Es lag weder außer ihm noch in ihm irgendwelche Veranlassung vor, zu zögern.

Er reiste also hin und erhielt Audienz. Der König war grade sehr krank, sah abgezehrt und eingefallen aus, sodaß er einen schmerzlichen Eindruck machte. Da stand er mit seiner langen Tabakspfeife und sah lächelnd den jungen bartlosen Schriftsteller stolpernd eintreten, geführt von Adjutanten und Kammerherren. Er dankte für das Vergnügen, das ihm das Stück verschafft hätte. Er hatte in seiner Jugend selbst auf der Akademie mit einem Vikinggedicht gewetteifert und hatte das Altnordische sehr gern. Nun wollte er dem jungen Studenten dazu verhelfen, sein Examen machen zu können, und er schloß die Unterredung damit, daß er ihn an die Hofverwaltung verwies, wo er die erste Auszahlung anordnete. Später sollte es mehr werden, und er stellte in Aussicht, daß Johann in ein paar Jahren fest angestellt sein würde.

Das war ein Schutz für die Zukunft, und Johann fühlte sich dankbar und gerührt durch diese Güte eines Königs, der so mancherlei zu bedenken hatte.

Er kehrte nach Upsala zurück und sah nach zwei Monaten, wie ihn der Sonnenschein in einen Stern verwandelt hatte. Der Hofmarschall, der die Gelder auszahlte, hatte ihn gefragt, ob er gedächte, „später" in ein Departement oder in die Bibliothek einzutreten. Niemals waren seine Gedanken soweit gegangen und gingen auch noch nicht so weit.

Der Zweck des menschlichen Strebens scheint zu sein und muß auch wohl sein, das Leben bis zum Tode auf die mindest unangenehme Weise hinzubringen. Dieser

Zweck schließt das Denken an das Wohl anderer nicht aus, im Gegenteil, denn dies Angenehme schließt das Bewußtsein mit ein, das Recht andrer nicht verletzt zu haben. Darum können schlecht verwertete Reichtümer allein kein angenehmes Leben gewähren; darum kann der Weg, der über die Leichen andrer führt kein angenehmes Leben bereiten; und darum ist der Utilitarismus oder die Weltanschauung, die das Glück der meisten will, nicht unmoralisch.

Johann konnte, ungeachtet aller Askese, nicht verhindern, sich glücklich zu fühlen. Sein Glück bestand in der halben Gewißheit, daß er sein Dasein verleben würde ohne die größeren Schmerzen, die die Ungewißheit über die Existenzmittel mit sich führt. Sein Dasein war von Not bedroht gewesen, und jetzt war es geschützt; das Leben war ihm wieder geschenkt, und es ist so schön zu leben, wenn man noch im Wachsen begriffen ist. Seine von Hunger und Überanstrengung zusammengepreßte Brust wölbte sich, sein Rücken ward grader, das Leben kam ihm nicht mehr so traurig vor. Er war zufrieden mit seinem Lose, darum schien ihm das Leben zu leuchten, und er würde undankbar gewesen sein, wenn er sich jetzt unter die Undankbaren gestellt hätte.

Aber dies währte nicht lange. Aber als er die alten Kameraden um sich sah, wie sie in einer Lage vorwärts strebten, an der sein Glück nichts änderte, da fand er, daß eine Disharmonie eintrat. Sie waren gewohnt, ihm als einem Notleidenden zu helfen, und nun bedurfte er dessen nicht mehr. Sie hatten ihn gern, darum beschützten sie ihn und waren gewohnt ihn unter sich zu sehn. Als er

nun emporkam, neben sie und über sie, da fanden sie ihn folgerichtig verändert. Ja, das veränderte Benehmen mußte ihn verändert haben. Der Notleidende stand nicht so tief in ihrer Meinung und war nicht so grade in seinem Rücken wie der Wohlhabende. Er war verändert für sie, aber war er darum schlechter? Die Selbstliebe ist ja sonst eine geschätzte Ware. Genug davon, er verletzte nur dadurch, daß er glücklich war, und noch mehr dadurch, daß er seinerseits andre glücklich machen wollte.

Gaben führen Verpflichtungen mit sich, und Johann unterließ nicht, sich sogleich für die Kollegien und Stunden anzumelden. Er machte sein Examen in Philologie, Astronomie und Staatswissenschaft, erhielt aber in allen Gegenständen ein weniger gutes Zeugnis, als er erwartet hatte. Er hatte zu viel und zu wenig studiert. Im Tentamen wurde er gewöhnlich von Aphasie*) befallen.

Er saß da und war nicht im Stande, eine Antwort zu geben, obwohl er mehr wußte, als gefragt wurde, und dann kam der Trotz und die Selbstplage, der Mißmut, und er fühlte sich versucht, die Flinte ins Korn zu werfen. Die Lehrbücher kritisierte er, und er fühlte sich unehrlich, wenn er lernte, was er verachtete. Die Rolle, die man ihm gab, fing an ihn zu bedrücken, er sehnte sich hinaus, wohin es

*) Die Psysiologie schreibt diese Krankheitsform den Schäden zu, die das linke Stirngewinde erlitten hat. Und Johann hatte wirklich zwei Narben oberhalb des linken Auges. Die eine rührte von einem Axthieb her, die andere von einem Stein, gegen den er heftig anschlug bei einem Sprung vom Observatoriumkastell hinab. Er wollte aus dieser Aphasie auch eine unüberwindliche Schwierigkeit, Reden zu halten und fremde Sprachen zu sprechen, herleiten.

auch immer sei, nur hinaus aus diesem allem. Nicht daß er die Gabe als eine Wohlthat empfand. Es war ein Stipendium, ein Belohnung für ein Verdienst, so wie Künstler es zu allen Zeiten für ihre Ausbildung entgegennahmen, und der königliche Geber war nicht der Monarch, sondern der persönliche Freund und Bewunderer. Darum übte dies auch nicht irgendwelchen Zwang auf seine aufrührerischen Gedanken aus, er ließ sich nur für eine Stunde täuschen und glaubte, daß alles wohl stände in der Welt, weil er es gut hatte. Seine Opposition war bereits auch soweit hinuntergegangen, daß er das Gedeihen des Staates nur in der Monarchie sah, und er glaubte nicht wie die Heiden, daß die Ernten besser gedeihen würden, wenn man den König auf dem Altar der Götter schlachtete. Seine Mutter würde über seine Auszeichnung vor Freuden geweint haben, wenn sie lebte, so aristokratisch war sie.

Demokraten sind alle bis hinauf zum Kronprinzen, insofern als wir die, die über uns sind, zu uns herunter wünschen; aber selbst oben angekommen, wollen wir nicht hinunterrücken. Die Frage ist nun die, ob dies Oben in geistiger Bedeutung gemeint ist, und ob es wirklich sein muß. Hieraus entstanden Johannes Zweifel.

XIII.

Auflösung.

(1872)

Zu Anfang des Frühlingstermins stellte Johann sich wieder mit einem älteren Kameraden zusammen, um die Studien fortzusetzen. Als er sich nun wieder mit den alten Büchen befassen sollte, die er so lange studiert hatte, war es ihm recht zuwider. Das Gehirn war erfüllt von Eindrücken, von gesammeltem, schriftstellerischem Material und wollte nicht mehr aufnehmen; Phantasie und Gedanken arbeiteten bereits und wollten die alleinige Herrschaft des Gedächtnisses nicht mehr anerkennen. Zweifel und Abspannung fanden sich ein, und er blieb oft den ganzen Tag auf dem Sofa liegen. Und dann erwachte er mit dem Verlangen, ganz und gar frei zu sein und handelnd in das Leben einzutreten. Aber das königliche Stipendium hielt ihn in Fesseln zurück, wie auch frühere Verpflichtungen, die er ja dadurch hatte, daß er entgegennahm, was man ihm in die Hand gab für sein Examen, das nun halbbeendet war. So machte er sich an den philosophischen Stoff, aber als er die Geschichte der Philosophie las, fand er alle Systeme gleichgiltig oder ungiltig, und seine Gedanken boten allen fremden Gedanken Widerstand.

Im Verein herrschte Zwiespalt und Schlaffheit. Alle Jugendgedichte waren vorgelesen worden, und niemand brachte mehr etwas neues hervor, so daß bei den Zusammenkünften nur noch Punsch getrunken wurde. Eis hatte sich auch bloßgestellt, und bei einer Scene mit einem andern Bruder wurde er hinausgeworfen, zog das Messer und bekam Schläge. Er hatte sich darauf unter eine lächerliche Maske gerettet und war nur noch die Zielscheibe des Witzes, seitdem man entdeckt hatte, daß seine Weisheit in Vorträgen aus Zeitschriften des Studentencorps bestand, die die andern nicht verwenden konnten.

Im Anfang des Termins wurde außerdem ein ästhetischer Verein von Professoren der Ästhetik gestiftet, und dadurch wurde der Runabund überflüssig.

Es war bei einer Zusammenkunft im Verein, wo Johanns Empörung gegen die Autoritäten zuerst zum Ausbruch kam. Er hatte nämlich am Abend getrunken und war halb berauscht. In Gesprächen mit den Professoren kam man auf brennbare Stoffe, und Johann wurde so lange aus seiner Verschanzung hervorgelockt, bis er Dante für ziemlich beutungslos für die Menschheit und für überschätzt erklärte. Johann hatte ein ganz Teil Gründe, konnte sie aber nicht zur Geltung bringen, als die Professoren darauf drangen, und der ganze Verein stand schaarenweis um die Kämpfenden herum, die in die Ofenecke gedrängt wurden. Er wollte zuerst sagen, daß die Komposition in der „göttlichen Komödie" nicht originell wäre, sondern eine sehr gewöhnliche Form, die gleich voran in Albericus' Vision angewandt ist. Er wollte behaupten, daß Dante in diesem Gedicht nicht Bildung und Gedanken seiner

ganzen Zeit wiedergeben konnte, weil er so ungebildet war, daß er nicht einmal griechisch konnte. Er war nicht Philosoph, denn er schlug den Gedanken in die Fesseln der Offenbarung, und darum war er auch kein Vorgänger der Renaissance oder der Reformation. Er war kein Patriot, denn er huldigte dem deutschen Kaiserreich von Gottes Gnaden. Er war höchstens Florentiner Landpatriot. Demokrat war er ebenso wenig, denn er träumte immer von einem vereinigten Papst- und Kaiserreich. Er griff nicht das Papsttum an, sondern nur einige Päpste, die — wie er selbst in seiner Jugend — unsittlich lebten. Er war ein Mönch, ein wahrhaft idiotes Kind seiner Zeit, da er ungetaufte Kinder in die Hölle sandte. Er ist ein beschränkter Royalist, der Brutus neben Satan in den Brennpunkt der Hölle setzt. Ihm fehlt alle Selbstkritik; während er zu den schlimmsten Verbrechen die Undankbarkeit gegen Freunde und die Verräterei gegen das Vaterland rechnet, schickt er seinen eigenen Freund und Lehrer Brunetto Latini in die Hölle und unterstützt den deutschen Kaiser Heinrich VII. gegen seine Vaterstadt Florenz. Er hatte schlechten Geschmack, da er zu den sechs größten Dichtern der Welt Homer, Horaz, Lucanus, Ovid, Virgil und — sich selbst rechnete. Wie konnten moderne Menschen, die so strenge gegen allen Skandal wären, Dante preisen, der durch sein Gedicht so manche lebenden Personen und Familien entehrte und seine eigene geliebte Vaterstadt beschimpfte, wie er thut, als er in der Hölle unter Dieben fünf Florentiner von adliger Geburt findet, wobei er ausruft:

„Juble, mein Florenz, denn dein Name ist nicht nur groß über Land und Meer, auch in der Hölle prangt dein

Name. Fünf deiner Mitbürger in Diebsgesellschaft — meine Wangen erröten vor Scham bei ihrem Anblick. Aber eins weiß ich: die Strafe wird dich (Florenz) treffen; und möchte es bald geschehen!"

Wie gewöhnlich wurde nun der Streit von dem wechselnden Standpunkt des Angreifers und der Angegriffenen geführt. Johann wollte dem Professor beweisen, daß die „Komödie" von seinem Standpunkt aus ein Pamphlet wäre, aber da sattelte der Professor um und ging auf den Standpunkt des Feindes über und meinte, daß „er" es wohl nicht als solches verwerfen würde. Worauf Johann antwortete, daß gerade er es dazu rechnete, aber nicht als ein großartiges Gedicht von ewigem Werte, wie gerade der Professor es in seinem Kolleg genannt hätte, was doch ein Irrtum wäre. Später warf der Professor um und stellte den Antrag, daß das Gedicht von der Zeit ab verbannt würde.

„Gerade so," antwortete Johann, „aber wir haben es aus unserer und aus allen kommenden Zeiten verbannt und wir haben also Unrecht gehabt. Aber auch in Bezug auf seine Zeit ist es nicht epochemachend, da es nicht vor seiner Zeit steht, sondern mitten darin oder bald darnach. Es war ein Sprachmonument für Italien, nichts weiter, und es sollte niemals an einer Universität in Schweden gelesen werden, weil die Sprache veraltet ist und — das letzte Wort — es war zu bedeutungslos, als daß es in der Entwicklungskette der Bildung aufgenommen werden könnte.

Das Resultat: Johann wurde für unverschämt und halbtoll angesehen.

Nach dieser Explosion war er aufgerieben und unfähig zur Arbeit. Das ganze Leben in der Stadt, wo er sich nicht heimisch fühlte, war ihm zuwider. Die Kameraden ermahnten ihn, er solle sich ausruhen, denn er hätte zuviel gearbeitet, und das hatte er. Nun stieg der Plan wieder auf, hinaus zu kommen, aber ohne Folgen. Seine Seele war wie aufgelöst, wie ein Hauch dahinschwebend und äußerst empfindsam. Die graue schmutzige Stadt quälte ihn, die Landschaft rund herum peinigte ihn, und da lag er nun auf einem Sofa und betrachtete die Illustrationen einer deutschen Zeitschrift. Der Anblick von Landschaften anderer Länder wirkte wie Musik auf ihn, und er empfand das Verlangen grüne Bäume, blaue Seen zu sehen, er wollte hinaus aufs Land; aber es war ja erst Februar, und die Luft war grau wie ein Sacktuch, in den Straßen und Wegen versank man tief in dem halbgethauten Schnee, der sich mit der Erde vermischte.

Als er sich nun ganz niedergeschlagen fühlte, ging er zu seinem Freunde, dem Naturforscher. Es frischte ihn auf, seine Herbarien und Mikroskope, seine Aquarien und physiologischen Präparate zu sehen; und am meisten den stillen, friedlichen Atheisten, der die Welt ihren Gang gehen ließ, denn er wußte, daß er in seinem geringen Maß mehr für die Zukunft arbeitete, als der Poet mit seinen konvulsivischen Ausbrücheu. Der Kamerad hatte doch einen alten Zug von Ästhetik in sich, und er malte in Öl. Das interessierte nun Johann wunderbar. Zu denken, daß er eine grünende Landschaft mitten in die Nebel dieses

schrecklichen Frühlingswinters hineinzaubern könnte, um es an seine Wand zu hängen!

„Ist das Malen schwer?“ fragte er.

„Nein, bewahre, es ist leichter als Zeichnen. Versuche es!“

Johann, der schon ganz unerschrocken ein Lied mit Guitarrebegleitung komponiert hatte, hielt es nicht für unmöglich zu malen, und er lieh sich eine Staffelei, Farben und Pinsel. Und dann ging er nach Hause und schloß sich ein. Er nahm aus einer illustrirten Zeitung eine Zeichnung, die eine Schloßruine darstellte, und diese kopierte er. Als er sah, daß die blauen Farben wie ein klarer Himmel wirkten, wurde er von Sentimentalität ergriffen, und als er später grüne Büsche und eine Grasmatte hervorzauberte, da war er unsäglich glücklich, als wenn er Haschisch gegessen hätte. Der erste Versuch war geglückt. Aber nun mußte er ein Gemälde kopieren. Das ging nicht. Alles wurde grün und braun; er konnte seine eigene Farbenstimmung nicht mit dem Ton des Originals in Einklang bringen. Da wurde er tief verzweifelt.

Eines Tages, als er eingeschlossen war, hörte er einen Besuch mit dem Kameraden im nächsten Zimmer sprechen. Sie flüsterten, als wenn sie bei einem Kranken sprächen.

„Nun malt er auch schon!“ — sagte der Kamerad in einem tiefen, niedergeschlagenen Ton.

Was sollte das bedeuten? Sahen sie ihn für verrückt an? So war es! Er fing nun an, über sich selbst nachzudenken, und kam wie alle Grübler zu dem Beschluß, daß er verrückt wäre. Was war da zu thun? Wenn man ihn einsperrte, so war er sicher, wahnsinnig zu werden.

„Besser dem zuvor zu kommen," dachte er, und da er sich erinnerte, von Privat-Irrenanstalten auf dem Lande gehört zu haben, wo man frei umhergehen und im Garten arbeiten durfte, so schrieb er an die Direktion. Nach einiger Zeit erhielt er eine freundliche Antwort mit der Aufforderung, ruhig zu sein. Der Briefschreiber hatte durch den Kameraden Auskunft über Johann erhalten, und er kannte nun seinen Seelenzustand. Es wäre nur eine Krisis, die alle empfindsamen Naturen durchmachen müßten u. s. w.

Also die Gefahr wäre überstanden. Aber er wollte hinaus, hinaus aus dem Leben, wohin auch immer.

Eines Tages sah er, daß eine reisende Theatergesellschaft in die Stadt kam. Da schrieb er an den Direktor einen Brief und hielt um ein Debüt an. Er erhielt weder Antwort noch Besuch darauf.

So wurde er hin und her geworfen, bis endlich das Schicksal eintrat und ihn befreite. Drei Monate waren vergangen, und es kam kein Geld von der Hofverwaltung an. Die Kameraden rieten ihm, an den Hofmarschall zu schreiben und höflich anzufragen, wie es damit angeordnet wäre. So that er und erhielt zur Antwort, daß niemals die Rede gewesen sei von einer regelmäßig auszuzahlenden Summe, sondern daß Seine Majestät die Gratifikation nur für ein Mal verteilte, aber doch in Gnaden gedächte, in Anbetracht der dringenden Umstände, ausnahmsweise ein Mal eine Summe von 200 Kronen, die folgten, zu bewilligen.

Johann war zuerst froh, denn er war nun frei, aber später beunruhigte ihn diese Wendung der Dinge, da in den Zeitungen stand, daß er Stipendiat wäre und das Stipendium wirklich aus königlichen Mitteln während „des Jahres",

das er noch im Examen stände, flösse. Außerdem hatte ihm ja der Hofmarschall einen Wink für die Zukunft gegeben, und das konnte nicht mit 200 Kronen abgethan sein. Man sann über die Ursache hin und her. Einige nahmen ganz sicher an, daß der König es vergessen hätte, andere, daß seine Stellung es nicht zuließe, und jeder wußte, daß sein guter Wille nicht immer im Verhältnis zu seinem Können stand. Niemand sprach seine Mißbilligung aus, und Johann war froh in seiner Seele, hätte nur nicht eine gewisse Beschämung in der Entziehung des Legats gelegen, so daß er nun in den Verdacht geraten konnte, sich dies durch ein Geschwätz zugezogen zu haben. Die, welche an eine „Ungnade" glaubten, schrieben dieselbe dem Umstande zu, daß Johann es unterließ, seine Aufwartung zu machen, als er zu Weihnachten und zu Neujahr in Stockholm war. Andere glaubten, es sei hervorgerufen durch die geringe Förmlichkeit, mit der er die gedruckte Tragödie „Das sinkende Hellas" überreichte, die Johann ganz einfach aufs Schloß schickte, anstatt selbst damit hinzugehen, was seine Gradheit ihm verbot. Zehn Jahre später hörte er eine ganz neue Auslegung der „Ungnade." Er sollte nämlich ein schändliches Lied über den König verfaßt haben! Aber die Geschichte war eine „reine" Dichtung, wahrscheinlich die einzige, die von dem verkannten Erzähler auf die Nachwelt übergehen wird.

Das Faktum blieb stehen, und nun war der Entschluß schnell gefaßt! Er wollte nach Stockholm reisen und Litterat werden, wenn möglich Schriftsteller, wenn seine Befähigung dazu sich als begründet erweisen würde. Der Zimmerkamerad übernahm es, den Rückzug zu decken und

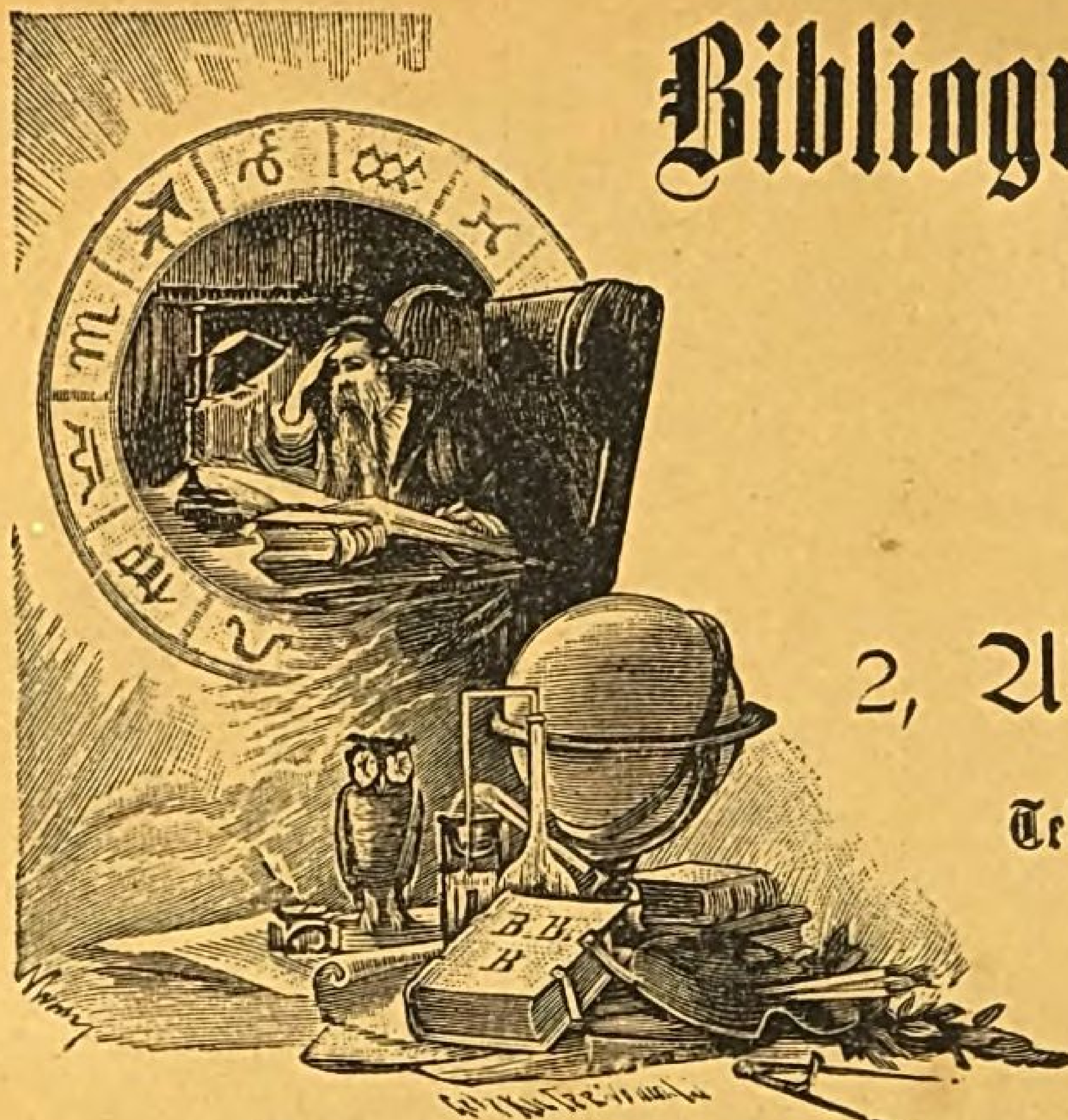
gab vor, daß Johann sich einige Zeit in Stockholm aufhalten müßte, damit der Wirt nicht beunruhigt würde und die Miete, die am Terminschluß nicht voraus bezahlt wurde, während der Zeit zusammengebracht werden könnte.

Ein Abschiedsfest ward gehalten, und Johann dankte seinen vielen Freunden, die Verpflichtungen anerkennend, die ein jeder Verkehr mit sich bringt, wo eine Persönlichkeit nicht aus sich selbst entwickelt wird, sondern aus der Seele jedes andern, mit dem er in Berührung kommt, einen Tropfen daraus zu entnehmen, gerade wie die Biene aus Millionen Blumenkelchen ihren Honig sammelt, den sie doch selbst umschmilzt und dann für ihr eigen ausgiebt.

Und so fuhr er nun hinaus ins Leben, hinaus aus den Träumen und der Vergangenheit, um in der Gegenwart und Wirklichkeit zu leben. Er war aber schlecht vorbereitet, und die Universität ist nicht die Schule fürs Leben. Er fühlte auch, daß die Stunde der Entscheidung gekommen war. In einer schlecht ausgeführten Erzählung nannte er das Fest eine Junggesellenvesper, denn nun sollte er ein Mann werden und die Knabenjahre hinter sich lassen, er sollte sich der Gesellschaft einfügen, ein nützlicher Mitbürger werden, sein eigenes Brod essen.

So glaubte er damals, aber er sollte bald finden, daß die Erziehung ihn untauglich für die Gesellschaft gemacht hatte, und als er sich nicht darein fand ausgewiesen zu sein, erwachte in ihm der Zweifel, ob die Gesellschaft, zu der doch auch die Schule und die Universität gehörten, auch Schuld hätte an seiner Erziehung, und ob nicht die Gesellschaft einen Fehler hätte, der geheilt werden müßte.

Druck von G. Zahn & H. Baendel, Kirchhain N.-L.



Bibliographisches Bureau

zu

Berlin,

2, Alexanderstraße 2

Telephon-Amt V., 3350.

Das im November 1888 zu Berlin errichtete **Bibliographische Bureau** umfaßt einen Referentenkreis von nahe an 600 Gelehrten für fast alle Bibliotheken, Archive und Universitäten des In- und Auslandes; außerdem stehen ihm für Uebersetzungen achtzig geschulte Translatoren zur Verfügung. Filialen in Rom **(einziges ständiges Referat für die Vaticana)**, Leipzig 2c.

Bibliographisches Bureau, Abth. I.: Angabe und Zusammenstellung der bereits vorhandenen Litteraturen für bestimmte Materien jeder wissenschaftlichen Disciplin und jeder Zeitperiode. Auch Material aus wissenschaftlichen Zeitschriften 2c. wird zusammengestellt. Das Bibliographische Bureau excerpirt über 1600 Zeitschriften wissenschaftlichen und technischen Inhats aller Culturspracheu, es liefert unparteiische statistische Zusammenstellungen aller Art auf Grund amtlichen Materials.

Bibliographisches Bureau, Abth. II.: Anfertigung von Bibliographien für Behörden und gelehrte Gesellschaften, schnellste Herstellung von Catalogen mit wissenschaftlichen Notizen 2c. — Prüfung und Kollationirung von Handschriften, Herstellung von Abschriften.

Druck von G. Zahn & H. Baendel, Kirchhain N.-L.